Vorübungen

zur

Erweckung der Aufmerksamkeit

und

des Nachdenkens.

Zweyter Theil.

Zum Gebrauch einiger Classen
des Königl. Joachimsthalischen Gymnasium.

Mit allergnädigsten Freyheiten.

Berlin, bey Friedrich Nicolai,
Buchhändler, im Assibertschen Hause, auf der Schloßfreiheit.
1780.

Nachricht.

Die Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit u. s. f. sollen in verschiednen Classen den Schüler, oder, mehrere Jahre des Privat Unterrichts hindurch, den jungen Leser beschäftigen. Deswegen waren für die noch schwache Fähigkeiten leichtere, für reifere Fähigkeiten allmählig mehr Nachdenken fordernde Materien erforderlich; und es ward nothwendig, verschiedene Abtheilungen zu machen. Je bestimmtere Regeln man bey der Wahl der Materien, und für den Umfang, den man jeder derselben zugestehen wollte, sich festsetzte; je genauer man diese Regeln zu befolgen suchte: desto eher mußte bey der dritten Ausgabe das Buch noch beträchtlich stärker werden, als bey der zweyten. So wurden aus jenen nothwendig befundnen Abschnitten, so viel Bände. Der erste und zweyte wird jetzt ausgegeben, der dritte weniger stark, als der zweyte, folgt in der Michaelismesse. Obschon

diese

diese Bände der erste, zweite, dritte Theil der Vorübungen heissen, so wird jeder derselben doch auch einzeln verkauft werden; so daß man den zweyten oder dritten allein, ohne Schwürigkeit, so wie den ersten bekommen kann. Die Vorrede des sel. Prof. Sulzers, welche eine Anleitung zum Gebrauch des Buchs enthielt, wird für die Lehrer besonders abgedruckt, und es wird eine neue Anleitung zum Gebrauch der in dieser Ausgabe gemachten Veränderungen angehängt werden. Beyde machen sodann den vierten Theil des Buchs aus, und dieser wird wiederum besonders zu haben seyn, und auch in der Michaelismesse fertig werden.

Berlin den 4. April 1780.

Merkwürdigkeiten der Natur.

Zonen der Erdkugel.

Man theilet die Erdkugel in fünf Zonen, oder Erdstriche ein. Aber den größten Teil des Erdbodens machen die zwey gemässigten Striche oder Zonen aus, die zwischen der heissen, und den beyden kalten Zonen liegen. In diesen Ländern bemerkt man vier verschiedene Jahreszeiten, mehr oder weniger deutlich, je nachdem sie der heissen, oder einer kalten Zonen näher liegen. Den Frühling, wo Bäume und Kräuter ausschlagen und blühen, die Hitze mäßig, und die Tage den Nächten meist gleich sind; den Sommer, wo die Felder und Baumfrüchte reifen, die Hitze ist am größten, und die Tage merklich länger, als die Nächte, sind; den Herbst, wo alle Früchte und Samen abfallen, und das Gras verwelket, da die Tage und Nächte wieder in Gleichheit kommen, und die Wärme merklich abnimmt; den Winter, wo der Wachsthum der Pflanzen ganz, oder größtentheils, aufhört,

wo die Nächte länger sind, und die Kälte mehr oder weniger überhand nimmt.

Die Länder der gemässigten Erdstriche liegen dergestalt, auf beyden Seiten der heissen Zone, daß die Jahrszeiten in beyden einander gerade entgegen gesetzt sind. Es ist in dem einen Winter, wenn es in dem andern Sommer ist, und Herbst, wenn der andere Frühling hat.

Diese Länder scheinen die größte Mannigfaltigkeit sowohl an Feld- und Baumfrüchten, als an Thieren zu haben; der Wein ist ihnen eigen, welcher weder in den ganz heissen, noch in den ganz kalten Ländern fortkommt.

In beyden gemässigten Zonen sind die anmuthigsten und glücklichsten Länder die, welche mitten in denselben liegen. In Europa Spanien, das mittägliche Frankreich, und Griechenland.

Es giebt Länder, wo nur eine einzige Jahreszeit, nämlich ein beständiger Sommer herrscht, und wo jeder Tag im Jahre so warm ist, wie bey uns warme Sommertage. Diese Länder liegen mitten auf dem Erdboden, und nehmen auf denselben den Raum ein, den man den heissen Erdstrich nennt. Die wohlriechendsten und kräftigsten Früchte, welche die Natur hervorbringt, wachsen nur in diesem Erdstrich, und die Natur hat überhaupt in demselben ihren größten Reichthum gezeiget. In diesem Erdstrich haben die Tage und Nächte fast das ganze Jahr hindurch immer einerley Länge.

Hingegen giebt es auch Länder, in denen, den größten Theil des Jahrs hindurch, eine so grosse Kläte herrscht, die

unsre

unsre strengste Winterkälte noch weit übertrift. Nur binnen wenigen Wochen im Jahr wird es so warm, daß die wenigen Kräuter, und wilden Bäume oder Gesträuche, grünen und wachsen. Aber weder Obst noch Erdfrüchte, welche die Menschen geniessen könnten, wachsen in diesen kalten Erdstrichen. Daselbst sieht man die größte Ungleichheit der Tage und Nächte; indem es sowol Tage als Nächte giebt, die ganze Monate währen. Diese kalten Erdstriche werden auch die Polarländer genennet; weil sie an den beyden Enden der Erde, um den Nordpol und um den Südpol liegen.

In diesen kalten Ländern ersetzet die Natur den Mangel der Feldfrüchte, durch die grosse Menge Fische, welche das Meer und die Seen in sich halten, und durch den Ueberfluß der Thiere, die zwar mehrentheils wild, und reissend sind, sonst aber die schönsten Felle zur Kleidung, ein gutes Fleisch zur Nahrung, und deren Sehnen, und Knochen zu Bogen und anderm Geräthe das nöthige darreichen.

Und so bringet jedes Land vornehmlich das hervor, was seinen Bewohnern nach der Beschaffenheit des Klima am unentbehrlichsten ist. Den Völkern der heissen Erdstriche spinnet ein Wurm, der sich von den Blättern des Maulbeerbaums nähret, ein Gewebe, woraus die Seide verfertiget wird, welche zu leichten Kleidern dienet. Hier trägt auch sowohl ein Baum, als ein Strauch eine Art Schoten, welche voll von einer leichten und feinen Wolle sind, woraus ebnefalls leichtes Gewand verfertiget wird. Damit auch das hitzige Blut der Südländer nicht zu sehr entzündet werde, so verschaffen ihnen

ihre Felder oder Gärten, und die Pommeranzen: Zitronen: und Olivenwälder die erquickendeste und erfrischendeste Früchte.

Welttheile.

Die drey andern Welttheile, ausser Europa, sind von vielerley Völker bewohnt, die sich unter einander entweder gar nicht, oder nur wenig kennen, und an Sitten, Lebensart und Religion, sehr von einander unterschieden sind.

Asia ist das größte Stück in der Runde liegenden an einanderhängenden Landes, an welchem Europa bloß eine Halbinsel ausmachet. Da die mittleren Gegenden die gemäßigte Seeluft nicht geniessen, auch nicht Wasserreich sind, so ist die Wärme und Kälte daselbst sehr heftig, je nachdem grosse Ebenen, oder hohe Gebürge sie besetzen. Das Erdreich ist zum Anbauen entweder ungeschickt, oder ganz vernachläßiget, und deswegen ist dieses Stück Landes, so lange wir davon etwas wissen, niemals ordentlich cultiviret gewesen. Noch jetzo wohnen dort keine andere, als nomadische Völker, die ihre Dörfer und Städte am Morgen abbrechen, mit denselben einige Meilen weiter rücken, und sie am Abend in einer Stunde wieder aufgebaut sehen. Man kann sagen, daß die Natur selbst hier das irrende Leben nothwendig, und die Einrichtungen, Gesetze, Staatsverfassungen, Reiche dieser Völker hinfälliger und veränderlicher gemacht hat, als diese Dinge in andern Weltgegenden sind. Ganz Asien hat mehrmal unter der unruhigen Gemüthsart dieser Völker gelitten. Auch der

nord:

nordliche Theil Asiens, der voll Wasser, Sumpf, Waldungen, und äusserst kalt ist, war niemals ordentlich bewohnt. Wer sich von einem Tyrannen frey machen wollte, fand darinnen einen sichern, aber traurigen Schutzort; wer aber nach eigenem Belieben sich einen Aufenthalt wählen konnte, zog gegen Süden. Die östlichen und westlichen Länder in Asien sind die schönsten dieses Welttheils. Besonders hat sich das östlich gelegene China, ohnerachtet der häufigen Einfälle der Tartaren, in seinem blühenden Zustande erhalten, dagegen die Barbaren aus dem Innern von Asien diese ehemals so bevölkerten Länder, Medien, Phönicien, Syrien, und klein Asien, entvölkert und gänzlich verunstaltet haben.

Die südlichen Länder könnten die glücklichsten seyn. Das Königreich Siam, zum Beyspiel, ist ein irdisches Paradies, auf die Oberfläche hat die Natur Gold, Kupfer und feines Zinn hingelegt, eine Mannigfaltigkeit von den schmackhaftesten Früchten bietet sich überall an, der Fluß Menam überschwemmet jährlich einem Theil des Landes, befruchtet die Erde, und tränkt die Reißfelder, die ohne alle Wartung grünen, reifen, und sich besamen. Ein ewiger Sommer herrscht hieselbst, die Bäume sind beständig mit Knospen, Blüthen, und Früchten zugleich bedeckt, die Bienen, die hier keinen Winter fürchten, vergessen so zu sagen ihren Fleiß, sammlen keinen Honig ein, weil ihnen bey dem immer daurenden Sommer oder Frühling Blumen nie fehlen können.

Und dennoch bietet die Natur die schönsten Gaben gleichsam vergebens an, es sind nicht Menschen genug da, man kann Tagereisen thun, ohne an Wohnplätze zu kommen, und die wenigen Bewohner sind unthätig und entartet. Es bleibt diese schönste Gegend den Tigern und Elephanten überlassen.

Afrika ist nächst Asien das größte in die Runde liegende Land. Da es in der heissen Erdgegend lieget, so findet man daselbst Wüsten von Sand und Asche, ganze Strecken von ausgebrannten Waldungen, Ungeheuer von allen Gattungen, die die unnatürlichen Triebe der Thiere erzeugen. Wenn es das Vaterland des Goldes zu seyn scheinet, so haben zugleich die Einwohner die größte Gleichgültigkeit gegen dasselbe. Auch Trägheit und Dummheit gehöret hier eigentlich zu Hause. Die Hitze schwächt alle Werkzeuge des Denkens. Nach einem ordentlichen Plan zu handeln, ist den Einwohnern zu schwer; daher wenig ordentlich eingerichtete Staaten zu finden sind. Das Innere von Affrika kennet man fast gar nicht, und dieser Theil ist, obschon uns Europäern der nächste, doch zugleich der unbekannteste.

Amerika, ein Welttheil, welcher erst vor einigen hundert Jahren von Europäern entdeckt worden, besteht aus zwey grossen Stücken Landes, die durch eine Erdenge verbunden sind. Die Kälte und die Entlegenheit von dem bequemern Auffenthalte sind die Ursach, das die Europäer den nördlichen Theil nicht ganz kennen; doch soll, kein gesittetes Volk von

Einge-

Eingebohrnen darinn zu finden seyn. Wälder und Sümpfe bedecken noch das Erdreich, und nur an dem östlichen Ufer haben die Europäer etwas angebauet. Mehr gegen Süden fand man einige grosse Reiche, die mit den alten assyrischen und ägyptische Monarchien viel ähnliches hatten, das übrige war von wilden Völkern bewohnt. Amerika an Einwohnern das ärmste, im Umfange das größte Land, enthält grössere Flüsse, Wasserfälle, Flächen, und Gebürge, als in andern Welttheilen sich finden.

Das Meer.

Ein bekannte Begebenheit der See ist die Ebbe und Fluth. Das Meer schwillt alle Tage, oder besser zu reden, alle fünf und zwanzig Stunden, zweymal auf, und fällt auch wieder zweymal. Das Aufschwellen des Wassers wird die Fluth, und das Fallen die Ebbe genannt. Jedes währet sechs Stunden. Wenn Ebbe ist, kann man am Strande des Meers eine ziemliche Strecke auf dem entblößten Seegrunde gehen, und Muschelschalen, Corallen uud viele andere Seekörper aufsuchen. Man muß sich aber hüten, daß einen die Fluth nicht übereilet, welche oft mit gewaltsamen reissenden Wellen kommt. Folgende Umstände sind dabey besonders anmerkungswerth. Es ist immer an zween Orten der Erde Ebbe und Fluth, und diese beyden Oerter sind einander entgegen gesetzt, so daß die Gegenfüßler zu eben derselben Zeit Fluth haben, wenn wir die dieselbe wahrnehmen. Die Fluth ist allemal um die Zeit, da wir das erste und letzte Mondsviertel haben, am kleinsten.

Die höchste Fluth aber ist mehrentheils drey Tage nach dem Neumond oder Vollmond. Jedoch können zufällige Ursachen bewirken, daß die Fluth einmal zeitiger kommt, und heftiger ist, als das anderemal. Auf die jetzt beschriebene Art äußert sich Ebbe und Fluth an den Küsten des großen Weltmeeres. Gegen die Pole zu ist sie schwächer, und wird endlich ganz unmerklich. Im mittelländischen Meere ist Ebbe und Fluth auch nur schwach. In einigen andern Meeren beobachtet man sie gar nicht, wie z. E. in der Ostsee. In solchen Flüssen welche in ein Meer hineinfliessen, darinn sich Ebbe und Fluth zuträgt, zeiget sich ebenfalls, biß auf eine gewisse Weite, ein Steigen und Fallen des Wassers.

Das Meerwasser ist bitter und so salzig, daß ein Pfund Wasser bis vier Loth Salz enthalten soll. Jedoch ist es gegen Süden und in der Tiefe salziger, als gegen Norden, und auf der Oberfläche. Poissonnier hat die Kunst entdeckt, dieses Wasser trinkbar zu machen. Wer nicht weis, daß das unversüßte Meerwasser tödtliche Krankheiten verursacht, dem muß es sonderbar vorkommen, daß ganze Schiffe voll Menschen, mitten auf dem grossen Weltmeer, vor Durst verschmachtet sind.

Die Tromben oder Wasserhauben sind grosse Wassersäcke, die der Wirbelwind aus der See in die Höhe hebt. Sie schweben über der See in der Luft, und werden vom Winde in einen beständigen Wirbel getrieben. Sie zerplatzen oft mit grossem Krachen und Ungestüm, und thun grossen Schaden. Denn, wenn sie auff ein Schiff stossen, so setzen sie sich in die

Segel,

Segel, heben das Schiff in die Höhe, und lassen es wieder fallen, so daß es untergehet; oder sie zerbrechen den Mast und die Segel; oder ergiessen ihr Wasser in das Schiff. Um ihren gefährlichen Würkungen zu entgehen, ziehen die Schiffer, wenn sie Wasserhauben in einiger Entfernung erblicken, so fort alle Segel ein, und thun einige Kanonenschüsse auf diese Wassersäulen, die, wenn sie getroffen werden, ihr Wasser mit großem Krachen fallen lassen.

Erdboden in so weit er Pflanzen treibt.

Kein Felsen, ja selbst kein abgesprengtes Stück, dessen Oberfläche einige Zeit der freyen Luft ausgesetzt gewesen, ist so kahl und glatt, daß sich nicht wenigstens Steinmose auf selbigem finden sollten. Diese überziehen den Stein, und hängen, ohne merkliche Wurzeln, dennoch so fest mit ihm zusammen, daß man sie nicht davon absondern kann, ohne sie zu zerbrechen, oder einen Theil des Steines selbst mit zu nehmen. Wenn nun diese Steinmose, die gleichsam eine Rinde des Felsens ausmachen, durch die Länge der Zeit, durch Nässe und Fäulniß, in eine zarte Erde verwandelt worden; so legen sich alsdann auf dieser wenigen Erde grössere Mose an, die auch endlich verfaulen, und nach ihrem Untergange mehr Erde, als die vorigen, zurücklassen, und dadurch Gelegenheit geben, daß die grünen Gattungen von Mosen, die schon mehr oder weniger deutliche Blumen und Samenbehältnisse haben, wurzeln können. Der Felsen wird hiedurch nach und nach immer mehr mit Erde bedeckt, es wachsen auf dieser neuen Erde, erst

Grasarten, hernach grössere Pflanzen, und endlich wohl gar Sträuche und Bäume.

Auf einer fruchtbaren Weide oder Wiese darf man nur ein so kleines Stück Erdreich übersehen, als man mit der Hand bedecken kann, so findet man schon eine große Mannigfaltigkeit der Gewächse, deren eines vielleicht dem Vieh wohlschmeckend ist, das andre aber gar nicht, oder nur vermischt mit andern, und doch mit Widerwillen genossen wird. Noch mehr fällt das Wunderbahre von dieser Verschiedenheit der Gewächse, dem Menschen in die Augen, wenn er die Gärten übersieht. Auf eben demselben Boden, der in allen Theilen die gleiche Zubereitung erhalten hat, wächst nahe bey einander der liebliche Salat, und der zusammenziehende Sauerrampfer, der giftige Schirling und der heilsame Sellery, die saftreiche Pfirsiche und die bittere Judenkirsche. Es müssen also die Pflanzen aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt seyn, so daß die eine den Saft anders zubereitet, als die andre. Diese Theile der Pflanzen hat man nicht nur zu zergliedern gesucht, sondern man hat sie auch so aufgelöset, wie die Natur selbst durch die Fäulnis die Pflanzen auflöset. Durch diese Auflösung hat man gefunden, daß eigentliche Erde, Wasser, Luft, Salze, Oel und Feuer die Materialien der Theile sind, woraus die Pflanzen entstehen. Die Erde enthält alle diese Materialien, und sobald man etwas Erde aufnimt, kann man sagen, daß man die Materialien in Händen habe, woraus die Rose, Nelke, Viole, woraus selbst die schmackhafte Frucht zusammengesetzt ist. Daß die Pflanze würklich aus der Erde

etwas

etwas an sich ziehe, sieht man augenscheinlich daraus, weil die Erde durch die Pflanzen erschöpft werden kann, denn je länger die Erde dieselben Pflanzen getragen hat, desto schwächer, kleiner, und seltner werden diese Pflanzen. Indessen verliehrt die Erde von ihrer eignen Materie, oder Schwere durch das Wachsthum der Pfianzen sehr wenig. Die Theile, welche der Erde abgehen, sind sehr zart, denn sie dringen in die unmerklichen Gefässe der Wurzeln und Blätter. Läßt man dieselbe erst erschöpfte Erde in Ruhe, so erhält sie alles das wieder, was zum Wachsthum der Pflanzen erforderlich ist. Durch das Regen- und Quellwasser, durch die Luft, durch den Sonnenschein wird der Abgang, den die Pflanzen verursachten, ersetzt. In dem Wasser nehmlich, in der Luft, besonders wenn sie durch den Sonnenschein erwärmt ist, sind alle die Salze, Oele und Harze aufgelöset und verfeinert enthalten, welche nachher in den Theilen der Pflanzen bemerkt werden. Aus der Erde, aus der Luft, aus dem Wasser, zieht nun jede Pflanze blos diejenigen Theile an sich, die in ihre besondere Röhren nach ihrem eigenthümlichen Bau passen, und durch diese Röhren können heraufgeführet werden. So ziehn die Röhren des jungen Pflaumenbaums blos diejenigen Theile an, welche in die Röhren ihrer Wurzeln und Zweige passen, und lässet man den Pflaumenbaum unverändert, so wird der Saft desselben nichts anders als Blätter, Zweige, und Früchte des Pflaumenbanms hervorbringen; nimt man aber von einem Pfirsichbaume ein Stück von der Rinde, in deren Mitte ein Auge ist, und setzet man diese abgenom-

genommene Rinde unter die geöfnete und getheilte Rinde jenes Pflaumenbaums, so werden unter dem eingesetzten Auge des Pfirsichbaums noch immerfort Blätter, Zweige, und wenn man es zulässet, Früchte des Pflaumenbaums treiben. Das eingesetzte Auge des Pfirsichbaums aber, welches sich mit dem Holz des Pflaumenbaums vereiniget hat, zieht von dem Saft des Pflaumenbaums nur diejenigen Theile an sich, welche in die Röhren des Pfirsichtriebes passen, und durch dieselben sich entwickeln können, und wenn man sodann den Pflaumenbaum über dem eingesetzten Auge des Pfirsichbaums abschneidet, so wird der Saft aus dem Pflaumenbaume, der durch die Röhren des Pfirsichtriebes geht, nun nichts als Blätter, Holz, Blüthen und Früchte des Pfirsichbaums tragen.

Geschlechtstheile in den Blumen.

Um sich von dem Unterschiede der Geschlechtsglieder in den Blumen einen Begriff zu machen, darf man nur die weisse Lilie betrachten, denn in derselben sind alle diese Theile vorzüglich deutlich und vollkommen zu sehen. Aus dem innersten der Blume sieht man sechs weisse Stengel sich empor heben, deren jeder an seiner Spitze ein mit goldgelbem Staube bedecktes Kölbchen trägt, das vermittelst eines so dünnen Fädchens daran befestigt wird, daß es bey der geringsten Bewegung zittert, und seinen Staub fallen läßt; zwischen diesen sitzt, im Grunde der Blume, ein grüner länglichter sechskantiger Körper, aus dessen Mitte ein Stiel entspringt, der um seine halbe Länge über jene Kölbchen hervorragt, oben dicker wird, und

sich

sich in einen dreytheiligen Körper endigt, der wie mit einem feinen glänzenden Sammet überzogen ist. Die Stengel mit ihren Kölbchen heissen Staubfäden, die Kölbchen insbesondere werden Staubbeutel, oder Staubkölbchen, und die Stengel woran sie hängen, die Träger genennt. Der kleine grüne Körper im Grunde der Blume, ist das Rudiment der künftigen Furcht, und wird deswegen der Fruchtknoten genennet; Griffel oder Staubweg heißt der daran sitzende Stiel, und unter dem Nahmen der Narbe versteht man das obere Ende desselben. Der zarte Staub, womit die Kölbchen bedeckt sind, enthält den befruchtenden Samen der Pflanzen, er ist also der männliche Theil der Blume, die Narbe empfängt diesen Samen, und durch den Griffel wird er auf das zubefruchtende Ey, den Fruchtknoten, geleitet, hier sind also die weiblichen Theile. Man hat durch starke Vergrösserungsgläser entdeckt, daß das Pulver der Staubkölbchen aus feinen Körnchen bestehe, die in verschiedenen Pflanzen von verschiedner, aber bestimmter Gestalt sind, daß jedes ein Beutelchen ist, in dessen Höhlung eine ölichte Feuchtigkeit aufbehalten wird; ein ölichter Saft zeigt sich zur Befruchtungszeit auf der Oberfläche der weiblichen Narbe, und ist bey mässig grossen Blüthen auch dem blossen Auge sichtbar; dieser fängt den Samenstaub auf, die Körnchen desselben zerplatzen, und ihr befruchtender Hauch vermischt sich mit jener Flüssigkeit; beyde vereinigt, dringen bis ins innerste des Fruchtknotens, der dadurch belebt, und zum Fortwachsen und Samentragen geschickt gemacht wird. Und dies ist bey den Pflanzen die allgemeine

Art,

Art, womit beyde Geschlechter sich vermehren, und Frucht bringen. Wer durch seine eigene Augen zu sehen wünscht, darf nur z. B. an einer bald aufblühenden Tulpe oder weissen Lilie die Blumenblätter öfnen, die Staubkölbchen mit einer feinen Scheere abschneiden, und die Blume wieder schliessen, sie wird zu blühen fortfahren, irhe Blüthe wird so gar, welches merkwürdig ist, in Erwartung der Befruchtung länger dauren, als bey einer andern, aber endlich wird der Saft auf der Narbe vertrocknen, und das nicht belebte Fruchtknötchen verwelken.

Viele Pflanzen wachsen im Wasser, und sind ganz darinn versenkt; dahin gehören die Seelilie, der Wasserranunkel, das Sonnenkraut; da sie aber in diesem Element ihre Befruchtung nicht vollziehen können, so verlassen sie es zur Begattungszeit, die Blüthen steigen aus dem Wasser hervor, befruchten sich im Trocknen, und versenken sich wieder, so bald sie dieser Forderung der Natur ein Genüze geleistet haben.

Es wächset in einigen stehenden Wassern Italiens eine Pflanze, Valisneria, deren sehr langer Stiel in einer Spirale zusammengewickelt, sich wenig oder nicht vom Grunde entfernt. Am Ende dieses Stiels sitzt eine Blume weiblichen Geschlechts, die, wenn die Zeit gekommen ist, daß sie aufblühen soll, sich mit Gewalt aus ihrem niedrigen Standort zu erheben sucht, und es auch wirklich dahinbringt, daß sich der Stiel auseinander dreht, und sich bis an die Oberfläche des Wassers verlängert, nicht sobald fühlt sich das Blümchen im Trocknen, als es sich aufthut, und den Samenstaub erwartet;

Die

Die männliche Blume wächst auch auf dem Boden des Wassers, aber ihr Stiel ist kaum Fingers groß, und keiner Verlängerung fähig; deßwegen reisset diese Blume sich los, kommt auf der Oberfläche des Wassers geschwommen, entfaltet da die weissen Blüthchen, und überstreut die weibliche Blumen mit dem fruchtbaren Hauch; nachdem ihn diese empfangen hat, überläßt sie sich von neuem der Kraft des Stiels, daran sie wächst, uud wird wieder in die Tiefe herunter gewunden.

Vermehrung aus einem Samenkorn.

Man hat Versuche gemacht, um eine Pflanze von Getreide ansehnlich zu vermehren. Man hat die Sprößlein der ersten Pflanze abgeschnitten, und sie wieder verpflanzet. Man hat ferner die neuen Sprößlein dieser erstern Pflanze, so wie sie hervorkamen, abgeschnitten, und auch die Sprößlein der Pflanzen, die auf jenen ersten Sprößlein gewachsen waren, abgeschnitten und verpflanzt. So hat man endlich über fünf hundert Pflanzen von Getreide erhalten, die aus einem einzigen Samenkorn hervorgekommen sind, und die zusammen mehr als zwanzigtausend Körner gegeben haben, und alles dieses ist in der Zeit von einem Jahre geschehen. Alle diese Pflanzen und Körner waren im Anfange der Aussat in dem Samenkorn, welches man säete, sie entwickelten sich nur, und ob sie gleich in der Folge von einander abgesondert wurden, so waren sie doch immer noch Theile der erstern Pflanze, und der erste Keim enthielt sie alle.

Noch

Noch stärker ist die Vermehrung an einigen andern Gewächsen. Die Tobackspflanze gehört vorzüglich zu denen, welche durch den Samen sich ungemein vervielfältigen. Zwey genaue Beobachter der Pflanzen haben sich die Mühe gegeben, alle Samenkörner zu zählen, welche die Tobackspflanze getragen, die sie beobachteten. Der eine fand an der seinigen sechs und dreißig tausend, der andre vierzig tausend dreyhundert und zwanzig; aus deren jedem, wenn es an seinen rechten Ort kam, eine vollständige Tobackspflanze sich hätte entwickeln können.

Palmbaum.

Schon in alten Zeiten hat man den vielfältigen Nutzen des Palmbaums erkannt. Strabo berichtet, daß die Persischen Dichter dreyhundert und sechzig Vortheile aufzuzählen wissen, die man von dem Palmbaum ziehen könne. Eben so viel gute Eigenschaften erkannten, nach des Plutarch Bericht, die Babylonier an ihm. Ein achtsamer Beobachter unter den Neuern hat folgendes bestätiget befunden. Man isset die zartesten Ausschößlinge des Baums unter dem Nahmen Palmenkäse, besonders sind die Theile schmackhaft, die unter den obern Häuten dicht an den Zweigen liegen. Das Mark des Baums, wenn man nemlich um dieses Leckerbissens willen den Baum aufhauet, giebt den angenehmsten Wohlgeschmack. Die äussersten Blätter, an den jungen Zweigen, sind gleichfalls eine sehr schmackhafte Nahrung. Eben so geniesbar sind die Blätter um die junge Frucht her, und die Blüthe zwischen

den

denselben. Alle diese Stücke werden roh genossen, werden mit Hammelfleisch gekocht, oder zu Confekt künstlich bereitet. Die Früchte selbst aber sind den Besitzern eine wahre und vollkommne Speisekammer, und liefern, was nur der Landmann leckeres ausdenken, und aufsuchen könnte. Man bereitet daraus eine Menge verschiedner Gerichte. Denn je nachdem sie roh, frisch, oder etwas älter, getrocknet, ausgepresset, oder mit ihrem vollem Safte genossen werden, findet man sie an Fettigkeit, weicher Beschaffenheit, Farbe, Geschmack, und Wirkung ganz verschieden. Man fühlt sich durch diese Nahrung gar nicht beschwert, nicht von Unverdaulichkeit belästiget, nicht, wie einige behaupten wollen, berauscht, sondern die, welche Wasser dazu trinken, befinden sich ungemein gesund dabey. Wie nahrhaft die Frucht sey, lässet sich daraus erkennen, daß Lastthiere, vorzüglich Esel, die in den Wüsten ermattet schon niedersinken wolten, durch wenig Brey von Dattelkernen augenblicklich hergestellt, und zur Arbeit einer völligen Tagereise in Stand gesetzt worden. Die Steine der Datteln lässet man etwas aufkochen, und dann sind sie für die Ochsen ein dienliches Futter. Der Syrup, den man aus den Datteln presset, dient statt der Butter, und zum Reiß oder andern Brey statt des Gewürzes. Mit andrer Butter vermischt, dient er statt des Salzes zur Erhaltung, und giebt einen angenehmern Geschmack. Gepressete Datteln, wenn sie mit Wasser gegohren haben, geben einen dienlichen Wein. Der Weingeist hievon abgezogen, ist eine Arzeney gegen verdorbenen Magen.

Das Holz ist zum Bauen sehr brauchbar, der Stamm dreymal gespalten giebt Balken und Pfeiler zu Häusern. Ja man kann ganze Häuser sehen, wo nichts als Stamm und Zweige des Palmbaums zu den Wänden, zum Fachwerk, und zum Dach gebraucht worden. Brennholz gibt der Abgang, Besen die abgestreiften Stengel der Datteln, statt der Krüge und Schöpfnäpfe dienen die Hülsen, welche die ganze Frucht einschliessen; man giebt ihnen nemlich durch Drucken die erforderliche Gestalt. Aus den Stengeln der Dattelbüschel macht man nach gehöriger Zubereitung die festesten Stricke, die zu Schifftauen gebraucht werden. Auch kann man aus den aufgelöseten, und durch Klopfen geschmeidig gemachten, Fäden Schuhe machen, die sich enger oder weiter nach dem Fuß ziehen, und mit stärkeren Bindfaden um das Schienbein herum befestiget werden. Aus den Blättern macht man Matten, um Waaren in Ballen darin zu verpacken, auch dünne Stricke, womit die Ballen geschnürt werden. Körbe besonders von schlechterer Sorte werden aus Blättern sehr leicht geflochten. Man bleicht sie auch in der Sonne, man färbt sie, und reisset sie Lagenweise auseinander, alsdenn werden Fächer und Sonnenhüte daraus gemacht. Das netzförmige Fadenwerk, welches die Stiele der Blätter bedeckt, giebt Zunder, dient in die Fugen der Wassergefässe und Eimer, und wird auch bey Verpackung und Versendung anderer Gefässe oder Glaswaaren gebraucht.

Liane.

In den dicken Wäldern von Süd-Amerika giebt es Lianen, eine Gattung Schmarotzerpflanzen, die an den Bäumen hinaufsteigen, von den höchsten Gipfeln wieder senkrecht niederwärts wachsen, in der Erde von neuem Wurzeln schlagen, wieder aufsteigen, und oft in schraubenförmiger Linie sich so fest an den Baum anpressen, daß das Wachsthum des Baums gestört wird. Wenn oft der Baum schon verdorrt und verfault ist: so stehen diese sogenannte Baumsauger oder Holzmörder, wie eine von der Kunst unnachahmlich schön gewundene Säule, ganz frey da, so daß man durchsehen kann. Man bedient sich der dünnen Lianen, um Tonnenreife daraus zu machen, oder als biegsame Gerten, zum flechten; die dicken aber, die unter einer dünnen Rinde ein schmeidiges schwammichtes Holz haben, haut der durstige Wanderer, in den Gegenden, wo Quellen und trinkbare Wasser selten sind, einen Fuß hoch über der Erde ab, und faßt mit der Hand, mit dem Hut, oder in ein Gefäß ein helles angenehmes Wasser auf, dem wenig Quellwasser gleich kommen. Es soll das Wasser immer gleich frisch und lieblich seyn, der Zweig mag in der Sonne, oder ganz im Schatten stehen, man mag ihn bey Tag oder bey Nacht abhauen.

Giftbaum.

Sowohl wegen der Schönheit seines Holzes, als auch deswegen, weil sein Saft eins der stärksten Gifte ist, verdient unter den westindischen Bäumen der Manchinell-Baum

vorzüglich bemerkt zu werden. Der Baum wächst sehr geschwind, und erreicht mehr als mittelmässige Höhe eines Fruchtbaums. Unter den dicken, sanften, glänzenden Blättern hängen lange Blüthen, und Früchte von schöner Farbe, und angenehmen Geruch herab. Der Saft in diesen Früchten sowohl, als der weisse milchichte Saft aus den Blättern, ist eigentlich das Gift, welches nicht sobald durch die Schweißlöcher eingedrungen ist, als es Blasen, stechende Schmerzen, Geschwüre, ja einen schmerzhaften Tod nach sich zieht. Oft haben schadenfrohe Menschen zerstossene Blätter, und zarte Zweige von diesem Baum in die Fischteiche geworfen, und die Fische sind nicht allein bald davon betäubt worden, und gestorben, sondern jeder, der von diesen vergifteten Fischen isset, muß auch sterben. Selbst der grosse westindische Landkrebs, ist ungesund und untauglich zur Nahrung, wenn er zu nahe an diesem Baum seinen Aufenthalt im Sande hatte. Dennoch wagen es die Neger nackt diesen Baum umzuhauen, und wenn sie nur die Vorsicht gebraucht haben, sich am ganzen Leibe mit Kalkwasser zu bestreichen, so kann der auf ihre Haut sprützende Saft sie nicht zerfressen, noch Geschwüre machen. Das Salzwasser ist auch ein Mittel gegen das Gift dieses Baums, weil nun die Bäume immer im lockeren sandigen Boden nahe bey der See wachsen; so ist dieses Mittel folglich nahe bey der Hand. Der Saft des Feigenbaums und Weißholzes ist auch ein untrügliches Mittel gegen das Gift dieses Baums, und als eine merkwürdige Güte der Vorsehung ist es anzusehen, daß der Boden, in dem der Giftbaum

fort

fortkommt, auch zugleich für den Feigenbaum und das Weißholz der zuträglichste ist, so daß der Manchinellbaum sich nirgend findet, wo nicht neben ihm auch der Feigenbaum erwächst.

Schlafende Pflanzen, Sinnkraut.

Bey einer genauen und sehr aufmerksamen Untersuchung hat man gefunden, daß nicht eine einzige Pflanze, oder ein einziger Baum sey, der nicht eine Veränderung leide, je nachdem das Sonnenlicht ihn stark bestrahlt, oder er in einer völligen Finsterniß steht. Den Zustand, worinn die Dunkelheit die Gewächse versetzt, nennt man den Schlaf der Pflanzen. Diese Eigenschaft, wodurch in der Ruhe die Blätter in etwas hängen, oder auf der Oberfläche wenigstens einige Veränderung leiden, zeigt sich in verschiednen Stufen, wie es dem Bau der Blätter gemäs ist. Bey keiner Gattung aber zeigt sich die Senkung der Blätter in der Finsterniß so merklich, als an der empfindlichen Pflanze, und vor allen dieser Art an der egyptischen Abruspflanze. Ihr natürlicher Zustand ist der, daß sie die Blätter senke, aber weil der Wachsthum nur sehr unvollkommen seyn würde, so lange die Blätter gesenkt wären; so ist sie so eingerichtet, daß das Tageslicht, und der Sonnenschein eine grosse Veränderung in denselben machen, und sie erheben kann. Man hat die Blätter dieser Pflanze aufs genaueste untersucht, und in jedem derselben Büschel von Fasern gefunden, die, wenn sie gereitzt werden, dazu dienen, das Blatt anzuziehen und zu erheben.

Das beständige Stossen der Lichtkörperchen auf diese feine Fasern erschüttet dieselben, und setzt sie in Bewegung. Diese Bewegung ist stärker und stärker, je mehr Licht die Pflanze umgiebt, und schwächer, je weniger des Lichts ist. So hat man es in seiner Gewalt, die Abrusblätter, ohne sie zu berühren, nach Belieben am Mittage sich schliessen zu lassen; man darf nur das Licht, als die Kraft wegschaffen, welche sie aufrichtete und ausspannete. Man stellt nehmlich die Pflanze, welche ihre Blätter erhoben trug, in einen Schranck; so lange die Thüren offen sind, und das Licht die Pflanze trift, leidet sie keine Veränderung; aber kaum sind die Thüren eine Stunde geschlossen gewesen, so hängen die Blätter und Stengel herab. Ist der Schrank so dicht geschlossen, und überdem so behangen, daß nicht der geringste Lichtstrahl die Blätter treffen kann, so wird am Mittage, sey in dem Schrank auch die stärkste Hitze, die Pflanze so erscheinen, als sonst in der Nacht. Ja man hat bemerkt, daß die Gewalt einer vollkommnen Finsterniß, worinn man sie am Tage versetzte, weit stärker auf diese empfindende Pflanze wirke, als die Kraft der stärksten Berührung oder Erschütterung. Es hängen nicht nur die Blätter und Stengel herunter, welches nach der Berührung auch geschiehet, sondern die einzelnen gegen einander überstehenden Blätter schliessen so dicht in der Finsterniß zusammen, daß es aussieht, als ob der Stengel nur ein Blatt hielte. Wenn aber die Finsterniß auch die stärkste Veränderung bewirket; so ist sie doch nicht die einzige Kraft, die diese Pflanze erschlafft. Man hat beobachtet, das ein Kratzen in

das

das Blatt, daß Schliessen aller Blätter an dem Stengel verursachte, so auch ein Tropfen Scheidewasser, so bald er anfieng zu ätzen, ein Tropfen vom Salmiakgeist, auch selbst der Dampf von Schwefel, den man tief unter den Blättern anzündete. Anhaltende Kälte macht die Pflanze träge.

Fliegenfalle der Venus, Dionæa muscipula, eine besonders merkwürdige Pflanze, wächset in morastigen Gegenden von Nordamerika, an den Gränzen von Südcarolina. Sie treibt einen etwa sechs Zoll hohen, runden, glatten, nackenden Stengel, welcher sich mit einem Blumenstrauß endiget. Die Blumen sind milchweiß. Das rundliche, einfächerige Samenbehältnis enthält viele kleine Samen. Aus der daurenden, schuppigen Wurzel entspringen einige saftige, zurückgebogene Blätter, auf deren Oberfläche viele kleine rothe Drüsen sitzen, und am Ende derselben zween Lappen hangen, welche sich in der Mitte, der Länge nach, zusammenfalten können. Sie falten sich auch wirklich von selbst, sobald ein Körper das Blatt berührt; öffnen sich auch nicht wieder, so lange der Körper noch dazwischen steckt; und wenn man sich auch die Mühe geben will, sie zu öffnen, so brechen sie eher. Einige glauben, als ob dieses Zusammenfalten nur alsdenn geschähe, wenn ein Insekt das Blatt berühre, um den Saft dieser verführerischen Drüse zu kosten, und so würde die Pflanze selbst, aus den gefangenen und getödteten Insekten, einige Nahrung ziehen. Aber das Blatt faltet sich auch, wenn man ein Strohhälmchen oder eine Stecknadel zwischen die Lappen

hält, diese werden alsdenn eben so fest gefasset als ein Insekt. Die Stacheln, womit der Rand dieser Lappen besetzt ist, tragen vieles bey, den dazwischen gelegten Körper fest zu halten, und durch dieses Festhalten unterscheidet sich diese Pflanze von allen andern, welche sonst nach einer Berührung oder Stosse gewisse Theile bewegen, und eine Art von Empfindung äussern.

Polypen.

Ein Insekt der süssen Wasser, Federbuschpolype, ziehet durch die zierliche Gestalt seines Kopfs, und durch dessen Bewegungen die Aufmerksamkeit an sich. Der Kopf ist einem Federbusche ähnlich, welcher bey der leissesten Berührung in eine Scheide zusammenfährt. Mitten in dem Stern, den diese Federbüsche bilden, ist der Mund, durch welchen diese Gattung Polypen kleine Wasserinsekten verschluckt. Viele dieser Polypen sind gewönlich mit einander vereinigt, und machen eine Zusammensetzung aus, wie Stamm und Zweige im Kleinen sich bilden. Man bemerkt, daß aus den Aesten neue Zweige hervorwachsen, und daß sich der Polype entwickelt uud allmählig wächset. Ferner entdeckt man bey genauer Beobachtung, daß dieser Polype auch Eyer enthält und daß die verschiednen Zweige eben so viel Röhren und Behältnisse der Eyer sind. Man kann diese Zweige oder Röhren im Trocknen aufbehalten, nach vielen Monaten wieder in das Wasser legen, so wird man gewahr, daß aus jedem Ey ein vollständiger Polype entsteht, der sich wieder zu einem

Stamm

Stamm mit vielen Zweigen entwickelt. Die ganze Zusammensetzung dieser und ähnlicher Polypen ist ordentlicher Weise an verschiedenen Materien, die sich im Wasser befinden, als an Steinen, Schalen nnd Pflanzen befestiget. Man bemerkt keine Wurzel, durch welche sie befestiget wären, nur daß an dem Orte, wo dieser Polypenstamm sich findet, wahrscheinlicher weise ein Ey kleben blieb, welches sich öfnete, entwickelte, und woraus das Ganze hervorwuchs. Die Nahrung zieht der ganze Stamm nicht durch den untersten Theil, als durch eine Wurzel, sondern durch die kleinen einzelnen Polypen, welche an dem ganzen Stamm, als so viel Ausschößlinge hervortreiben, was jeder dieser einzelen Polypen durch den Mund hineinzieht, dient zur gemeinschaftlichen Nahrung und Wachsthum des Ganzen.

Man sieht im süssen Wasser, auf vielen Pflanzen und andern Körpern, eine weisse Materie, welche eine Art Schimmel zu seyn scheint. Durch das Vergrösserungsglas entdeckt man bald, daß die weisse Materie eine Menge feiner Faden sey, die oft viele Aeste haben, und an ihren äussersten Enden mit weissen Punkten besetzt sind. Diese Faden ziehen sich zurück und verlängern sich. Ein jeder weisser Punkt zeigt sich bey näherer Beobachtung unter der Gestalt einer Glocke, die an dem Faden, wie der Kelch einer Blume an dem Stengel, hängt. Daher hat man auch diesen Polypen den Nahmen Blumenpolypen gegeben. Diese Glocke schließt sich, und öfnet sich. Die Stengel oder Faden ziehen sich bis auf den Punkt, wo sie befestiget sind, zurück, indem sie sich in Ge-

stalt einer Schneckenlinie drehen, bald darauf rücken sie eben so wieder vorwärts, und nehmen ihre Stellung wieder an. Bald entdeckt man auch, daß diese Glocken, das ist, die einzelen Polypen die Zweige des Hauptstamms verlassen, besonders herumschwimmen, und endlich durch einen kurzen Stiel, der an einer Seite der Glocke herausgeht, sich fest setzen. Auch sieht man diese Glocke plötzlich sich schliessen, sich runden, sich in zween runde Körper theilen, deren jeder, in Zeit einer halben Stunde, die Gestalt der ersten Glocke annimt, so daß der Stengel, der vorher einen Polypen trug, nunmehr zween trägt. Durch solche wiederhohlte Theilungen wächset der Straus merklich, ja ein Beobachter hat genau bemerkt, daß in vier und zwanzig Stunden von einem einzigen Polypen ein Straus entstand, der wenigstens hundert und zehn andre enthielt. So kann man diese Thiere, nach der einen Art den Vermehrung, als Pflanzen betrachten, deren Zweige Knospen und Körner hervorbringen, die durch ihre Entwickelung wieder Zweige und Pflgnzen treiben. Aber man muß diese Körner auch als Eyer betrachten, die aus den Zweigen sich hervorarbeiten, sich entwickeln, von den Faden trennen, und zu neuen Thierpflanzen erwachsen.

Dieses Ganze also, mit seinen Theilen, als den Glocken, Zweigen, dem Stengel, der es trägt, war alles schon vor der Entwickelung in der ersten Knospe, woraus es entstanden ist, enthalten, eben so wie der Zweig eines Baums in der Knospe ist, woraus er wächset, wie ein Baum in dem Samenkorn ist, welches ihn hervorgebracht hat. Man hat also bey diesem

Wachs-

Wachsthum und der Vermehrung nicht nöthig eine Bildung neuer Theile anzunehmen, sondern nur eine Entwickelung vorher schon gebildeter Theile. Aber was für Bewegung und Kunst muß nicht dazu gehören, daß diese Entwickelung so regelmässig, so schnell geschehen kann. Ein Thier theilt sich in kurzer Zeit in zween Theile, ein jeder von diesen Theilen enthält alles, was zur Bildung eines vollständigen Thieres nöthig ist, so daß es in demselben Augenblicke, da es gebildet ist, alles thut, was ein Thier verrichtet, frisset, verdauet, wächset, verschiedene Bewegungen macht, und sich zu einer solchen Theilung zubereitet, um wieder die Hälfte eines Thieres zu werden, wie es schon bey seiner Entstehung die Hälfte eines andern war.

Wenn man über Samenkörner und andre Materien aus dem Pflanzen- und Thierreiche Wasser giesset; so bemerkt man durch das Vergrösserungsglas in diesem Wasser eine grosse Menge kleiner Thiere, deren einige die Gestalt einer Glocke haben, andere aber kugelrund sind, und die alle sehr verschiedne Bewegungen machen. Alle diese Thiere vermehren sich durch eine Theilung, so wie die Blumen-Polypen.

Man bemerkt im frischen Wasser oft grüne, blaue, weisse kleine Körper, die beständig schwimmen, und sich um ihre Achse drehen. Durch die besten Vergrösserungsgläser sieht man, daß ihre Oberfläche mit kleinen Punkten besetzt ist. Ohne daß man Werkzeuge zum Schwimmen bemerken kann, sieht man sie von selbst nach den hellesten Oertern streben, und sich in Menge gegen die Seite des gläsernen Gefässes versammlen

len, die gegen das Licht gekehrt ist. In dem Innern des kugelrunden Körpers sieht man vier, fünf, sechs kleine runde Körper von eben der Art, wie der grosse ist. Diese Körper kommen aus dem grossen heraus, schwimmen für sich, wachsen, und bringen wieder neue Junge hervor. So könnte man jedes dieser Insekten eine runde Büchse nennen, die mehrere enthält, deren jede wieder andre in sich fasset, die denn also sämtlich in der ersten müssen unentwickelt eingeschlossen gewesen seyn.

Eine Vermehrung durch Ausschößlinge, die man lange Zeit für eine besondre Eigenschaft der Pflanzen gehalten hat, ist also auch offenbar eine Eigenschaft vieler Thiere, und zwar so vieler Thiere im Meere, und in süssen Wassern, daß sie die Anzahl der vierfüssigen Thiere und Vögel weit übertreffen. Die wenigen Tropfen Wassers, die unter dem Vergrösserungsglase Raum haben, sind so voll mannichfaltiger Thierarten dieser Gattung, daß man bey der Betrachtung sich in ein unbekanntes Land versetzt zu seyn glaubt, wo man bey jedem Schritt neue Gegenstände entdeckt. Vergleicht man diese wenige Tropfen mit dem, was das Wasserglas enthält, woraus man die Tropfen auffieng, so scheint das Glas und das, was es einschliesset, eine Welt zu seyn. Der Graben, woraus man das Glas schöpfte, scheint dem Beobachter viele Welten zu enthalten. Nun denke man erst alles Wasser, was vom Lande eingeschlossen ist, oder wovon die Erde umgeben wird. Wie mannigfaltiges Leben, welche Kunst und Ordnung enthält dieser grosse Umfang nicht!

So bietet der Ocean, besonders an den afrikanischen Küsten des Nachts nicht selten einen grossen, bewundrungswürdigen Anblick dar. So weit man sehen kann, scheint der ganze Ocean im Feuer zu seyn. Jede brechende Welle ist an der Spitze von einem hellen Glanze erleuchtet, der dem Licht des Phosphorus gleich; alle Fische und Seethiere leuchten, und längst den Seiten des Schiffs verursacht das Anschlagen der Welle eine feuerhelle Linie.

Dieses Leuchten entsteht von kleinen Körpern, welche die Oberfläche des Wassers bedecken. Man hat die Körperchen mit dem Vrrgrösserungsglase untersucht, und sie von kugelförmiger Gestalt, etwas bräunlich, durchsichtig, wie Gallerte befunden. Sie sind hohl, und haben vier bis fünf untereinander zusammenhängende Darmsäcke. Durch die schwächste Berührung werden sie beschädiget, und wenn sie todt sind, sieht man weiter nichts, als znsammenhängende Fasern.

So ist also der Ocean weit und breit mit tausend Millionen dieser kleinen Thierchen bedeckt, die alle zum Leben organisirt, alle mit einem Vermögen begabt sind, sich zu bewegen, nach Willkühr zu glänzen, andre Körper durch blosse Berührung zu erleuchten, und ihre eigne leuchtende Eigenschaft abzulegen, so bald sie wollen.

Zu den Thieren, welche nur ein genau verbundenes Ganze ausmachen, aber doch in viele besondere und vollkomne Thiere abgetheilt sind, scheint auch der Bandwurm zu gehören. Er hat, wie bekannt, in den Gedärmen der grösseren Thiere und

des

des Menschen selbst seinen Aufenthalt. Das Ganze scheint auf einem Knoll, der mit Häckchen versehen ist, und um den her sich Saugwarzen befinden, als auf einer Wurzel zu ruhen. Von diesem Knoll gehen Gelenke oder Absätze aus. Jeder derselben hängt zwar mit den übrigen genau zusammen, nimmt an deren Bewegung und Empfindung Theil, besitzt aber doch auch für sich eigne Drüsen, und Oefnungen zum Einsaugen, und alles, was zum abgesonderten Leben eines einzelen Thieres erfordet wird. Daher denn die Stücke, ohne das Ganze zu tödten oder zu verletzen, getrennt werden können, und jedes dieser abgetrennten Stücke für sich selbst sich nähret, bewegt, und wiederum in viele Bänder oder Ringe sich vermehrt, und verlängert.

Die Auster.

Die Auster lieget, ohne sich nach eignem Willen bewegen zu können, entweder auf dem Grunde der See im Schlamm, als in der Feuchtigkeit, die sie nährt, oder sie haftet an festen Körpern im Meere. Man bemerkt an ihr fast keinen Sinn, als den Sinn des Gefühls und des Geschmacks, alle Veränderung, die sie selbst bewirken kann, ist eine geringe Aufschliessung ihrer Schale, um Feuchtigkeit in sich zu saugen, und davon wächst sie zugleich mit ihrer kalkigten Schale. Zur Vermehrung ihres Geschlechts befruchtet sie sich selbst, ohne mit andern sich zu paren. Im Monat May fängt ihre Milch an immer körnigter und körnigter zu werden, bis dieser Leich, oder vielmehr die Brut lebendiger Jungen, im August kann ausgeschüttet werden.

Mu=

Muscheln im Stein.

An den italiänischen Küsten giebt es unter dem Wasser Strecken von durchlöcherten Felsen, welche von einer Art Muscheln, Pholaden genannt, bewohnt werden. So unwahrscheinlich es auch ist, so ist es doch ausgemacht, daß die Muscheln selbst die Felsen durchlöchern, und ihre Wohnungen sich darin bereiten. Man wird davon ungezweifelt überzeugt, wenn man Steine, die ganz und unversehrt eingesenkt waren, und die man, um sicher zu gehen, vorher bezeichnet hatte, aus dem Grunde des Wassers heraufholen sieht, und daran eine Mengr Löcher gewahr wird. Diese sind beym Eingange klein, werden aber immer grösser, je tiefer die Höhlung in den Stein hineingeht. Man zerschlägt die Steine mit Hammern, und findet sie voll solcher Muscheln, welche in Italien für ein Leckerbissen gehalten werden. Die erste Oeffnung muß das junge Thier vermuthlich durch einen Saft machen, der den Stein erweichet und auflöset. Hernach muß sie durch fleissiges hin- und herwenden ihrer harten Schale diese Höhlung immer mehr erweitern. Auch findet man in den Höhlungen ein fein zerriebenes Steinmehl, was durch Reiben ihrer rauhen Schale an den Wänden der engen Höhle muß abgelöset seyn; ein ätzender Saft, den sie führt, muß dieses Geschäfte noch mehr erleichtern.

Instinkt in der Schnecke.

Der berühmte Naturforscher Swammerdam schnitt, um das Innere zu beobachten, eine Wasserschnecke von der Gattung

tung auf, welche nicht Eyer, sondern lebende Schnecklein gebähren. Er fand sehr kleine aber völlig reife Schnecklein in der Mutter. Er setzte die Brut in das Wasser, und sie wuste augenblicklich eben so gut, als die Mutter sich willkürlich im Wasser zu bewegen, zu schwimmen, und am Boden des Gefässes zu kriechen. Und doch gehen diese Bewegungen der Schnecke gar künstlich zu. Nähmlich, wenn die Schnecke niedersinken will, so zieht sie sich in ihre hinterste Windungen, und drücket dadurch die in den Windungen enthaltene Luft zusammen; dadurch macht sie diesen Theil schwerer, als das Wasser, welches eben den Raum einnehmen würde, und so sinkt die Schnecke nieder. Wenn sie dagegen in die Höhe will, so giebt sie sich aus ihrer Schale etwas hervor. Dadurch nimmt die inwendige Luft, und das Thier selbst mehr Raum ein, die Schnecke wird also auch leichter als Wasser, was eben so viel Raum ausfüllte, und sie steigt mit ihrem Hause empor. Will sie denn auf der Oberfläche schwimmen; so wirft sie sich herum, daß ihr Gehäuse gleichsam ein Bot vorstellet. Dann breitet sie ihren Fuß zu beyden Seiten über dem Wasser aus, und machet damit eben eine solche wimmelnde Bewegung, als die Landschnecken; wodurch sie sich denn auf dem Wasser langsam forthilft. Diese ungemeine Kunstfertigkeit brachte also jene aus ihrer Mutter Leibe geschnittene Schnecke in aller Vollkommenheit mit auf die Welt, und hatte nie ihre Mutter, oder eine andere alte Schnecke, in den mannigfaltigen Bewegungen beobachtet, noch sich dazu üben können.

Die

Die Bienen.

Alle Bienen entstehen aus Eyern, wenn diese durch die Wärme ausgebrütet worden, so kommen Maden heraus, welche von den Bienen eine Zeitlang mit Nahrung versorgt werden, bis sie nach acht Tagen zur Verwandlung reif sind. Durch diese Verwandlung werden sie in vierzehn Tagen Nymphen, und am ein und zwanzigsten Tage beisset sich die Biene hervor, braucht den ersten Tag noch Hülfe und Fütterung von andern Bienen, fliegt so dann aus, sammlet Honig, und arbeitet so regelmässig und künstlich, als die älteste Biene. Schon an den Eyern, und an den Zellen, worinn sie gelegt sind, kann man Kennzeichen bemerken, welche die Geschlechter unterscheiden, aber sicherer unterscheidet man sie, wenn sie als Bienen ausgewachsen sind. In einem jeden Bienenschwarm, und Bienenstock ist nur eine Mutterbiene, die Königin; wenn die arbeitende Bienen, welche die kleinsten von allen sind, auch weiblichen Geschlechts sind, so sind sie doch nicht so gefuttert, nicht von andern Bienen früh so gehalten worden, daß sie die Grösse der Königin hätten erlangen, und zur Fortpflanzung des Geschlechts tauglich werden können; die Drohnen, oder die männlichen Bienen, sind grösser als die arbeitenden, aber kleiner als die Königinn. Die Bienen, als eine gesellige Art Insekten, wohnen, auch in den Wäldern, und sich selbst überlassen, unter Führung einer Königinn bey einander. Noch mehr bemerkt man dies in dem Bienenkorbe, als in welchem, wenn er von mittlerer Stärke ist, gewöhnlich zwanzigtausend Arbeitsbienen, sechzehnhun-

deet Drohnen, und nur eine Königin ist. Leztere entfernt sich nie von ihrem Korbe, ja nähert sich auch nur selten dem Flugloch. Ihr einziges Geschäfte ist das Eyerlegen, wenig Tage oder Wochen, nachdem sie aus der Hülle, worin sie als Nymphe lag, hervorgekrochen, fängt sie, von den Drohnen befruchtet, schon an, Eyer zu legen, sie legt in jede, mit Vorsicht untersuchte Zelle, ein Ey, und in die grösten Zellen die gröste oder weibliche Brut enthaltende Eyer, in die mittleren die Drohnen, in die kleinsten die Arbeitbienen-Eyer. Während dieses Geschäftes wird sie von einigen Bienen begleitet, gefüttert und gepflegt. In sieben bis acht Wochen legt sie an zwölftausend Eyer, worunter einige hundert Drohneneyer, und höchstens zwanzig Eyer zu Königinnen sind. Nicht blos bey diesem Geschäfte beweisen die arbeitenden Bienen gegen die Königin besondre Geflissenheit, sondern überhaupt bemerkt man die gröste Aufmerksamkeit gegen dieselbe. Alle Bienen sammlen sich um dieselbe, versorgen, und schützen ihre Zelle aufs Beste, vertheidigen die Königin, wenn sie in Gefahr ist, folgen ihr, wohin sie beym Schwärmen, oder durch irgend einen Unfall aus dem Bienenstock getrieben, sie führt. Kommt die Königinn um, so ist alles bestürzt und zerrüttet, die Arbeit ruht, die Bienen theilen sich, verlassen ihren gesamleten Vorrath, fliegen in der Irre umher, ohne zu ihrem Stock zurückzukehren. Oft werden sie wieder beruhiget, wenn man eine neue Königin ihnen gibt, oder ihnen, ehe sie sich getrennt, einige Zellentafeln mit junger Brut hinsezt, woraus sie denn selbst eine Königinn durch Wärme

und

und Pflege wieder gewinnen. Die Drohnen, oder männliche Bienen, werden von den arbeitenden jung gefüttert, den Sommer hindurch mit Nahrung versorgt, obschon sie zur Sammlung des Honigs und zur Arbeit an den Zellen gar nichts beytragen, allein gegen den Herbst sieht man die arbeitenden Bienen über die übriggebliebenen Drohnen herfallen, so daß viele eine anpacken, verwunden, aus dem Stock schleppen, oder in die entlegensten Winkel vertreiben, bis alle männliche Bienen vernichtet sind, und ein neues Geschlecht von Drohnen aus den Eyern erwartet werden muß.

Die arbeitenden Bienen haben sehr mannigfaltige Geschäfte. Man rechnet, daß etwann achttausend jeden heitern Sommertag auswärts sammlen. Diese begeben sich auf die Blumen, bürsten mit den haarichten Theilen den Staub von den Blumen ab, wälzen sich darin, ballen den gesammleten Staub in Kügelchen, und legen diese auf die Schaufeln der hintersten Beine. Diese Kügelchen oder das Wachsmehl wird sodann von den Bienen gegessen; wenn es verdaut ist, so schwitzt es aus dem zweyten Magen der Biene heraus, dringt als Schuppen durch die Ringel am Hintertheil der Biene hervor, und dies harzige Wesen wird Wachs.

Das Vorwachs oder Kütt, ein viel zäheres Wesen wird von den Bienen zwar auch gesammlet, und an den Beinen verwahrt, aber nicht genossen, sondern eine Biene entlediget die andre davon, und gemeinschaftlich verbrauchen sie es, um das äusserste ihrer Zellentafeln und die Befestigungen derselben daraus anzufertigen. Um Honig zu gewinnen, saugen die

Bienen mit ihrem Rüssel den Saft, der tief im Kelch der Blumen sich findet, oder aus verlezten Blättern ausschwitzt, und dieser ausgezogene Saft gehet in den ersten Magen der Biene, woselbst er bleibt, bis er in eine Art von Gährung geräth, da ihn denn die Biene, als Honig, durch Zusammendrücken ihres Magens wieder hervorbringt, und die Zellen damit füllet. Wenn von diesen arbeitenden Bienen einige ermatten, oder hungerig zurückkehren, so werden sie von andern gefüttert und unterstützt. Ein andrer Theil der Bienen, welcher im Stock geblieben, hat wieder mannichfaltige Geschäfte, einige warten der Königinn auf, andre wärmen und verpflegen die Jungen, andre verrichten den Bau der Wachstafeln und Zellen. Man sieht die Bienen getheilt zugleich an mehrern Wachstafeln arbeiten, deren zwey immer so weit von einander stehen, daß die arbeitenden Bienen bequem sich ausweichen können, auch arbeiten viele Bienen von verschiednen Seiten zugleich an einer Wachstafel, doch so, daß die genaueste Zusammenfügung und ein vollkommnes Ebenmas herauskommt. Jede Zelle ist sechseckigt, und obwohl die Seiten so dünne sind, daß drey nur die Dicke eines Papierblattes haben, so dient doch jede Seite auch wieder zur Wand einer andern Zelle, so daß an jede Zelle sechs andre Zellen anschliessen, und nicht der geringste Raum verlohren geht. Berühmte Meßkünstler haben durch mühsame Ausrechnung bewiesen, daß die Bienen von allen möglichen Figuren keine vortheilhaftere hätten wählen können, wenn sie den größten Raum für den Honig gewinnen, das meiste Wachs ersparen, und ihrem Bau

die

die festeste Sicherheit und Haltung geben wollten. Diese Zellen sind blos zum Aufenthalt der Brut, oder zur Verwahrung des Honigvorraths auf den Winter bestimmt. Denn, wenn die arbeitenden Bienen die Nacht hindurch, oder im Winter ruhen, so hängen sie, eine an den Hinterfüssen der andern sich haltend, in einer langen Kette in den Gängen, zwischen den Wachstafeln. So reich auch ihr gesammleter Vorrath seyn mag, so merkt man nicht, daß sie im Winter mehr verzehret, als wenn sie dagegen nur kärgliches Auskommen hatten. Im Frühling, wenn mehrere Königinnen ausgebrütet sind, und die Brut zu zahlreich für den Stock ist; so sammlen sich die Alten, welche eine Königinn ausgebrütet, nebst vielen Jungen um die junge Königinn her, verlassen den Stock, schwärmen in der Luft umher, bis sie in einem andern Stock aufgefangen worden, oder die Königinn einen anderweitigen Aufenthalt gewählt hat. In dieser Zeit sind sie besonders geneigt, ihren Stachel zu brauchen, welchen sie oft so tief in die weichen Theile des Thiers oder des Menschen senken, auf den sie fallen, daß nicht nur das Gift von diesem Stachel eine Entzündung verursacht, sondern der Stachel selbst in der Wunde bleibt, und die Biene stirbt.

Uebrigens sind die Bienen mannigfaltigen Unfällen und Krankheiten ausgesetzt, und, so groß auch die Sorgfalt des Besitzers seyn mag, um sie zu erhalten, so sollen doch nur wenige bis ins zweyte Jahr leben.

Da diese Gattung Insekten die einzige ist, an welcher man so viel Instinkt und Kunsttriebe bemerkt, die einzige welche das,

 was

was unter Menschen Vorsicht heissen würde, Wachsamkeit, Beystand, gegenseitiges Nachgeben, und überhaupt Geselligkeit, Unterwerfung unter Ordnung beobachten; so ist es natürlich, daß dies Insekt von je her ist bewundert worden, und man muß es fast verzeihen, wenn viele Beobachter etwas mehr als Naturtrieb in ihnen zu bemerken glaubten.

Fruchtbarkeit der Thiere.

Die Fruchtbarkeit einiger Thiere ist umbegreiflich groß. Man wird sich nicht mehr wundern, warum es in einem warmen Sommer eine so grosse Menge Fliegen giebt, wenn man weiß, daß ein einiges Paar dieser Thiere in einem Jahe zwey Milionen Junge bekommen könne. Man hat eine Art Mücken beobachtet, die zweytausend Junge lebendig gebähren; ja es giebt Insekten, die in vier und zwanzig Stunden Kinder, Enkel, und Urenkel erleben. Diese kleine Insekten müssen so Zahlreich seyn, weil sie die Speise vieler größern Geschöpfe sind, welche vielleicht hunderte dieser Thierchen zu ihrer Sättigung fordern. Die Fische vermehren sich auch sehr. Man darf nur den Roggen derselben betrachten. Man hat in einem Stint, welcher kaum zwey Unzen schwer war, gegen dreissig Tausend Eyer gefunden. In einem Kabeljaue, der gegen zwanzig Pfund wog, zehlte man vier Milionen Eyer. Wenn man auch zur Zeit, wenn die jungen Fischgen hervorkommen, ein fischreiches Wasser besieht, so wimmelt alles von kleinen Fischen; und ein kleiner Bezirk enthält ihrer hundert Tausende. Nicht alle werden groß, denn sie sind den

Wasser

Wasservögeln, und selbst verschiedenen Gattungen von Fischen eine willkommne Speise.

Der Sprützfisch.

Wenn jedes Thier eine ihm eigne Geschicklichkeit hat, um sich Unterhalt oder Sicherheit zu verschaffen; so ist der Sprützfisch einer der merkwürdigsten hierinn. Er ist sehr klein und ovalrund, hat aber einen langen und röhrenförmigen Schnabel, anstatt des Mundes. Er schwimmt immer nahe an den Ufern hin. Sieht er an einem Blatt einer Staude, oder an einem Stein eine Fliege, Mücke, oder ein anderes kleines Insekt sitzen, und es ist nicht zu entfernt, so sprützet er aus seinem Schnabel einen Tropfen Wasser auf das Thierchen, fällt es nicht herunter, sondern sucht sich von dem Wasser loszumachen: so sprützt er einen zweyten Tropfen auf dasselbe, und fähret so fort, bis das Thierchen ins Wasser fällt, und ihm zur Beute wird.

In Ostindien, auf Java und Sumatra, wo dieser Fisch häufig gefangen wird, machet man sich oft eine Lust, indem man viele dieser Fische in einen Eymer mit Seewasser setzet, und dann in einer gewissen Höhe einige Insekten mit einer Nadel fest macht. So bald die kleinen Fische solch ein Thierchen sehen, machen sie einen Kreis um dasselbe, und suchen es herunter zu bringen, indem sie gleichsam um die Wette, aber vergeblich, auf dasselbe lossprützen.

Flußpferd.

Das Flußpferd ist nach dem Elephanten wohl das größte Thier, welches auf dem Lande erblickt wird. Mit einem Pferde aber hat es nichts gemein, als daß es wiehert, und die Ohren bewegt, es ist gegen zwölf Fuß lang, überaus dick, und von kurzen Beinen, so daß diese Fleischmasse nicht schnell laufen kann. Seine größten Zähne wiegen zehn Pfund, sind fast durchsichtig, zum Feuerschlagen zu gebrauchen, ja wenn das Thier selbst die Zähne auf einanderschlägt, soll es Feuer geben; da sie so fest sind, und keinen Schmutz annehmen, so werden daraus Stifte gemacht, die dem Menschen den Abgang seiner Zähne ersetzen müssen. Aus der Nase sprützt das Thier Wasser in die Höhe, wie die Wallfische. Seine Haut ist eines Daumens dick, und fast nicht zu durchbohren. Man hat welche erlegt, die über viertausend Pfund gewogen haben. Das Fleisch wird genossen, und kommt dem Kalbfleisch am nächsten. Dieses Thier hält sich im Nil, in den grossen asiatischen Flüssen, als dem Indus, Ganges auf, nährt sich von den Wasserpflanzen auf dem Grunde, und an den Ufern, thut auch dem Reiß grossen Schaden. Will man es angreiffen, so vertheidiget es sich tapfer, sein Rücken und das Dicke der Beine sind nicht zu verwunden. Es schlägt unter dem Wasser wohl gar seine Zähne durch ein Bot, so daß es so gleich untersinkt. Auch ist es der gefährlichste Feind, den der Krokodill hat. Wo man nicht oft hinkommt, und sie verscheucht, sieht man Heerden von diesen Thieren.

Fisch-

Fischfang durch Wasservögel.

In verschiedenen Provinzen des chinesischen Reichs halten sich die Einwohner eine Art von Vögeln, die den Raben am nächsten kommen, aber einen längern Hals, einen langen, krummen und spitzigen Schnabel haben. Dergleichen Vögel wissen die Einwohner zum Fischfange so gut, als einen Hund zur Jagd, abzurichten. Frühmorgens so bald die Sonne aufgehet, erscheinen die Chineser haufenweise mit kleinen Boten auf den Flüssen, und haben ihre geflügelte Jäger auf dem Vordertheile des Bots vor sich sitzend.

Wenn die Fischer ihre Fahrzeuge in Ordnung gestellt, geben sie mit einem Ruder, womit sie auf das Wasser schlagen, die Losung zur Wasserjagd. Alsbald besetzen die Vögel den Fluß, und theilen sich gleichsam ihre Reviere ab. Hernach tauchen sie unter, und holen die Fische vom Grund hervor. Sie fassen selbige mit ihrem Schnabel in der Mitte des Leibes, und jeder Vogel bringt die erhaschte Beute auf das Bot seines Herrn. Der Eigenthümer nimmt den Fisch und den Vogel an sich, beugt hernach den Kopf des letztern niederwärts, streicht mit der Hand über seinen Hals, und nöthigt auf diese Art den Vogel, nicht nur den grossen Fisch fallen zu lassen; sondern auch die kleinen Fische, die er wegen eines unten am Hals angebrachten, und die Kehle zusammenschnürenden Ringes nicht hinterschlucken können, auch wieder von sich zu geben.

Kommen ihnen auf dieser Jagd grössere Fische in den Wurf, als ein Vogel fortbringen kann; so kommen sie sich unter einander zu Hülfe. Einer faßt ihn unter diesen Umständen beym Kopf, der andere beym Schwanz, und so bereichern sie ihre Herren, durch vereinigte Kräfte, mit einer ansehnlichen Beute. Ist denn die Jagd vorbey, so wird der Ring dem Vogel abgenommen, und es werden ihm so viel Fische vorgelegt, als ihm zur Sättigung nöthig sind.

Opossum.

Das Weibchen des amerikanischen Beutelthieres hat unter dem Bauche eine gedoppelte Tasche, worin seine Jungen, auch wenn sie schon e nige Zeit auf der Welt waren, Raum haben. Innerhalb dieser Tasche finden die Jungen am Bauche sechs bis acht Euter zu ihrer Nahrung; da der Beutel inwendig mit Haaren bedeckt ist, so finden die Jungen bey ihrer Blösse darin Schutz für Kälte und Luft. Sind die Jungen noch sehr klein, so stopft die Mutter bey einer nahen Gefahr sie dahinein, sind sie etwas grösser, so locket sie selbige, und wenn sie sich hinein geflüchtet, so läuft sie mit ihnen davon, oder klettert einen Baum hinan. Dieser Sack ist mit zween besondern beweglichrn Rippen versrhen, durch welche er ausgedehnt wird, und dann weder Jungen noch Mutter drückt. Mannigfaltige Muskeln dienen mit Hülfe dieser Rippen den Sack zu erweitern, oder enger zn schnüren, ganz zu öfnen, oder ganz zuzuziehen.

Faul-

Faulthier.

Das Faulthier hat einen grossen Rachen, kurze Vorder- und lange Hinterfüsse mit scharfen Klauen bewaffnet. Bey jedem Tritt, den es thut, stößt es einen Schrey aus, als ob es ihm recht sauer geworden, und ruhet dann wieder eine Weile aus. Auf einen grossen Baum zu klettern, wo es seine Nahrung suchen muß, braucht es beynahe zwey Tage. Auf dem Baum bleibt es so lange, bis alle Blätter, welche es erreichen kann, abgefressen sind. Dann braucht es wieder eben so viel Tage, um herunter zu steigen. Auf einer Ebene macht es in einem Tage nicht über funfzig Schritte. Daß es das unglücklichste Thier auf der Welt ist, erkennt man aus seiner kläglichen Stimme, und aus seinen todten und immer traurigen Augen.

Der Mensch.

Was viele erwachsene Personen vergeblich versuchen möchten, und also verlernt haben, nehmlich das Milchsaugen aus der Brust, das kann das Kind sogleich nach der Geburt mit grosser Leichtigkeit. Und doch gehört zu dieser angebohrnen Fertigkeit, so leicht sie dem Säugling von statten gehet, ungemein viel Kunst. Unter so vielen möglichen Bewegungen der Lefzen, der Zunge, und des Schlundes muß der Säugling gerade diejenige anwenden, welche den süssen Nahrungssaft aus der Brust herauspumpet, und den Kehldeckel herab zum Magen zwängt. Soll etwas flüßiges über den Kehlde-

ckel

ckel herabgebracht werden, ohne daß es in die Luftröhre falle, so gehört dazu mehr Kunst, als wenn festere Speisen diesen Weg nehmen sollen. Die Zunge muß sich ganz krümmen, und über den Kehldeckel herlegen, um die Milch hinüber zu bringen. Und so müssen Muskeln in den Wangen, Lefzen, Zunge, Gaumen, Schlund, ja selbst in der Brust, am Zwergfell, und an den Rippen scharf angezogen werden, und zu gleicher Zeit auf verschiedne Weise wirken.

Andre Glieder nach Willkühr bestimmt zu brauchen, erhält der Mensch erst langsam die Fertigkeit, durch Versuche, durch eine dunkle Bemerkung des Erfolgs, und durch wiederhohlte Uebung. Man sieht es an neugebohrnen und ganz jungen Kindern; ihre Bewegungen geschehen Stoßweise, ungleichförmig und ungeschickt; sie wissen ihre Muskeln noch gar nicht zugebrauchen, nicht einmal Arm oder Finger nach ihrem Willen auszustrecken und zu bewegen.

Sinn des Gehörs.

Der Mensch empfindet nur vermöge der Nerven; um ihm das Gehör, das ist die Empfindung zu verschaffen, welche die in Bewegung gesetzte Luft, der Schall erweckt, mußten also auch gewisse Nerven dienen. Da dieser Sinn im Menschen offenbar unvollkommner gewesen wäre, wenn nur der stärkere Schall hätte seine Gehörnerven erschüttern, und also gehört werden können: so musten diese Gehörnerven fein seyn. Sollten diese feine Nerven ihre Dienste thun; so musten sie frey

am

am Kopfe, und so liegen, daß die äussere Luft sie treffen, und in Bewegung setzen konnte. Nun konnten ihre äusserste Enden so angebracht seyn, daß sie ganz blos, der äussern Luft ausgesetzt, oder nur unter einer dünnen Haut, am Kopfe lagen. Wäre dies gewesen, so wären sie also eben so, wie die Haut des Gesichts und der Backen jedem Unfall blosgestellt gewesen; die in gelindere Bewegung gesetzte Luft hätte sie schon stark erschüttert, und ein etwas stärkerer Schall, ein Windstoß, hätte sie auf eine unerträgliche Weise bestürmt, und da nichts häufiger ist, als solche stärkere Bewegung der Luft, so hätten jene Nerven fast nie in Ruhe kommen können.

Wenn der Mensch also fein hören, doch durch das Gehör nicht immer sollte belästiget werden, und dieses Gehör auf die Dauer sicher haben sollte; so musten die äussersten Enden jener Gehörnerven in einer Vertiefung, Höhlung, am Kopfe liegen. Diese Vertiefung konnte ohne Rand seyn, es konnten in ihr die Nerven liegen, ohne daß irgend ein etwas erhabnerer Theil sie umgebe. War dies, so könnte die in Bewegung gesetzt Luft eben so über die Vertiefung hinwegstreifen, als in selbige hineindringen. Es war wenigstens nichts da, was den Schall sammlete. Ein Rand um die Vertiefung her, war also nothwendig. Dieser Rand konnte auf allen Seiten gleich hoch um die Höhlung stehen, worinn die Gehörnerven lagen. Alsdann brach sich die in Bewegung gesetzte Luft auf allen Seiten gleich stark um die Vertiefung her, ja es war nichts da, was den Schall gerade nach dem Theil der Vertiefung treiben konnte, wo die Nerven lagen. Der

Rand

Rand muste also an einer Seite mehr als an der andern her=vorstehen. Wäre der Rand nach der Seite des Gesichts hin höher gewesen: so würde der Mensch den, welcher vor ihm stand, nicht gut haben hören, ja von einem Gegenstande, auf den er jetzt seine Augen gerichtet hatte, nicht wohl etwas vernehmen können. Der Rand muste also gegen das Gesicht hin flacher, am Hinterhaupte aber erhöheter seyn. Wäre er aber auch erhöhet gewesen, und hätte blos aus einer schlaffen weichen Fleisch= oder Fettmasse bestanden; so prallte der Schall von diesem weichen Wesen nicht nach innen hin ab, ward nicht in seiner eigenen Stärke oder Ton fortgepflanzt, sondern verlohr sich entweder ganz, oder ward doch ganz verändert. Der Rand der Vertiefung, worinn die Gehörnerven liegen, muste also knorplicht seyn. Wir nennen ihn das äussere Ohr. Fand sich in diesem äussern Ohr nichts, vermöge dessen der Mensch dasselbe, so bald es erfordert wurde, in etwas stramm anziehn, oder in die Höhe richten könnte; so würde dennoch mancher Schall, den der Mensch hätte vernehmen können, falls nur sein äusseres Ohr etwas mehr vom Kopfe abstand, für ihn verlohren gewesen seyn. Also war es dem Menschen zuträglich, daß er durch ein kaum merkliches Richten und An=ziehen des äussern Ohrs seinem Gehör zu Hülfe kommen könn=te; dieses geschiehet durch verschiedne Muskeln, welche zu ih=rer Zeit die Haut, und mit derselben das knorpelichte Wesen des Ohrs ansträmmen.

Von diesem äussersten Ohr wird also die Vertiefung einge=schlossen, oder gebildet, worinn die Gehörnerven liegen sollten.

Diese

Diese Vertiefung, oder der Gang zu den Nerven konnte so eingerichtet seyn, daß er weit offen war, so viel es der vom äussern Ohr eingeschlossene Raum erlaubte, und gerade zu gegen die Mitte der Oefnung hin konnten die Gehörnerven angebracht seyn. Alsdenn war aber die Gefahr für diese Nerven fast eben so groß, als wenn ihre äussern Enden frey oder blos durch eine dünne Haut bedeckt, am Kopfe gelegen hätten; auch wäre der Schall, der von aussen darauf traf, durch nichts verstärkt, gesammlet, und gleichsam gezwungen worden, nach der Mitte hin auf die Nerven allein zu treffen. Es muste also in dem innern Ohr ein gekrümmter engerer Gang seyn, den von aussen nicht alles Gefährliche treffen konnte, der aber doch allen Schall empfieng, welcher an den knorpelichten höhern äussern Rand anprellt. Drangen in diesen Gang Insekten ein, so konnten sie auch bis zu den Gehörnerven kommen, und an denselben unleidliche Schmerzen machen, ja sie zerstören. Es musten ihnen also Hindernisse in den Weg gesetzt werden; wenn diese Hindernisse nicht zugleich auch den Schall aufhalten, noch, unverändert sich fortzupflanzen, hindern sollten, so konnten es nichts als etwan Härchen seyn. Es ward also der Anfang des innern Ohrganges durch Härchen gesichert. Aber für etwas grössere, und schnell sich bewegende Insekten waren diese Härchen nicht Widerstand genug, es muste also etwas im Ohre sich finden, das sie schlechterdings abhielte, zugleich aber den Gehörgang nicht verstopfte, unterbrach, oder auch nur rauh machte. Was anders könnte diese verschiednen Dienste leisten, als eine zähe Feuchtigkeit,

welche

welche die Füßchen der Insekten aufhielt, daß sie sich darinn nicht fortarbeiten konnten. Diese Feuchtigkeit ist das Ohrenschmalz, welches alle Insekten, die sich nahen, abschreckt, oder durch seine Klebrigkeit die dreusteren aufhält, zugleich aber den Gang schlüpfrich erhält, damit der Schall an den Wänden hingleite. Es tritt oft nach aussen heraus, und nimmt den angehäuften eingedrungenen feinen Staub wieder mit sich heraus. Um diese höchstnöthige Fettigkeit zu erzeugen, sind ganz eigene Drüsen in dem innern Ohrengange angebracht. Der Gehörgang selbst ist knorpelicht, fest, und gehet krumm. Jede andere Form und Einrichtung, welcher dieser Gang hätte haben können, wäre mangelhaft gewesen; lief er gerade aus, so blieb der geninge Theil, welcher von der bewegten Luft in diesen Gang gelanget war, so wie er war, ward nicht durch Abprellen verstärkt, und konnte also unmöglich genug Wirkung hervorbringen. Bestand der Gang nicht aus festen Wänden, sondern war etwan blos Haut, durch Muskeln angezogen, so würde der Schall dahinein gedrungen, und von dieser Haut verschlungen seyn. Nach der Einrichtung der Natur kommt denn also die bewegte Luft, ohne einen zu starken Stoß zu geben, dennoch durch die Krümmungen, welche sie durchgeht, verstärkt bis in das Ende des Gehörganges, wo man die eigentlichen Gehörnerven zu finden erwarten möchte. Es konnten diese Nerven auf sehr mannigfaltige Weise hier angebracht seyn, und ihre Lage haben. So viel konnten dieser feinen Nerven doch unmöglich seyn, daß sie allein den Boden des Gehörganges

ges anfüllten, also muste nebst denselben, oder statt derselben, irgend etwas anders den Boden des Gehörganges schliessen. Lagen sie in irgend einer Haut eingeschlossen, so hätte diese Haut ihre Erschütterung, ihr freyes Spiel gehindert, und sie vielen Zerrüttungen, die in der Haut entstehen konnten, blosgestellt. Also mußten wenige Nerven hinter der Haut liegen, welche den Boden des Gehörganges schliesset. Diese Haut muste nicht schlaff seyn, weil sie sonst den Schall verschlungen aber nicht in einen Mittelpunkt gesammlet hätte: war sie beständig steif, und gab sie gar nicht nach, so prallte der Schall ab, und ward nicht fortgesetzt. Sie muste also zwar etwas nachgeben können, aber auch gleich ihre Spannung wieder annehmen: das konnte nicht anders geschehen, als wenn sie gleich dem Fell auf der Trommel über einen Reif gespannt und hinterwärts mit einer Schnur versehen war, um die Haut wieder anzuziehen. Diese Schnur, dieser Reif finden sich wirklich an dem Fell im Ohre, und man hat dies Fell richtig bezeichnet, indem man es Trommelfell nannte. Hinter diesem Trommelfell muste also Raum seyn, wohin es, wenn der Schall auf dasselbe trift in etwas ausweichen kann. In diesem Raum muste Luft seyn, und eine Luft welche ihrer Kraft den Raum wieder einzunehmen, aus dem sie durch den Stoß oder Druck des Fells getrieben wird, nicht beraubt wurde Sie muste also durch Luft von aussen wieder erneuret und gleichsam aufgefrischt werden, diese frische Luft muste durch einen besondern Gang in die Hölung hinter das Trommelfell kommen. Der Gang konnte aber nicht neben dem Gehörgange seine Lage

haben, er muste auf eine andre Seite hin seine Mündung haben, diese andre Seite konnte nirgend anders seyn, als innnerhalb des Mundes. So geht denn von der Luft, die wir durch die Nase oder den Mund einziehen, etwas durch den Gang, den man den Gang des Eustachius nennt, und kommt gleichfals durch eine Haut, die man das Fenster nennt, hinter das Trommelfell in der Nähe der Gehörnerven. Diese dorthin gelangende Luft kann zwar unmöglich dieselbe Wirkung thun, welche die Luft von aussen auf das Trommelfell thut, weil ein zweyter gewundener Gehörgang von Munde aus andern nöthigen Theilen den Platz benommen, auch der von hier aus gleich stark eindringende Schall Verwirrung der Empfindung hinter dem Trommelfell angerichtet hätte. Aber wenn der äussere Gehörgang durch Zufall, Krankheit oder Alter verstopft und versperret ist, so kann, zum Ersatz, ein schwächerer Schall, durch den Gang des Eustachius bis hinter das Trommelfell hingeleitet werden, und einiges Gehör erwecken; dies Gehör wird stärker seyn, jemehr bewegte Luft in den genannnten Gang trift, je häufiger also der Mensch dessen eigentlicher Gehörgang verstopft ist, den Mund geöfnet hält. Hat nun das Trommelfell den Schall empfangen, so pflanzt es ihn durch seine nachgebende Kraft wobey es doch gespannt bleibt, auf das fort, was hinter diesem Fell selbst angebracht ist. Lagen die Gehörnerven unmittelbar an dem Trommelfell selbst, so wurden sie theils zu stark gestossen, oder angezogen, theils fanden sie sich in einem Raume, wo zu viel Luft war, die zu mannigfaltig auf diese feine Nerven

wirkte

wirkte. Also muste die Bewegung, in welche die Luft hinter dem Fell durch den Schall versetzt ist, irgendwo sich verliehren können. Nach aussen hin ist dies nicht möglich, weil die äussere Luft eher eindränge, als der schwächern Bewegung der innern wiche. Nach innen hin muste also dieser Raum seyn, wo die nunmehr unnöthige Bewegung der Luft hinter dem Trommelfell sich allmählig verlöhre. Dieser Raum ist der einigemal sich krümmende knöcherne Gang oder die Schnecke. Dort hört die Bewegung der Luft auf, welche die Gehörnerven nur unordentlich erschüttern würde. Aber erschüttert musten die Nerven doch werden, ohne selbst in einem zu weiten Luftraume zu liegen. Es muste also das Trommelfell sie mittelbar erschüttern. Das Mittel, wodurch dies geschehen sollte, konnten nicht schlaffe Theile, nicht Fasern seyn, es musten feste Theile, also Knochen seyn. Ein Knochen, der mit dem Trommelfell zugleich zurückwiche, und ungelenkig wäre, konnte die Erschütterung, die er vom Trommelsell empfing, nicht den Gehörnerven mittheilen; also musten es mit Gelenken versehene feine und immer feinere Knochen seyn, deren man viere zählt. Der Hammer, von der Aenlichkeit der Gestalt so genannt, liegt am Trommelfell; empfängt er von dem zurückfahrenden Trommelfell einen Stoß, so theilt er ihn dem Ambos mit, dieser dem Steigbügel, denn diese Gestalt hat der dritte Knochen, dieser ist vermöge des kleinsten, vierten Knochens an einer Haut befestiget, welche eine neue Höhlung schliesset, diese Höhlung besteht erst aus dem Vorhofe, und dann aus dem Irrgange, als worinn die Gehörnerven liegen,

 und

und als erschütterte Sayten frey beben, uud nach ihrer verschiednen Länge und Spannung verschieden die Bebung bis zum Gehirn fortpflanzen, und so das Hören bewirken.

Das ganze innere Ohr, mit seinen so vielen und zum Theil so zarten Theilen, ist von einem festen Knochen, den man das Felsenbein nennt, umgeben, und vollkommen gesichert.

Wohnorte der Menschen.

Ein Vorzug des Menschen ist es, daß er unter allen Himmelsstrichen ausdauren kan, welches die wenigsten Thiere im Stande sind. Pferde, Hunde, Ochsen, Schafe, Ziegen pflanzen sich zwar im Norden und Süden fort; allein Löwen, Tiger, Elephanten können so wenig eine kalte Himmelsgegend vertragen, als die Bären, Rennthiere und Wölfe eine warme.

Doch sind die Menschen, welche die gemässigten Zonen bewohnen, den übrigen vorzuziehen. Die Einwohner der kalten Zonen sind vom Leibe sehr klein, und am Geiste dumm; die in der heissen Zone sind von schwächerm Temperament, von geringen Leibes- und Gemüthskräften, und von heftigern Leidenschaften, als die Bewohner der gemässigten Zonen.

Beglückt scheinende Wohnorte.

Die Ufer des Flusses Niger, oberhalb Senegall, gehören vorzüglich zu den Ländern, wo für den gemächlichen Unterhalt des Menschen, und für die Befriedigung des Auges und des Geruchs gleich gut gesorgt ist. Der Reis, das ährigte Honig

nig- oder Hirsen-Gras, alle Arten von Bohnen, und die meisten Europäischen Küchengewächse, wachsen ohne alle Wartung, und tragen mehr als einmal des Jahres, ja von den Hülsenfrüchten kann man mehr als zwölfmal ändern. Die Mannigfaltigkeit und Schönheit der einheimischen Gewächse und Blumen, die Fruchtbarkeit der ausgesuchtesten Bäume übertrift alle Beschreibung. Der Calabassen- oder Kürbisbaum ist von so grossem Umfange, daß einer einen ganzen Wald vorstellen kann; seine einzelne untersten Aeste sind so groß wie grosse Europäische Waldbäume; eine entblößte Wurzel betrug, so weit man sie über der Erde verfolgen konnte, hundert und zehn Fuß in die Länge, und es ist nichts seltenes, Stämme dieser Bäume zu finden, die zwischen sechzig und achtzig Fuß im Umkreise haben. Zahmes Vieh, und leicht zu jagendes Wild bedecken die Auen, alles lebt von mannigfaltigem Gevögel. Vom Straus, Pelikan, und Adler bis zum Colibri scheint hier alles versammlet zu seyn, und unter diesen Vögeln sind viele eben so schön am Gefieder, als angenehm durch den Gesang.

Die Gewässer sind so voll wohlschmeckender Fische, daß man sie nicht nur auf das leichteste mit Spiesen stechen, sondern auch oft mit Händen greifen kann, und das Karpfen mittlerer Grösse häuffig von selbst in die Fahrzeuge der Vorüberfahrenden springen. Die Krabben bedecken oft Feldweges weit die Wiesen an den Ufern, und die Austern hängen zu tausenden an den Wurzeln, und untern Zweigen der Bäume, die während der Regenzeit unter Wasser gestanden haben.

Dagegen ist in eben dieser Gegend auch fast jeder Schritt mit Gefahr und Unannehmlichkeit begleitet. Schlangen aller Gattung scheinen unter den Tritten der Wanderer aufzuleben; wenn der Weg zu Lande durch Riesenschlangen oft gehemmt wird, die bey einer verhältnißmäßigen Dicke in der Länge von zwanzig bis dreissig Fuß, ja gleich einem ordentlichen Schiffmaste, gefunden werden; so liegen im Schilf und Schatten der Ufer die Krokodille, als dünnere Baumstämme, Schaarenweise. Die Löwen, Tiger, und Wölfe sind so dreust und häufig, daß sie bey Nacht in die Dörfer der Einwohner dringen, und wenn sie kein grösseres Geschöpf, keinen Menschen zum Raube bekommen; so suchen sie durch einen Sprung wenigstens die auf die Dächer der Hütten, zum Trocknen, ausgebreiteten Fische zu erhaschen. Es bedarf es aber keiner solchen Anfälle, um die Nächte schrecklich zu machen. Die Kakerlaken, ein fliegendes Insekt noch nicht eines Fingers lang, zernagen alle Tücher, selbst Papier, Holz und Bücher, und wenn sie des Nachts die Hütten erfüllen, so verscheucht ihr schwirrendes Geräusch, und der Gestank von ihren Körpern allen Schlaf. Die Wassermücken, Muskitos, oder Maringouins, kommen aus den Gehölzen und Sümpfen in so ungeheurer Menge hervor, daß sie die Luft beynahe verdunkeln. Man ist in einem Augenblick, und oft schichtenweise übereinander, von ihnen bedeckt, und da ihr Stachel durch das festeste Zeug dringt, so fühlt man sogleich über den ganzen Leib ein heftiges Brennen. Um sich einigermassen gegen diese Insekten zu retten, muß man entweder in der Hütte einen starken Rauch

die Nacht hindurch unterhalten, der den Augen und der Lunge sehr beschwerlich ist, oder man muß schon vor Sonnenuntergang der Hitze wegen in freyer Luft, nackend auf Lagern seine Ruhe suchen, die auf Pfälen acht bis neun Fuß über der Erde errichtet sind. Obschon nur wenige dieser Insekten sich bis dahin erheben, so kömmt man doch selten anders, als mit Beulen bedeckt, beym Aufgang der Sonnen herab. Kurz, um die Beschwerlichkeit dieses Wohnorts sich vorzustellen, darf man nur bedenken, daß auf der ganzen Insel Senegall kein Baum angepflanzt, kein Lustgang angeleget wird, weil am Tage die Hitze das Gehen unter diesen Lustgängen doch nicht erlauben würde, am Abend aber diese Bäume nur ein Sammelplatz der Muskitos seyn würden, die mehr Beschwerden erwecken, als die brennende Sonnenhitze.

Die Bewohner der heissesten Gegenden in Persien, besonders die Einwohner von Gamron, von Bassora und andern Städten am Persischen Meerbusen, begeben sich alle Jahre in das innere des Landes, zu den Palmwäldern, die von ausnehmender Annehmlichkeit sind. Kaum nähern sich die Caravanen diesen Wäldern; so eilen ihnen die Besitzer derselben fröhlich entgegen, und empfangen sie auf das zärtlichste. Man setzt sich sogleich in Kreisen zusammen, um der ersten Vertraulichkeit bey der Tobackspfeife Raum zu geben. Bald aber erheben sich alle, welche das Vermögen haben, sich die Frucht der Dattelbäume, deren immer vierzig oder wenigstens zwanzig zusammen verpachtet werden, zu kaufen, und haben nichts eilfertigers, als gleich bey der Ankunft, den Han-

del zu schliessen, um hernach desto sorgenfreyer zu seyn. Man geht umher, man besichtiget die Früchte, man schätzt den Vorrath, man zeichnet die Bäume, der Eigenthümer fordert, der Käufer bietet, und in kurzer Zeit bestätiget ein Handschlag den Kauf. Nun haben die, von allen Sorgen, von allen Ueberlegungen befreyte Reisenden, nichts zuthun, als Besuche zu geben, frühe schon sich zu fröhlichen Gesprächen, und zum Scherz zu versammlen, und nur in der Nacht erst sich zu trennen. Die vortreflichsten Quellen sind gewöhnlich die Sammelplätze; neben diese legen die Reisende ihre Matten nnd Decken, trinken aus den Quellen, und geniessen nichts als die gesundeste Kost der mannigfaltig zubereiteten Datteln, die in den nettesten hölzernen Geschirren aufgetragen werden. Bey der Mahlzeit finden sich immer viel Gattungen von Leuten ein, die das allgemeine Vergnügen zu befördern bemüht sind. Bald stimmt ein Dichter ein Lied von der Persischen Heldin Leili an, bald tritt ein Redner auf, und erzählt des Helden Rustam Thaten, oder anderer Krieger Geschicklichkeit und Glück. Dann preiset ein Derwisch des Ali Lehre und Wunder, oder schilt auf des Omar Irrthümer, und gemißbrauchte Gewalt. Ein anderer Geistlicher lieset die schönsten Persischen Gedichte vor, ein Komödiant sagt seine Rolle her, in Gaukler macht seine Sprünge. Und wenn keiner von allen genannten Gattungen gegenwärtig ist; so tritt der Aelteste des nächsten Dorfes auf und erzählt die Geschichte der grösten Männer dieser Gegend oder die Vorfälle und Kriege seiner Provinz.

Kommt

Kommt nun der Abend und mit ihm die Kühlung heran, so erhebt man sich zum Tanze, denn jeder Landmann kan erträglich tanzen, und von Zeit zu Zeit begeben sich die geschicktesten Tanzmeister aus den Städten auf das Land, oder in diese Wälder, und unter deren Anführung, unter Begleitung der mannigfaltigsten Instrumentalmusik, werden pantomimische Tänze, und vollständige Ballets angeführt. Ein geschickterer Vorsänger findet sich bey jedem Kreise ein, und unterbricht, oder begleitet die Musik, oder den Tanz durch seinen Gesang, in welchen dann bescheiden und abgerichtet bald die ganze anwesende Schaar einstimmt. Alle diese Vorsänger, Musikanten, Gaukler, Redner, Dichter empfangen für ihre Bemühung, die Gesellschaften aufzuheitern, nichts als was ihnen unentbehrlich ist, und womit sie gern sich begnügen, Datteln zur täglichen Nahrung.

Alles, was von Arbeiten in diesen glücklichen Hainen statt hat, das wird mit dem frühen Morgen und ohne Ermüdung abgethan. Mit der Morgendämmerung sammlet man die abgefallenen Datteln auf, in der Kühlung des Morgens schüttelt oder bricht man die reifen, des Morgens legt man andre zum Auftrocknen in die Sonne, oder bringt sie, um Syrup zu gewinnen, unter die Presse. Auch selbst die Aermsten, die keine Datteln kaufen können, thuen in der kühlen Abendzeit alle ihre Arbeit ab. Denn ihr ganzes Geschäfte bestehet darinn, daß sie mit ausgespannten Netzen die Heuschrecken, welche alsdann in starcken Zügen kommen, auffangen oder Feuer unter den Bäumen anzünden, wodurch denen die

schon auf den Bäumen sitzen, die Flügel versengt werden, und sie hinab den Leuten in die Hände fallen. Den Heuschrecken werden nun die Beine und Flügel abgerissen, sie werden entweder in heissem Wasser gebrühet, oder geröstet frisch gegessen, auch häufig zum Wintervorrath geröstet, und mit Salz besprengt in irdene Töpfe gethan, um mit hinweg geführt zu werden. So leben ohne Mangel, ohne Sorgen, unter leicht verschaften Vergnügungen, in dem glücklichsten Clima, alle Anwohner des Meeres drey, vier Monate des Jahres hindurch. Gegen Ablauf dieser Zeit finden sich Kameeltreiber mit ihren Lastthieren ein, die dann die Fremden mit allen ihren Habseeligkeiten zurückführen. Die Reise geschiehet bey Abend oder die hellen Nächte hindurch in Tagereisen, die nach dem zu hoffenden oder vorgefundenen Wasser sich richten. Das Wasser kann man freylich umsonst schöpfen, für den Lagerplatz darf man nichts erlegen, aber statt des Daches ist der klare Himmel, und zum Lager dient die Erde. Das Wasser findet sich theils in frischen Quellen, theils in Rinnen, oder tieferen Brunnen, oder Vertiefungen, die man in Felsen aushauet, oder es ist in Cisternen gesammletes Regenwasser. Alle diese Wasserbehälter sind voll Unreinigkeit, welche der Regen oder der Wind hineingeführt, auch finden sich Kröten, grosse Spinnen, Heuschrecken, und todte Aeser der ins Wasser gefallenen Thiere in Menge darinn, und doch ist kein ander Getränk zu haben. Es giebt zwar häufige Karavansera und bey denselben Dörfer, die gewöhnlich freundliche gastwirthliche Einwohner haben, aber wegen des Schmutzes, des Dun-

stes,

stes, und Geruchs in solchen Wohnungen zieht jeder Reisende den ersten Akazien = Cypressen = oder Platanbaum, den er erreichen kann, zum Lagerplatze vor. Wenn sie nun bis Gamron acht, bis nach entferntern Orten wohl sechzehn, und mehr so beschwerlicher Tagereisen zurückgelegt; so finden sie bey der Rückkehr ihre Hütten halb eingestürzt, und ihr erstes Geschäfte muß seyn, das Dach zu bessern, die Wände zu stützen, die Thüre zu befestigen, und ihre ganze hölzerne Wohnung in erträglichen Stand, gegen den Winter, zu setzen.

Nun findet sich in den Wintermonaten eine unbeschreibliche Menge Araber, Africaner, Indianer, Perser, Armenier, und Europäer in Gamron, und andern Häfen des Persischen Meerbusens ein; und der Handel macht diese Städte zu den blühendsten in Asien. Kaum ist diese kurze, aber scharfe Kälte des Winters überstanden, so macht schon im April die schnellesten Abwechselung der Hitze, und giftige Dünste, diese Gegend höchst ungesund. Der Mangel des Wassers, und die schlechte Beschaffenheit des wenigen, welches an der ganzen Küste gefunden wird, macht den Aufenthalt beschwerlich, ja selbst unausstehlich. Wer Quellwasser verlangt, muß es viele Tagereisen weit, auf dem Rücken der Kameele, sich einhohlen lassen. Das Wasser in Cisternen wird nicht nur bitter und nach Salpeter schmeckend, sondern ist auch so voll von der Brut der schädlichen Gewürme, welche an den Füssen, und dem Unterleibe, die schmerzhaftesten Geschwüre hervor bringen. Nach vielen Operationen gelingt es zuweilen, den Wurm, der einen Fuß, eine Elle lang im Fleisch sitzt, ganz

heraus=

herauszuziehen, und den Kranken dadurch völlig herzustellen, aber öfter bleiben Stücke von diesem Wurm zurück, ziehen sich immer weiter zwischen den Muskeln hinein, und machen unheilbare Geschwüre. Der Gestank von den Seekräutern und Seethieren, welche an das Ufer geworfen, in der Sommerhitze unerträglich riechen, grosse Spinnen, die schmerzhaft verwunden, Skorpionen, die weise Ameisen, die so viel Verwüstung anrichten, und die Schwärme mannigfaltiger Fliegen, machen den Schlaf unter freyem Himmel fast unmöglich, und doch kann niemand in diesem Clima anders als unbedeckt auf dem flachen Dache, unter, freyem Himmel, Schlaf und Erquickung hoffen. Denn die größte Plage dieser Gegenden, die Hitze, übertrift alle Beschreibung. Man fühlt einen beständig brennenden Durst, der ganze Körper fliesset von Schweiß, besonders, wenn man durch Trinken die Hitze etwas zu mildern sucht. Des Nachmittages ist der brennende Wind oft so heftig, daß er Vieh und Menschen auf dem Felde augenblicklich tödtet. Ja kein Mensch ist so stark von Körper, daß nicht, auch nur die gewöhnliche Hitze, besonders die Sonnenstrahlen am Mittage, ihn in die größte Gefahr setzen könnten. Jünglinge, Soldaten, Matrosen, ja Lastträger, Europäer sowohl, als einheimische sahe man bey einer nicht heftigen Bewegung, am Mittage, oder bey dem Versuch eine nicht schwere Last zu tragen, oder unmittelbar unter dem Trinken, oder während des Mittagsschlafs hinsinken, und augenblicklich sterben. Ja die Pferde, die man den Sommer über hier lässet, werden von der Hitze erstickt,

oder wenigstens blind gemacht, Hunde sieht man in der Sonnenhitze nicht selten noch laufen, dann im Kreise sich drehen, und todt hinfallen. Daher ist es denn nicht zu verwundern, daß in den Sommermonaten die ganze Küste, und die sonst so volkreichen Städte öde und von Menschen fast ganz verlassen sind. Es würde der dürftigste Bettler, durch keine Versprechungen sich bewegen lassen, freywillig in diesen Gegenden zu bleiben. Die Häuser stehen leer, nur in den grössern Wohnungen reicher Leute findet man einen Leibeignen, oder einen alten Freygelassenen, oder irgend eine abgelebte Sklavin, die doch durch andere ihres gleichen, so man in der Mitte des Sommers aus dem Sommeraufenthalt zurückschikt, abgelöset werden. Die Auswanderung aus diesen Gegenden fängt im März an, und die am spätesten reisen, brechen im May auf; aber oft haben sie Ursach, den späten Aufbruch zu bereuen. Der Stadthalter, welcher im Jahr 1687. mit der Abreise etwas gezögert hatte, verlohr siebzehn Aufwärterinnen, die er vorangeschickt hatte, auf der Reise. Und da er nach einigen Tagen folgen wollte, so starben während der Zurüstungen zur Abreise, unmittelbar nach dem Bade, zwey seiner Frauen, und der Vater der einen.

Wilde Völcker, die jetzt noch gefunden werden.

Die Bewohner des Feuerlands, einer Insel, welche die äusserste Spitze von Amerika gegen den Südpol ausmachet,

sind

sind die hülflosesten und dummsten Menschen, die man bisher auf dem Erdboden gefunden. Ihre Farbe ist gleich dem Eisenrost, mit Oel vermischt. Sie haben breite, flache Gesichter, niedrige Stirnen, flache Nasen, schwarze kleine Augen, breite Mäuler, kleine, schlechte Zähne, und schwarzes gerades Haar, das über Stirn und Ohren herabhängt. Uebrigens sind sie groß und stark, fünf Fuß, bis fünf Fuß, zehn Zoll lang. Ihre ganze Kleidung besteht aus der Haut eines Seekalbes, welche sie ohne Zubereitung, so wie es von des Thieres Rücken kommt, über ihre Schultern werfen, ein Stück von eben dergleichen Haut ziehen sie über ihre Füsse, und schnüren es alsdann, gleich einem Beutel, um die Knöchel herum fest zusammen; die Weiber tragen auch einen kleinen Lappen zur Decke ihrer Blösse. Ob nun gleich alle beynahe nackt gehen, so ist es ihnen doch sehr um Schönheit zu thun, und sie glauben vermuthlich, diesen Endzweck zu erreichen, wenn sie sich das Gesicht mit allerhand Figuren von rother und brauner Erdfarbe bemahlen.

Eine Zahl auch wohl von funfzig solcher Menschen macht gewöhnlich einen Stamm aus, welcher in einem Flecken von ohngefähr zwölf bis funfzehen Hütten von der rohesten und einfachesten Bauart, zusammen wohnet. Die Hütte besteht nähmlich bloß aus etlichen wenigen Stangen, welche sie dergestalt in die Erde stecken, daß sie sich gegen einander neigen, oben zusammenlaufen, und eine kegelförmige Gestalt ausmachen. Auf der Seite gegen den Wind hin, ist sie mit einigen wenigen Zweigen und mit etwas Gras gedeckt, und auf der

anderu

andern Seite ist etwan ein Achttheil von dem Kraise, den die ganze Hütte ausmacht, offen gelassen, und dient sowoh statt der Thüre als auch statt eines Feuerheerdes. Von Hausgeräthe erblickt man nichts. Ein wenig Gras, das ring um die innere Seite der Hütte liegt, dient ihnen statt der Stühle und Betten; allenfalls siehet man noch einen Handkorb, keinen Ranzen, den man auf den Rücken hängen kann, und die Blase irgend eines Thieres, deren sie sich statt eines Wassergefässes bedienen, und vermittelst eines Loches daraus trinken, das zu diesem Ende oben in die Blase gestochen ist.

Von der Neubegierde, die sonst Menschen von den Thieren unterscheidet, scheint diesen Leuten nur äusserst wenig mitgetheilet zu seyn. Man kann sie, wenn sie zuerst ein europäisch Schif betreten, aus einem Winkel in den andern führen, und von neuen Gegenständen ihnen jeden Angenblick andre zeigen; so bezeugen sie doch im geringsten keine Verwunderung oder Vergnügen darüber.

Bald drücken sie das Verlangen aus, wieder am Lande zu seyn, und führt man sie ihren Landsleuten wieder zu, so bemerkt man bey diesen, sowohl als bey jenen, die am Bord gewesen, einerley achtlose Gleichgültigkeit. Diese äussern keine Begierde, ihre Begebenheiten zu erzählen, und jene scheinen anderer Seits gar nicht neugierig zu seyn, um zu vernehmen, wie ihre Landsleute seyn aufgenommen worden, oder was sie gesehen haben.

Dennoch scheinen diese Leute vergnügt und nichts weiter zu wünschen, als was sie besitzen, auch von allem, was ihnen Europäer anbieten mögen, gefällt ihnen dem Ansehen nach nichts, als ein Zierrath, den sie am ersten entbehren könnten, Glas, Corallen, oder ein Lappen, den sie selbst auch wohl ohne Erlaubniß an sich zu bringen, und allenfalls mit ihrem spitzigen Feuersteine, der ihnen statt des Messers dient, abzuschneiden suchen.

Ihr Leben ist ein stetes Herumwandern in öden Wüsten wo mitten in Sommer abgehärtete Seeleute von Europäern zu todte frieren. Ihre Speise sind rohe Muscheln, oder ein Stück Wallfischfett, welches, auch bey dem unerträglichsten Gestanke, dennoch begierig mit den Zähnen zerrissen wird, und von Mund zu Mund umhergehet, bis es mit einer Gefräßigkeit, so wie man sie sonst nur an Thieren bemerkt, verzehrt ist. Es fehlt ihnen ganz an Mitteln, ihre Speisen zuzurichten, und sie scheinen davon nicht einmahl je den Einfall gehabt zu haben. Brod und Fleisch, welches Europäer ihnen vorgesetzt, genossen sie zwar, aber schienen keinen sonderlichen Geschmack daran zu finden. Both man ihnen Wein oder andere starke Getränk an, so setzten sie das Glas an den Mund, aber sobald sie etwas gekostet hatten, gaben sie es mit allen Merkmahlen des Eckels wieder von sich.

Es giebt aber noch in jedem Theile der Welt Völker, die keine festgesetzte Wohnplätze haben, und wie die Thiere des Feldes auf ihre tägliche Nahrung ausgehen, ohne sichere Veranstaltungen für ihren Unterhalt zu machen. Diese werden

Wilde

Wilde genennt. Die Grönländer ziehen an den Seeküsten ihres Landes herum, um Seehunde zu fangen, von deren Fleisch und Fett sie sich nähren. Sie verstehen aber die Kunst nicht, durch Einsalzen oder Räuchern, das Fleisch in Vorrath aufzubehalten. Sie leben von dem, was sie gefangen haben, so lange es dauert; und hungern hernach so lange, bis sie wieder eine glückliche Jagd haben. Viele wilde Völker in Nordamerika nähren sich bloß von den Thieren, welche sie in den grossen Wäldern ihres Landes todt schiessen, und nach denen sie oft viele Meilen weit umherlaufen müssen. Andre, an den Seeküsten wohnende Völker, leben bloß von Fischen, die sie täglich fangen. Es giebt auch einige Völker, die sich begnügen, Wurzeln, Erd- und Baumfrüchte, welche ihr Land ohne Bearbeitung hervor bringet, einzusammlen, und davon zu leben. Dieses können sie thun, weil in ihren warmen Ländern die Erde das ganze Jahr hindurch solche Früchte hervorbringet.

Alle diese Völker haben weder Künste noch Handwerke. Jede Haushaltung verschaffet sich alles, was sie zu ihrer Wohnung, Kleidung, und ihrem Unterhalt nöthig hat, selbst. Keiner hat nöthig, weder etwas zu kaufen noch zu verkaufen, weder für andre zu arbeiten, um etwas zu verdienen, noch sie für sich arbeiten zu lassen. Ihre Wohnungen sind entweder Hütten von ungehauenen Bäumen und Sträuchen, oder Zelte von Fellen der Thiere, und jeder errichtet da, wo er eine Zeitlang bleiben will, seine Hütte.

Die Sitten dieser Völker sind eben so einfach und ungekünstelt, als ihre Lebensart; ihr Verstand ist sehr eingeschränkt, und sie leben fast in einer gänzlichen Unwissenheit alles dessen. was in der Welt vorgeht, oder ehedem vorgegangen ist. Ueberhaupt sind die Wilden nur gegen ihre Familie, oder höchstens gegen ihre Nachbarn, geselliger Empfindungen fähig. Alles was nicht zu ihrer Familie, oder ihrem Volk gehört, wird von ihnen entweder gar nicht, oder sogar als Feind angesehen. Dasjenige, was man Geitz nennet, ist Völkern, welche nichts eigenes haben, unbekannt. Heftiger Zuneigungen sind diese Menschen fähig. Der Afrikaner wird rasend, wenn er den Kopf seines Fürsten, oder seines Verwandten in den Händen seiner Feinde sieht, und der Amerikaner setzt sich unausweichlichen Gefahren aus, seinen Freund zu rächen. Gegen ihre Feinde halten sie sich alles für erlaubt, und es ist keine Grausamkeit, die sie nicht an ihnen ausüben. Diejenigen, welche den Wilden in Canada als Kriegesgefangene in die Hände fallen, werden von der ganzen Völkerschaft durch die ausgesuchtesten Martern zum Tode gebracht. Sie beweisen aber auf ihrer Seite eben so viel Standhaftigkeit, diese Qualen auszustehen, als ihre Peiniger unnatürlichen Scharfsinn, sie zu erfinden. Denn man findet überall, daß die wilden Völker alle andre Menschen nicht allein an Stärke des Leibes, sondern auch an Unempfindlichkeit, in Erduldung der Schmerzen, übertreffen. Vierzehn Tage Hunger auszuhalten, ist den Wilden nicht sehr beschwerlich. Eine Hand voll Mais in Wasser gekocht, ersetzt

den Abgang ihrer Kräfte. Kälte und Veränderung des Wetters, thun ihrer Gesundheit keinen Schaden. Sie sehen mit blossen Augen weiter, als wir mit unsern Fernröhren. Im Laufen sind sie unermüdet. Ein Reuter würde eher mit seinem Pferde stürzen, als daß er einen Hottentotten oder andern Wilden einhohlen sollte. Ueber die Flüsse ohne Bote oder Fahrzeuge zu setzen, auch mit ansehnlichen Lasten beschwert, daraus machen sie sich sehr wenig; denn ihre Fertigkeit im Schwimmen ist unbeschreiblich. Haben sie Bote, Canoes so setzen sie damit durch reissende Ströme, und tragen sie auf ihren Köpfen von Fluß zu Fluß. Da sie nichts zu schätzen wissen, als Leibesstärke und andere körperliche Fertigkeiten, so wenden sie auch alles an, dieselbe zu erhalten, und zu vermehren. Die amerikanischen Wilden zerkratzen, von Jugend auf, ihre Haut am ganzen Leibe mit einer Art von Kamme, wodurch sie ihr eine solche Härte und Dicke verschaffen, die sie ganz unempfindlich macht. Dieses ist die Ursach, warum sie ohne Verletzung durch die dicksten Gebüsche dringen, und das Ritzen der schärfsten Dornen nicht fühlen. Ohngeachtet ihrer Behendigkeit, ihrer Leibesstärke, und ihrer unermüdeten Geduld in Verrichtung der härtesten Arbeit, lieben sie doch die Ruhe, und ergeben sich ihr, so lange sie nicht die Noth ihrer Faulheit entreißt. Ihr Zeitvertreib sind Glücksspiele deren sie verschiedene haben. Erzählen ihrer Traditionen und Fabeln, Absingen ihrer Lieder, und vornehmlich der Tanz, welcher meistens in Verdrehungen der Glieder, und im Springen mit bewundernswürdiger Behendigkeit besteht. Ihre

Lieder enthalten die Thaten ihrer Vorfahren. Die Erzählungen sind das sonderbarste, denn da agiret der Erzähler zugleich, und wenn er allein, weil alzuviel Personen vorkommen, nicht fertig werden kann, so helfen ihm die Zuhörer. Diese Komoedie ist so gut nachgeahmt, daß man die Sache verstehen könnte, auch wenn sie nichts dazu sprechen würde. Einige dieser Völker sind zugleich grosse Redner, ihre Reden aber sind so weitläuftig, daß man nicht erklären kann, wie solche unwissende Leute so plauderhaft seyn können. Da die Wilden nicht Begriffe genug haben, um sich allein auf eine angenehme Art die Zeit zu vertreiben, und die kleinern häußlichen Geschäfte den Weibern überlassen; so suchen sie ihre Sinnen durch den Gebrauch hitziger Getränke, oder anderer berauschender Sachen, zu benebeln, um auf diese Weise der Qual der Langenweile zu entgehen. Der Mangel an Erkentniß, und die Trägheit zu denken, macht den wilden Menschen natürlicherweise leichtgläubig, und fähig, durch mannigfaltigen heiligen Betrug hintergangen zu werden. Seine Religion ist voll Aberglauben, und er hält auf Hexerey und Zauberkünste.

Hirtenvölker.

Etwas gesitteter und verständiger, als diese Wilden, sind die Hirtenvölker. Da diesen Völkern die Heerden durch ihre Milch, und durch ihr Fleisch, eine sichere Nahrung, und durch ihre Felle eine bessere Bedeckung verschaffen; so zwingt sie die Sorge für ihren Unterhalt nicht zu grausamen Mitteln. Die Erziehung und Wartung ihres Viehes erfodert schon

mehr

mehr Aufmerksamkeit und Kenntnisse; und da sie den Vortheil, den sie aus ihren Heerden ziehen, ihrem Fleisse zu verdanken haben, so erzeugt dieses in ihnen den Begrif des Eigenthums. Es ist nehmlich natürlich, daß sie dasjenige als ihr eigen ansehen, was sie durch ihre Pflege groß gezogen haben, und was beständig ihrer Wartung und Aufsicht bedarf. Ihre Nationalgebräuche dienen ihnen statt der Gesetze, und entspringen aus ihrer Lebensart, oder zielen alle dahin ab, ihre Hauptbeschäftigung, die Viehzucht zu begünstigen. Bey den Tartarn z. E. ist allezeit der jüngste unter den männlichen Nachkommen der Erbe, aus der Ursach, weil die ältesten, so wie sie im Stande sind, das Hirtenleben zu führen, mit einer gewissen Anzahl Vieh, die väterliche Hütte verlassen, um eine besondere Haushaltung anzufangen. Der Letzte, der also mit seinem Vater im Hause bleibt, ist der natürliche Erbe. Sie gehorchen einem Herrn, damit er sie gegen die Räubereyen ihrer Nachbarn, und in den Streitigkeiten, die über die Weiden mit den nächsten Horden entstehen könnten, beschütze.

Ihr Lebensunterhalt, ihre Kleidung und ihre Bauart ist sehr einfach, um destomehr da sie ein herumirrendes Leben führen müssen. Daher kommt es aber auch, daß ihre Gastfreyheit uneingeschränkt ist; denn ihre Bedürfnisse sind gering, und sie sind sicher, daß sie durch das, was sie einem Fremden zu gute kommen lassen, den morgenden Tag keinen Mangel leiden werden. Man kan sich aber leicht vorstellen, daß ein solches Land, welches von Hirten bewohnt wird, nicht eben sehr volkreich seyn könne, da es der Hülfe des Ackerbaues,

und der Künste, die den Lebensunterhalt vermehren, entbehren muß.

Gesittete Völker.

So nennet man diejenige Völker, welche Ackerbau und Künste treiben, und aus eben dieser Ursach sich in eine wohl eingerichtete Gesellschaft mit einander begeben, die nach gewissen Gesetzen regiert wird. Nicht allein durch ihre Geschäfte, die sie vorzüglich treiben, sondern auch durch ihre gesellschaftlichen Verbindungen setzen sie sich in den Stand, ihre Kenntnisse zu erweitern, und ihre Empfindungen zu verfeinern. Gegen auswärtige Feinde setzen sie sich durch wohl befestigte Städte, durch die Kriegskunst, und die Statskunst in Sicherheit. Da aber bey Vervielfältigung des Eigenthums, sich die streitigen Fälle vermehren müssen; so müssen auch ihre Gesetze anwachsen, so daß sie endlich nicht mehr durch Ueberlieferung der Gewohnheit können erhalten werden; sie müssen also geschrieben seyn. Wenn die Menschen in einem solchen Staate sich über das bloß natürlich nothwendige erheben, denn finden sie allmählich an den Reizen eines angenehmen Umgangs einen Gefallen. Dieses verfeinert ihren Witz, macht sie gefällig, und liebreich, zuvorkommend, gütig, oder wenigstens höflich. Glücklich, wenn sie alle die Vortheile, die ihnen ein gesitteter Staat anbietet, nicht zur Ueppigkeit mißbrauchen, noch auf Kosten wesentlicher Vortheile sich der Weichlichkeit ergeben, oder nichtswürdigen Kleinigkeiten nachjagen.

Ein

Einzele Züge von Wilden oder Barbaren der vorigen Zeiten.

Gebräuche.

Die alten Deutschen waren ein ganz rohes Volk, welches noch ziemlich nahe an den Stand der Wildheit gränzte, und folglich alle Tugenden und alle Laster eines ungesitteten Zustandes hatte. Wenn sie des Morgens aufstanden, welches gemeiniglich lange nach Anbruch des Tages geschahe, so badeten sie sich. Nach dem Bade assen sie. Bey dem Essen hatte jeder seinen Platz, und seinen Tisch besonders. Darauf gieng man bewafnet zur Arbeit, oder zum Schmause. Tag und Nacht mit Trinken zuzubringen, war bey ihnen keine Schande. Die häufig beym Trunke vorfallende Zwistigkeiten wurden mit dem Degen, und nicht mit Wortstreit abgethan. Bey Gastmählern söhnten sich Feinde aus, wurden Heyrathen geschlossen, ihre Fürsten gewählt, über Krieg und Frieden berathschlagt; als ob zu keiner andern Zeit ihre Gemüther gehörig gestimmt wären. Ein Volk, das ohnedem zu keiner Arglist aufgelegt war, eröfnete die Geheimnisse seines Herzens noch mehr an einem Orte, wo Freyheit und Fröhlichkeit herrschte. Wenn auf diese Weise die unverstellte Gesinnung eines jeglichen bekannt war, so nahm man den andern Tag die Sache noch einmal vor, und diese Behandlung der Geschäfte, in so verschiednen Zeitumständen, war von grossem Nutzen. Man berathschlagte sich, wenn man zur Verstellung untüchtig war, und faßte einen Entschluß bey nüchternem Muthe, wenn man keinen Irrthum zu besorgen hatte. Zum Getränk diente ihnen

das Bier; wiewohl diejenigen, welche an den Ufern des Rheins wohnten, sich auch Wein zu verschaffen suchten. Ihre Speisen waren ganz schlecht und ohne grosse Zubereitung, Aepfel, frisches Wildpret, geronnene Milch, das war alles. Sie hatten nur eine Art von Schauspielen, welche bey allen Versammlungen wiederholt ward. Nackte Jünglinge, die sich daraus ein Vergnügen machten, sprangen zwischen blossen Schwerdtern, und den Spitzen der Spiesse herum. Das war erst eine blosse Uebung, nachher machte man eine Kunst daraus, und die Kunst lehrte es mit einem gewissen Anstande verrichten. Indeß geschah es nie um eines Gewinstes willen.

Uebrigens war das Spiel bey ihnen, selbst wenn sie nüchtern waren, und mitten unter ernsthaften Geschäften, sehr gewöhnlich; sie wagten auf Gewinn und Verlust so viel, daß, wenn sie alles verspielt hatten, sie endlich ihre Freyheit und ihre Person aufs Spiel setzten. Wer verlohr, begab sich ohne Widerrede in die Knechtschaft. Er mochte noch so jung, noch so stark seyn, so ließ er sich gutwillig binden und verkaufen.

Liebe zur Freyheit.

Die Römer hatten eine Cohorte Usipier in Germanien angeworben, und nach Britannien übergeführt. Diese waren mißvergnügt, daß man sie zwang, gegen die freyen und ihnen ähnlichen Caledonier zu fechten, zugleich regte sich auch die Sehnsucht nach ihrem Vaterlande. Sie faßten also den Entschluß, zu entfliehen. Sie tödteten den römischen Hauptmann und die Soldaten, die unter ihre Rotten untergesteckt waren, um Kriegszucht und Geschicklichkeit im Gebrauch der römi-

römischen Waffen ihnen beyzubringen, und bestiegen drey Fahrzeuge, deren Seeleute sie tödteten, weil der eine entlief, und die andern sich verdächtig machten. Nun überliessen sie sich dem Meere, dieses trieb sie bald an diese bald jene Anfuhrt, wo sie ausstiegen, und den Britanniern, die ihre Heerden und Vorrath gegen sie vertheidigten, oft glückliche, zuweilen auch nachtheilige Gefechte lieferten. Ihr Mangel ward endlich so groß, daß sie erst die hinfälligsten unter ihrer Zahl, dann die, welche das Loos dazu verurtheilte, verzehrten. Endlich strandeten sie an der Germanischen Küste, man hielt sie für Seeräuber, und verkaufte sie zum Theil den Galliern als Sklaven.

Die Römer hatten einen Theil der Franken überwunden, und an die Ufer des schwarzen Meeres geführt, wo sie den Acker bauen sollten. Die kühnsten unter ihnen entschlossen sich, ihr entferntes Vaterland wieder zu suchen. Sie nahmen römische Schiffe weg, stürzten sich in dieselben, stiegen bald an der asiatischen, bald an der griechischen Küste aus, und richteten viele Verwüstungen an. An der afrikanischen Küste waren sie weniger glücklich, dagegen eroberten sie Syrakus, verliessen es bald, und erreichten zuletzt die Wälder ihres Vaterlandes, die sie allen milderen und angebaueten Gegenden vorzogen, wo sie hätten bleiben können.

Nach der Niederlage, welche die Cimbren durch den Marius erlitten hatten, sandten die übrig gebliebnen Fürstinnen, die Mütter, Weiber, und Schwestern der Erschlagenen zum Ueberwinder: ob er ihnen Freyheit und Schutz beym ehelosen

Stande zugestehen wolle. Marius schlug ihnen die Bitte ab, und sie tödteten sich alle.

Ungezähmtheit in Behauptung von Vorrechten.

Clotarius der erste, König der Franken, war im Jahr Christi 553. an der Spitze seines Heers, gegen die Sachsen zu Felde gezogen. Dieses Volk, dem bey seiner Ankunft bange ward, bat um Frieden, und both dem beleidigten Monarchen eine große Summe Geldes, zur Genugthuung an. Aber seine Armee drang darauf, er sollte sie zur Schlacht führen. Der König wandte alle seine Beredsamkeit an, ihnen die Bedingungen gefällig zu machen, die ihm die Sachsen angeboten hatten. Die Sachsen bothen noch mehr, als anfangs, um die Soldaten zu besänftigen. Der König erneuerte seine Vorstellungen und Bitten; aber die wüthende Armee stürzte auf den König ein, riß sein Gezelt in Stücken, schleppte ihn aus demselben heraus, und würde ihn auf der Stelle todtgeschlagen haben, wenn er es sich nicht hätte gefallen lassen, sie sogleich gegen den Feind zu führen.

Da nach einem Siege des Königs Clovis die Beute sollte getheilt werden: so erbat sich der König, daß ein Kirchengefäß, welches aus der Kirche des Remigius, Bischofs zu Rheims, war geraubt worden, ihm vorzugsweise sollte gegeben werden, damit er es dem Bischofe ausliefern könnte. Nun war diese Auswahl eines Stücks von der Beute, der alten Kriegsordnung zuwider. Dennoch verwilligte das ganze Heer diesmal diese Ausnahme. Nur ein Soldat nicht, der endlich so weit

gieng,

gieng daß er das Gefäß mit seiner Streitaxt zerschlug, damit der König sicher nicht zu dessen Besitz käme. Clovis war durch die Macht der Soldaten zu sehr eingeschränkt, als daß er dieses sogleich hätte ahnden können. Als er aber sich Meister aller der Länder sah, welche zwischen der Mosel und Loire gelegen, so glaubte er, sein Ansehen sey genug befestigt. Er wartete einen Zeitpunkt ab, da das Heer eben versammelt, und er nahe bey jenem härtnäckigen Soldaten stand, er hieß ihn unter irgend einem Vorwand sich bücken, und ehe dieser sich erheben konnte, spaltete er ihn mit der Streitaxt den Kopf.

Anhänglichkeit an Gewohnheit.

Atilla hatte sich schon die morgenländischen und abendländischen Kayser zinsbar gemacht, und war Herr der reichsten Länder, blieb aber bey den Sitten der Hunnen, und veränderte nichts in seiner Lebensart. Er trug die gewohnte einfache Kleidung, nährte sich von gemeinen Gerichten und aß aus hölzernen Schüsseln.

Audoen, der König der Longobarden, hatte Turisenden, den König der Gepiden, überwunden, und sein Sohn, Alboen, hatte den Sohn des Ueberwundenen, Turismond, in der Schlacht getödtet. Die Feldherrn der Longobarden sagten zu ihrem Könige: Dein Sohn der dir den Sieg erfochten hat, muß nun auch mit dir von deinen Rehen essen, und aus deiner Schale trinken. „Ich kann die deutsche Sitte nicht ändern, antwortete er, ihr wißt, er muß mir, eh er mein Tischgenoß wird, erst

erst die Waffen eines ausländischen Fürsten bringen. Alboen eilte mit vierzig Jünglingen zu Turisenden, und forderte die Waffen seines Sohnes. Turisend gab ihm ein Gastmahl, und setzte ihn an die Stelle, wo sonst sein Sohn zu sitzen pflegte. Aber nun konnte er die Erinnerung des Todten nicht mehr aushalten, Ach! rief er aus, diese Stelle hier ist mir so werth: aber der jetzt daran sitzet, ist mir ein bitterer Anblick. Das hörte sein zweyter Sohn, Kunimund, und fieng an, die Longobarden beleidigend anzureden: Ihr seyd (sie hatten ihre Sohlen mit weissen Bändern befestigt) den Stuten gleich, die weisse Füsse haben. Ein Longobarde rief: Komm hin auf das Schlachtfeld, und sieh da, wie die Stuten ausgeschlagen haben, und wie die Gebeine deines Bruders, gleich den Knochen eines schlechten Gauls, auf dem Anger umherliegen. Die Gepiden entbrannten, und machten Bewegungen, mit dem Schwerdte zu antworten. Auch die Longobarden hatten den Grif ihrer Schwerdter gefaßt. Turisend sprang auf, lief unter sie hinein, und rief, daß Gott kein Sieg gefalle, durch den man den Feind am eignen Heerde überwinde. Sie setzten sich wieder zum Mahle, und waren so froh, als sie seyn konnten. Turisend nahm die Waffen seines Sohnes, und gab sie Alboenen. Dieser kam zu seinem Vater, trank aus seiner Schale, und erzählte ihm von den mitgebrachten Waffen. Alle, die zugegen waren, priesen den kühnen Alboen, und den edelmüthigen Turisend.

Sub=

Subordination.

Alarik König der Gothen eroberte Rom. Es war Nacht, als er die Sieger in die Stadt führte, und mit dem Ton der fürchterlichen Trompete, fieng die Beraubung der Einwohner an. Bey dieser Verwirrung, und den damit verbundenen Ausschweifungen, vergaß Alarik nicht, was er der Religion und der Menschlichkeit schuldig war. Sobald er sah, daß seine Soldaten die Heiligthümer beraubten, und, durch die Rache erhitzt, das Blut der Römer vergossen, gebot er aufs schärfste, der Einwohner zu schonen, und die heiligen Gefässe wieder in die Tempel zu tragen. Mitten in dem gräulichsten Getümmel der Waffen, gehorchten die Gothen den Befehlen ihres Fürsten. Man verschonte der Römer; und diese sahen zu ihrem Erstaunen, lange Reihen ihrer Ueberwinder, welche die geraubten goldenen und silbernen Gefäße wieder in die Tempel der Rechtgläubigen zurückbrachten.

Standhafte Treue.

Der Kayser Constans belagerte Romoald, den Sohn des Longobardischen Königes, in Benevent. Grimoald eilte seinem belagerten Sohne zu Hülfe. Er schickte ihm seinen Pflegevater Gesuald, die nahende Hülfe anzukündigen. Dieser fiel den Belagerten in die Hände, und nun sollte er an die Mauer gehn, und sagen, daß keine Hülfe zu erwarten wäre, oder sterben. Gesuald versprachs, und ward hingeführt. Dein Vater kommt, Romoald! Er war die letzte Nacht schon

beym

beym Flusse Sanger. Mitleid mit meinem Weibe und Söhnen, denn sie tödten mich! Die Belagerer warfen Gesualds Kopf über die Mauer. Diesen nahm Romoald, küßte ihn weinend, und begrub ihn, wie so viel Treue es verdiente.

Von dem Gottesgerichte bey den alten Franken und andern Völkern.

Man kann keinen stärkern Beweis von der Barbarey der sogenannten mittlern Zeiten geben, als die Art zu verfahren, wenn jemand wegen eines Verbrechens angeklagt wurde, welches er ableugnete.

Der Kläger mußte seine Anklage beschwören, und wenn der Beklagte das Gegentheil beschwur, so wußte der Richter sich nicht mehr zu helfen. Ueberlegte Untersuchungen, Vergleichung der Aussagen, Beurtheilung der Umstände, waren zu schwere Sachen für die Richter. Der Knoten, zu dessen Auflösung sie nicht genug Nachdenken hatten, wurde zerschnitten. Der Beklagte mußte durch die Probe des Feuers, oder des Wassers, oder durch einen Zweykampf, entweder seine Unschuld beweisen, oder seinen Ankläger rechtfertigen. Die Probe des Wassers wurde mit kaltem, oder mit heissem Wasser gemacht. Bey der ersten wurde der Beklagte an Händen und Füssen gebunden, und ins Wasser geworfen. Schwamm er oben auf, so ward er für schuldig gehalten, fiel er aber zu Boden, so hielt man ihr für unschuldig. Die Probe mit heissem Wasser wurde auf folgende Weise angestellt. Der

Beklagte

Beklagte mußte mit entblößtem Arm aus dem Grund eines mit siedenem Wasser angefüllten Kessels, einen geweiheten Ring heraus langen. Wenn dieses geschehen war, so wurde ihm von dem Richter ein Sack über den Arm gezogen, und dieser wurde besiegelt. Nach dreyen Tagen wurde der Arm besichtiget. War er nur leicht oder gar nicht verbrannt, so wurde der Beklagte losgesprochen.

Die Probe des Feuers wurde verschiedentlich angestellt. Der Beklagte mußte mit blossen Füssen über glüende Kohlen gehen, oder ein glüend Eisen mit der Hand anfassen. Seine Schuld oder Unschuld wurde aus der stärkern oder schwächern Beschädigung, die er erlitt, beurtheilet.

Zuweilen wurde den Partheyen der Zweykampf zuerkannt. Dieser wurde mit grosser Feyerlichkeit, nachdem ein Priester zuvor eine Messe gelesen hatte, gehalten. Die Streitenden wurden in Schranken hinein gelassen, und sowohl die Richter, als die Geistlichkeit, und das Volck waren Zuschauer. Der Ueberwundne wurde für schuldig erkannt, und wenn er nicht im Zweykampfe todt blieb, so wurde er hernach hingerichtet.

Diese barbarische Art zu verfahren, wnrde das Gericht Gottes genennet, weil man sich einbildete, daß Gott durch ein Wunderwerk den Schuldigen an den Tag brächte.

Doch dachten nicht alle barbarische Völker eben so von dem Zweykampf vor dem Richterstuhle. Thenderich führte den Pannoniern, die dieser Gewohnheit ergeben waren, das Beyspiel seiner Gothen an: Unter uns die Zunge, nicht die

gewaff

gewaffnete Hand! Schlacht im Felde, zu Hause Gerechtigkeit, kein Arm gegen Brüder erhoben, für dir zu sterben, edle That ist!

Rachsucht.

Bey einem grossen Fest, welches Alboen, der König der Longobarden, zu Verona gab, wo man das Andenken der Heldenthaten des Königs, und der Nation, auf die feyerlichste Art begieng, ließ er sich vom Wein und Hochmuth erhitzt, den Hirnschädel Kunimunds, König, der Gepidens bringen. Er zwang sogar dessen Tochter Rosemond, die er zur Gemahlin hatte, die Hirnschale ihres Vaters als Trinkgefäß zu gebrauchen. Die Königin, welche über diesen unmenschlichen, ihr angethanenen Zwang, äusserst aufgebracht war, gewann durch ihre Liebkosungen einen tapfern Longobarden, und brachte ihn durch ihre Verführung dahin, daß er den König im Bette tödtete.

Religionsbegriffe.

Clotarius, der von einem heftigen Fieber befallen war, fühlte daß er sterben würde, uud sagte zu seinen Freunden: Was haltet ihr von der Macht des Königs des Himmels, der also die größten Könige der Erde sterben läßt? So waren seine Begriffe von der Gottheit nicht besser, als von einem eigenmächtigen Beherrscher, der mit den Arm seiner Macht, die Gewaltigsten darniederschlägt.

Bey

Bey den alten nordischen Völker begünstigten auch die Religionsmeinungen die kriegerischen Gesinnungen; und waren so beschaffen, wie es bey Leuten zu erwarten war, die ihr Leben unter den Waffen zubrachten, und die keine angenehmere Beschäftigung kannten, als den Krieg. Nur diejenigen, die ihr Blut in einem Treffen vergossen hatten, konnten sich den Genuß der Vergnügen versprechen, die ihnen Odin, der erste unter den Göttern, in seinem Pallaste Valhalle zubereitete. Die Helden, sagte die Edda, welche in dem Pallaste des Odins aufgenommen werden, haben alle Tage das Vergnügen sich zu bewaffnen, Musterungen zu halten, sich in Schlachtordnung zu stellen, und sich einer den andern in Stücken zu hauen; so bald aber die Zeit zum Essen kömmt, reiten sie alle nach dem Saale des Odins zurück, und fangen an zu essen und zu trinken. Ob ihrer gleich eine unendliche Anzahl ist, so reichet doch das Fleisch von einem wilden Schweine für sie alle hin; alle Tage trägt man denselben Eber auf, und alle Tage wächst er völlig wieder. Ihr Getränk ist Bier und Meth; eine einzige Ziege, deren Milch der vortreflichste Meth ist, giebt genug von diesem Getränke, um alle Helden zu berauschen; ihre Trinkgeschirre sind die Hirnschädel der Feinde, die sie getödet haben. Blos der Odin, der an einem besondern Tisch allein sitzt, trinkt Wein, welcher ihm anstatt aller Nahrung dient. Eine Menge Jungfrauen bedienen die Helden bey Tische, und füllen ihre Becher wieder so wie sie leer werden.

Gleichgültigkeit gegen Künste.

Die Ruinen von Persepolis zeigen zwar noch deutliche Proben von dem Glanz und der Pracht des Hofes im Alterthum. Die Menge der sehr hohen Säulen aus weissem, und der Thüren aus dunklem Marmor, stellen einen grossen Anblick dar. Selbst die höchsten Säulen, und die höchsten Thüren, sind nur aus drey, vier, höchst selten mehrern Stüken zusammengesetzt, so grosse Marmorblöcke hatte man gewählt. Aber noch weit künstlicher und zierlicher waren ehemals an den Wänden, und selbst an den Säulen, die Figuren in halb erhabner Arbeit, welche Gebräuche des Volks und ganze Geschichten vorstellen. Da gegen den festen Stein, woraus diese Figuren gearbeitet waren, die Zeit selbst nicht viel vermocht hatte; so kamen aus allen Gegenden Fremde, und auch vornehme Personen, um diese denkwürdigen Ueberbleibsel zu sehen. Die Bewirthung dieser Neubegierigen fiel dem Statthalter zu Sjiras zu lästig; er schickte also Arbeiter und Steinhauer hieher, welche mit allem Eifer die Figuren, besonders die Gesichter, Hände, und alles, was Kunst verrieth, zernichten mußten.

Von verschiednen Nationen, jetziger so wie alter Zeiten.

Lastträger.

In Afrika und Amerika lassen sich die vornehmen Leute in Hamacken oder Serpentinen tragen, wenn sie reisen. Diese

Gat-

Gattung Tragsessel sind so bequem gemacht, daß man darinnen für Sonne und Ungeziefer geschützt ist, und sitzen, liegen, selbst schlafen kann, wie man will, auch durch das Tragen gar nicht gerüttelt wird. Der Hamack wird von sechs Sklaven getragen, oder auch von freyen Negern, welche das Tragen gleichsam professionmässig gelernt haben. Sie tragen die Enden der Stange auf dem Kopf; und zwar auf dazwischen gelegten kleinen Stücken von Leinewand, und laufen sehr sicher und so starck als ein Pferd traben kann, singen dabey bald einzeln, bald Chorweise, und sind munter. Von Zeit zu Zeit lösen sie einander ab. Auf solche Weise haben Reisende vierzig englische Meilen in zwey Tagen zurückgelegt; mit den leeren Hamacken aber durchlauffen die Träger diese Weite wohl innerhalb acht Stunden. In den Bergländern braucht man solche ganz hölzerne und nur zum sitzen gemachte Hamacken, um über die steilen Berge sich tragen zu lassen. Die Geschicklichkeit dieser Träger ist ebenfalls zu bewundern, indem sie jähe, rauhe, schmale Treppenwege mit der größten Sicherheit gehen; zuweilen mit dem ganzen Hamacke über Graben setzen, ohne daß die Person es sehr empfindet; wenn eine Schulter müde ist, den Hamack über den Kopf weg, in die Höhe auf die andere Schulter werfen, und über die Fläche der Berge, wie Hirsche weglaufen.

Feigheit einiger Völker in Ostindien.

Man hat durchgehends angemerkt, daß die Einwohner der sehr heissen Länder, wollüstig und feige sind. Arbeit und

Gefahr sind die beyden Dinge, wofür sie sich am meisten fürchten. Sie sind deswegen zum Krieg ganz untauglich. Wenig bewafnete Europäer würden eine grosse Menge Indianer aus dem Felde schlagen. Die Kriege, welche sie unter einander führen, sind mehr lächerlich als ernsthaft. Ihre Armeen vermeiden einander; man ist nur darauf bedacht, Gefangene zu machen. Wenn ein Haufen Peguaner in die Siamischen Länder einen Einfall thut, so schicken die Siameser, anstatt sich dem Feind entgegen zu stellen, eine andere Parthei in das Peguanische; und jeder ist zufrieden, wenn er mit einer ansehnlichen Beute zurückkommt. Wenn sich die Partheien von ohngefähr begegnen, und man nicht verhüten kann, daß man an einander kömmt; so fängt sich der Streit mit einigen Canonenschüssen an, welche man in die Luft thut. Beyde Heere nehmen sich in acht, daß sie nicht gerade auf einander, sondern ein wenig höher schiessen. Dieses ist eine Art eines Vertrages, welchen man ohne Verletzung des Völkerrechts nicht brechen kann. So schiesset man auch mit Pfeilen nicht gerade zu auf den Feind. Und die Art, mit Flinten zu feuern, ist diese. Sie setzen ein Knie auf die Erde, legen die Flinte auf das andere, richten sie so, daß der Schuß von oben herab auf den Feind falle; nun wenden sie das Gesicht weg, und drücken los. Sobald man aber nun die Pfeile, oder den Kugelregen in einer von beyden Partheyen fühlet, nimmt man alsbald die Flucht. Und es ist schon sehr viel, wenn in dem hitzigsten Treffen vierzig Mann bleiben.

Verachtung der Puliaten unter den Malabaren.

Die ungereimtesten Vorurtheile, welche der menschlichen Vernunft zur Schande gereichen, herrschen vorzüglich bey den Indischen Völkern. Eine Probe davon giebt folgende Nachricht von den Malabaren. Die Küste von Malabar ist theils mit Mahomedanern, theils mit Heiden bevölkert. Die letztern theilen sich in viele Stämme oder Zünfte, wovon eine immer geringer ist, als die andere. Die letzte und elendeste von allen diesen Zünften ist die Zunft der Puliaten. Diese Leute gehen fast nackend, haben keine gewisse Wohnung, irren in den Wäldern umher, ohne eine andere Zuflucht zu haben, als die Stämme der Bäume, die Höhlen, oder Hütten, welche in der Eil von Palmenzweigen aufgerichtet werden. Man verliert seine Ehre, wenn man sie anrührt, und es ist schon genug zur Verunreinigung, welche zu Versöhnungen verbindet, wenn man sich ihnen nur auf zwanzig Schritte nähert. Sobald man einen solchen Elenden gewahr wird, schreyet man ihm zu, sich zu entfernen; und wenn er auf dieses Zeichen nicht gehorcht, ist man berechtiget ihn zu tödten. Ihr Leben wird so verächtlich gehalten, daß ein Nair oder Malabarischer Soldat, der seine Waffen versuchen will, mit kaltem Blute nach dem ersten Puliaten schießt, den er antrift, und ihn ungestraft umbringt. Die Priester erlauben ihnen nicht in die Tempel zu gehen, und auch nicht einmal, sich ihnen zu nähern. Sie haben aber die Nachsicht,

daß sie ihre Opfer annehmen, wofern sie aus Geld und Silber bestehen, und man sie in einiger Entfernung auf die Erde legt. Der Bramin, der sie aufnimmt, wartet, bis der Puliate fort ist, wäschet die Stücke, ehe er sie dem Götzen bringt und reiniget sich selber, um sie darbringen zu können. Diese unglückselige Gattung von Menschen ernährt sich von allen Unreinigkeiten, die sie antrifft, von umgefallenem Vieh und dem stinkendsten Aase. Dies, und daß sie Fleisch von Ochsen und Kühen, die in diesem Lande allgemein verehrt werden, zu ihrer Nahrung brauchen, macht besonders sie so verhasset und verabscheuet.

Hofstaat eines Königs in Afrika.

Die Afrikanischen Neger oder Mohren, sind in viele kleine Völker eingetheilet, die von Königen beherrscht werden. Der König eines solchen Volks wohnt, so wie jeder anderer Einwohner, in Hütten von Schilf und Stroh, nur mit dem Unterscheide, daß der König vieler solcher Hütten hat. Man gehet bisweilen durch sieben oder achte derselben, ehe man zu der Wohnung des Herren kömmt; sein Minister nimmt den Fremden auf, um ihn dem Prinzen vorzustellen. Wenn man aufgehöret hat zu reden, so läßt der Prinz seine Weiber kommen, und stellet sie nebst seinem ganzen Hofe dem Fremden vor. Man setzet sich. Die Favorite sitzt auf einem bretternen Lehnstuhl zur Rechten, der Minister zur Linken, und der Fremde auf eben einem solchen Stuhle gegenüber; der Dolmetscher stehet und die vornehmsten Hofleute sitzen auf Matten

ten in einem Kreise herum, die andern Weiber stehen in einem zweyten Kreise, und die vornehmsten Officier machen den dritten; Männer und Weiber sind mit nichts, als einem Stücke Cattun, eine Elle lang und zwey breit, bekleidet. Drauf bringet man die Geschenke. Man hat sie gleich vom Anfang dem Minister angekündiget, und der hat vor allen Dingen den König davon unterrichtet. Alsdann folgt das Getränk, es sey nun Wein oder Brandwein. Der Fremde muß zuerst trinken, um zu zeigen, daß sein Getränk nicht vergiftet ist; nachdem er getrunken, reicht er das Gefäß dem Könige, dieser giebt es dem Minister, und dieser den übrigen; dergestalt, daß zu jedem Trunck, den der König thut, eine neue Flasche erfodert wird, die der Fremde muß versucht haben. Nach und nach wird die Unterredurg munterer, indem daß während derselben der König, so wie er trinkt, dem Fremden tausend Freundschaftsversicherungen thut. Bey den Geschenken dürfen die ersten Sultaninnen nicht vergessen werden. Eine Kleinigkeit befriedigt sie; und man kann sie mit ein paar rothen Schnupftüchern gewinnen.

Stolz und Ueppigkeit der alten persischen Könige.

Was für grosser und unnatürlicher Ausschweifungen die Menschen fähig sind, siehet man unter andern auch aus dem Stolze und der Ueppigkeit der persianischen Monarchen, die von ihren Unterthanen göttliche Ehre forderten, und sich

 selbst

selbst beredeten, daß sie eine Art Götter wären. Es durfte niemand vor ihrem Throne erscheinen, ohne sich auf die Erde niederzuwerfen, und ihnen die Ehre der Anbetung zu erzeigen. Die Unterthanen selbst waren einer so niederträchtigen Sklaverey gewohnt, daß sie die Ungnade ihres Monarchen eben so fürchteten, als den Zorn der Götter. Auf dessen blossen Wink waren sie bereit, sich das Leben zu nehmen. Wer etwas in dem Ceremoniel gegen den Monarchen versah, wurde am Leben gestraft.

Des Königs Pallast wurde für heilig gehalten, und übertraf an Pracht alles, was man sich vorstellen kann. Die Wände und Decken der Zimmer waren alle mit Elfenbein, Silber oder Gold ausgelegt. Der Thron war aus dichtem Golde, und reich mit Edelsteinen besetzt. Neben dem Pallaste lagen unermeßliche Lust- und Thiergärten, darinn alle Arten seltner Thiere aufbehalten wurden. Die persischen Könige tranken kein anderes Wasser, als aus dem Fluß Choaspes, und dieses wurde ihnen wo sie auch waren, in silbernen Gefäßen nachgeführet. Ihr Wein mußte von Damascus in Syrien kommen, und ihr Brod mußte von phrygischem Weitzen gebacken werden. Ihre Tafel mußte täglich mit Gerichten aus allen Provinzen ihres grossen Reichs besetzet seyn. Dreyhundert Frauenspersonen, die die auserlesensten Stimmen hatten, waren ausser einer Menge Instrumentenspieler, täglich bereit, sie mit Musik zu ergötzen, welches besonders beym Einschlafen und Aufwachen geschehen mußte. Zuweilen wurden die Einkünfte ganzer Provinzen auf den Anzug einer königlichen

Bey-

Beyschläferinn verwendet; indem einer Stadt aufgetragen ward, ihren Haarschmuck zu besorgen; einer andern, ihre Ohrgehänge, Halsschmuck u. s. f.

Der Perser als Herr und Diener.

Cambyses, der Sohn und Nachfolger des grossen Cyrus, ein niederträchtiger Tyrann, fragte einsmals seinen Günstling Prexaspes, was man von ihm sagte? Dieser antwortete: die Perser hielten ihn für einen guten Fürsten, doch meinten sie, er wäre dem Wein zu sehr ergeben. Also meinen sie wohl! sagte Cambyses, der Wein raube mir den Verstand. Wir wollen gleich eine Probe davon machen. Er trank hierauf mehr als gewöhnlich, und befahl hernach dem Sohn des Prexaspes, er sollte sich an dem andern Ende des Saals hinstellen, und den linken Arm über den Kopf legen. Hierauf ergrif er seinen Bogen, sagte, er würde ihm den Pfeil durchs Herz schießen, und schoß ihn wirklich todt. Darauf ließ er ihn öffnen, zeigte dem Vater das Herz seines Sohnes, durch welches der Pfeil gegangen war, und fragte ihn auf eine höhnische Art, ob er nach dem Wein zittere; worauf Prexaspes antwortete: Apollo selbst, könnte nicht geschickter schiessen.

Stolz neuerer Völker.

Schon in den ältesten Zeiten haben die asiatischen Könige den übertriebenen Stolz gezeiget, den viele Fürsten in Asien noch haben. Die alten persischen Monarchen nennten sich

Könige der Könige, und Herren aller Völker. Der König der Malayen heißt sich den Herrn der Winde, und der Meere vom Aufgang und Niedergang. Der Großmogul führt den Titel eines Weltbezwingers, und eines Königs der Erde, und die Großen seines Reichs geben sich selbst die ausschweifendsten Namen, indem sie sich Strahlenschiesser, Donnerschleuderer u. d. gl. nennen.

Wenn der Chan der asiatischen herumziehenden Tatarn, der nicht einmal ein Haus besitzt, und blos vom Raube lebt, in seinem Zelte bey Milch und Pferdefleisch gespeiset hat, so läßt er durch einen Herold verkündigen: allen Potentaten, Fürsten, und Herren dieser Erde sey nun vergönnet, ein gleizu thun.

Doch sind die asiatischen Fürsten nicht die einzigen, die einen so lächerlichen Stolz zeigen. Der Anführer der Natches, eines kleinen amerikanischen Volkes, das irgendwo an dem Missisippi herumzieht, hat einen Stolz von eigner Art. Er tritt alle Morgen aus seiner Hütte hervor, und zeichnet mit dem Finger der Sonne den Weg aus, den sie denselben Tag nehmen soll.

Ausschweifende Gebräuche in Indien.

In Indien blühet seit undenklichen Zeiten eine besondere Sekte von Menschen, die sich durch eine sehr strenge Lebensart, durch Verachtung alles Reichthums, aller Bequemlichkeiten des Lebens, und des Todes selbst vor andern Menschen unterscheidet. Sie werden in ihrem Lande Bramanen oder

Brach=

Brachmanen genennt; die Griechen nannten sie Gymnosophisten, weil sie nackend gehen. Es ist bey ihnen nicht ungewöhnlich, daß sie in schweren Krankheiten, oder wenn sie sonst des Lebens überdrüssig sind, sich selbst öffentlich verbrennen lassen.

Als Alexander in Indien war, wurden ihm zehn Gymnosophisten zugeführt, mit denen er sich unterredete, und die er hernach mit Geschenken wieder von sich ließ. Einige Zeit darauf wurde einer derselben, den die Griechen Kalanus nannten, krank. Er ließ sich deshalb einen Scheiterhaufen aufrichten, legte sich auf demselben, und ließ sich in Gegenwart Alexanders und seines Heeres, ohne sich auf dem Scheiterhaufen zu rühren, verbrennen. Eben dieses hat lange hernach ein anderer Braman in Athen, in Gegenwart des Cäsar, gethan.

Bey verschiedenen Indischen Völker war es ehedem gesetzmässig, daß bey Verbrennung eines verstorbenen Mannes seine Weiber sich lebendig mit verbrennen liessen. Jetzt trägt es sich nur selten zu, daß sich Weiber neben der Leiche ihrer verstorbenen Männer verbrennen lassen.

Ein Augenzeuge, hat von einer solchen freywilligen Verbrennung, folgende Erzählung gemacht. Man sahe die Indianerin an den Ort ihres Todes mit so viel Standhaftigkeit und Munterkeit ankommen, daß man nicht anders glauben konnte, als man habe ihr, durch eine starke Dosis Opium die Sinne benommen. Ihre Begleitung machte eine lange

cession aus, vor welcher her Musik gieng. Eine Menge Mädchen und Weiber sangen vor dem Opfer, welches mit seinen schönsten Kleidern geziert war. Ihre Arme, Hände und Beine, waren mit Armbändern, Ringen, und Ketten beschwert. Ein Haufen Mannspersonen und Kinder beschlossen den Zug. Der Scheiterhaufen, welcher sie an dem Ufer erwartete, war von Cocosholz, welches mit Sandel und Zimmt vermischt war. Sobald sie ihn sehen konnte, blieb sie einige Augenblicke stehen, um ihn zu betrachten. Ihre Blicke zeigten mehr Verachtung als Bewegung. Indem sie von ihren Anverwandten und Freunden Abschied nahm, theilte sie ihnen ihre Armbänder und Ringe aus, und warf den englischen Kaufleuten, welche der Handlung zusahen, eins von diesen Kleinodien zu. Nachdem sie auf den Scheiterhaufen gestiegen war, zündete man ihn an. Sie goß sich über den Kopf wohlriechendes Oel, und so ward sie von der Flamme ergriffen, und in einem Augenblick erstickt, ohne daß man die geringste Klage von ihr hörte.

Jagd.

Wie der Chinesische Kayser Kanhi, so stellen alle Kayser auf tatarische Weise zuweilen grosse Jagden an. Es werden etwan dreytausend Mann aus der Leibwache gewählt, die mit Bogen und Pfeilen bewafnet sind, und diese werden so auf alle Seiten vertheilet, daß sie auch ganze Berge umgeben, und einen Kreis von wenigstens drey Meilen im Durchschnitte beschliessen. Hierauf rücken sie Schritt vor Schritt zusammen, denn

deswegen stellet der Kayser Hauptleute, und sogar Herren von seinem Hofe unter sie. Solchergestalt wird aus diesem grossen Kreise ein kleinerer, der zuletzt etwa dreyhundert Schritt im Durchschnitt hat. Alle Thiere, die sich in dem ersten Kreise befunden, werden also, wie in einem Netze, in diesem letztern Kreise gefangen: denn wenn die Soldaten sich näher kommen; so steigen alle von den Pferden, und rücken zuletzt so eng zusammen, daß nicht die geringste Oefnung übrig bleibt, wodurch die Thire entwischen können. In diesem kleinen Umfange wird so hitzig und so lange gejagt, daß endlich die armen Thiere von Laufen ermüdet werden, zu den Füssen der Jäger niederfallen, und sich, ohne Widerstand fangen lassen. So fieng man an einem Tage bis dreyhundert Pferde, und noch eine grössere Menge von Wölfen und Füchsen. Zu einer andern Zeit wurden tausend Hirsche auf diese Art eingeschlossen, und liefen, als sie keinen Weg fanden, sich zu retten, den Jägern selbst in die Hände. Dabey erlegte man Bären, wilde Schweine; und über sechzig Tiger, oder andere reissende Thiere.

Höflichkeit der Chineser.

Es ist kein Volk in der Welt, welches in seinem Umgange mehr unnütze Conplimente und Gebräuche beobachtet, als die Chineser. Sie haben ein besonderes Gesetzbuch, darinn alles, was man bey Besuchen, bey Geschenken, die sich gute Freunde machen, und bey Gastereyen zu beobachten hat, auch sogar die Art, wie einer den andern grüssen soll, vorgeschrieben ist.

In diesem Buche ist verordnet, wie man sich sowohl gegen vornehmere, als gegen seines gleichen bücken soll. Es sollen über dreytausend Regeln darinn enthalten seyn, und es ist ein eigenes Gericht eingesetzt, welches über die Beobachtung dieser Gesetze hält. Unter den Grüssen ist dieser seltsam. Wenn jemand einem Bekannten, nach einer langen Abwesenheit, begegnet, so knien beyde vor einander nieder, neigen sich zur Erde, stehen wieder auf, und widerholen dieses zwey bis dreymal.

Wenn sich zwey kayserliche Bediente zu Pferde begegnen, so muß der geringere absteigen, um den vornehmern mit einer tiefen Verbeugung zu grüssen.

Wer jemanden besucht, meldet sich an der Thür durch einen geschriebenen Zettel, darin sein Name stehet. Bey jedem Besuch beschenkt einer den andern, und dieses Beschenken ist mit unzähligen Ceremonien verbunden. Der, welcher den Besuch abstattet, überreicht nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen, einen Zettel, der ein Verzeichniß der Sachen enthält, welche er zum Geschenk anbietet. Wenn der Besuch zu Ende ist, so wird der Zettel durchgesehen, und das, was man von den Geschenken behalten will, angemerkt. In diesem Fall wird ein Danksagungsschreiben zurückgeschickt. Bisweilen schikt der, welcher ein Geschenk machen will, einen Zettel, darauf ein Verzeichniß von vielerley Sachen stehet. Der dem das Geschenk angeboten wird, zeichnet sich die Dinge an, welche er annehmen will, und schickt den Zettel so wieder zurück.

zurück. Alsdann werden erst die angestrichene Sachen eingekauft, nnd überreicht.

Die Regeln, welche man zu beobachten hat, wenn man einen Brief an jemanden schreibt, sind sehr mannigfaltig. Papier, Schrift, Schreibart, Zusammenwickelung des Briefes, kurz jeder Umstand muß sich nach dem Range dessen richten, an den man schreibt.

Gastfreundschaft.

Unter den sonst rohen Bewohnern der Ufer des Caspischen Meeres finden sich Spuren von so gastfreuudlichen Gesinnungen, daß man nicht ohne Wohlgefallen die Beschreibung lieset, welche Kämpfer, der diese Gegenden besucht, davon giebt: Bey anbrechendem Abend begaben wir uns in das Haus des Dorfes Bonna, welches blos der Einwohner Menschenfreuudlichkeit uns zum Gasthofe zrbereitet hatten; indem sie in einem Privathause Decken auf dem Boden und andre Bequemlichkeiken angebracht hatten; und nicht zugeben wollten, daß wir unter dem Gewühl der Fuhrleute in dem schmutzigen Wirthshause die Nacht zubringen sollten. Kaum traten wir herein; so erschienen, uns zu bewillkommen, die Vornehmsten des Dorfes, denen aus Neugierde alle Einwohner folgten. Von biesen brachten einige Feigen, Trauben, Granaten, und andere esbare selbst aus andern Orten herbeygeschafte Speisen zum Geschenke: andere raunten dem Dollmetscher das Versprechen ins Ohr, sie wollten Wein bringen, sobald der grosse Haufen, worunter Angeber seyn könnten,

sich verlaufen. Auch fanden sich sogar welche, die Weiber vorzuführen versprachen, und die sich nicht darinn finden konnten, daß die Christen diesen Antrag zurückwiesen. Unterdessen beeiferte sich jeder zu unserm Vergnügen zu thun, was er unsern Augen anzusehen glaubte; der eine erzählte die älteste Begebenheiten auf der Halbinsel; ein anderer die widrigen Schicksale der Rechtgläubigen; wiederum gab uns einer Beschreibungen von den natürlichen Merkwürdigkeiten des Caucasus, so wie er sie kannte, oder aus fabelhafter Ueberlieferung vernommen hatte. Oder man fiel auf Gesänge, die sie erst abwechselnd hersagten, dann absangen, zuletzt mit einem Tanz begleiteten, der durch die fremden Stellungen und Bewegungen die Europäer ergötzte. Um Mitternacht, da wir uns müde fühlten, hiesen wir den Haufen sich entfernen, da kurz vorher die Vornehmsten sich von selbst zurückbegeben hatten.

Prächtige Aufnahme, nicht um der Gäste willen.

Es werden auswärtige Gesandte an den Persischen Hof nur in der öffentlichen Versammlnng des Hofes und des Reiches, welche die Perser Medsjiles nennen, zur Audienz gelassen. Diese allgemeine Versammlung wird zwar mit der kostbarsten Mahlzeit, und einem Volksfeste gefeyert, aber dagegen zur grossen Beschwerde der Gesandten oft nur im ganzen Jahre einmal. Bey dieser Feyerlichkeit soll eine alle Maas über=

überschreitende Pracht erscheinen. Der Ort zu dieser Versammlung ist nicht immer derselbe; sondern es wird ein Lustschloß des Schach gewählt, je nachdem es dem Monarchen gefällt, oder geräumig genug befunden wird. Die Strasse welche zu dem Lustschlosse führte, wo der Suedischen Gesandschaft 1684 Audienz gegeben ward, war lang und breit; und in derselben befanden sich, um den Fremden in Erstaunen und, wo möglich, in Schauervolle Ehrfurcht gegen den Gebieter zu versetzen, erst drey Ceylonischen Elephanten, die man mit mannigfaltigen Farben übermahlt, und mit Decken von Gold und Silber durchwürkt, überdeckt hatte; ferner ein Nasehorn von entsetzlicher Grösse, das mit starken eisernen Ketten an den Füssen gefesselt war, weil selbst die Wächter seine Wildheit fürchteten; dieses stand auf einer kostbaren purpurfarbenen Decke von weitem Umfang. Im Garten selbst standen zweyhundert Soldaten von der Leibwache, deren Waffen eine damascirte schön gearbeitete Flinte, und ein Säbel war, dessen Scheide wie Silberblechen belegt, an einem silbernen oder güldenen Gürtel hieng. Ihr Kleid war ganz von bunten seidenem Zeuge. Gegen über in einer Reihe standen sechzig andere, prächtig gekleidete Trabanten. Sodann sahe man zwölf prächtig aufgeschirrte Pferde, deren Zügel, Steigbügel und das ganze Pferdezeug vom feinsten Golde glänzten, das noch hin und wieder emaillirt, und mit Edelgesteinen besetzt war; so waren die Decken, so die Netze von ausgesuchter Arbeit, und auf das köstlichste besetzt. Die Füsse der Pferde waren nach Persischer Art an kurzen Pfälen befestiget

get, die hier ganz mit Golde überzogen waren, und bey denen zwey Pferdeknechte standen, die mit güldenen Hammern, so groß als nur irgend eine Eisenschmiede sie hat, sich das Ansehen gaben, als hätten sie die Pfäle in die Erde getrieben. zum Stat mehr als zur Tränke standen zwey güldene Wannen da, von solcher Grösse, daß jede 80 Pfund Wasser zu fassen schien. Weiter hin erblickte man zwey ungemein grosse Panther, zwey Löwen, und einen Leopard (der andere war kurz vorher erschossen, weil er einen Knaben zerrissen hatte) diese lagen auf purpurfarbenen wollenen Decken. Zu deren Tränke waren zwey güldene Gefässe da, von deren jedes etwan hundert Pfund zu fassen schien. Nicht fern davon stand hinter einem silbernen Gitterwerk ein Gefäß von eben dem Metall, länglicht rund mit einem Deckel versehen, völlig so groß, als ein Oxhoft. Der Zugang zum Pallast selbst war ganz frey gehalten. Auf den Seiten aber schloß sich ein andrer Theil der Leibwache und Trabanten an, ein zahlreicher junger Adel, und die, welche den Schach antreten wollten. Der ganze Platz war mit den zierlichst gearbeiteten Decken von der feinsten Wolle bedeckt; wo die Decken an einanderschlossen, oder aufhörten, da lagen, um sie an den Boden zu drücken, Stücken Gold, jedes ungefehr zwölf Pfund schwer und einem abgestumpften Kegel gleich. In der ersten Abtheilung des Audienzplatzes waren zwey Gefässe bloß zur Pracht bey der Cisterne hingesetzt, geformt wie die vorigen, nur kleiner, aber dagegen von dem feinsten Golde schön gearbeitet, und ruheten auf niedrigen Tritten, die auch gülden waren.

In

In der zweyten Abtheilung fanden sich zwey güldne Rauch-gefässe, mit getriebner und theils durchbrochener Arbeit schön geziert, durch deren Deckel der angenehmste Duft von Rauch-werk drang, und über den ganzen Versammlungsplatz sich lieblich verbreitete. Ihr Umfang war so, daß in jedem funfzig Maas Wasser Raum gehabt hätten. Vor diesen standen acht Leuchter eben so schön aus Gold gearbeitet, auf denen in der Gestalt von Kerzen lange und weise Massen von dem angeuehmsten Geruch dufteten. In der lezten Abtheilung des Hofes, vor dem Sitze des Monarchen standen zwölf Schüsseln von Jasmin und Blumen gehäuft angefüllt, wovon der Duft den Thron umfloß. Dieser Thron, woran der Schach seinen Rücken lehnte, bestand aus dem reinsten gegossenen Golde, von durchbrochener Arbeit und sehr zierlichem Laubwerk, und war so groß, daß er allein schon seines Gewichts wegen fest, ja unbeweglich gewesen wäre. An diesem lag ein Küssen mit gesponnenem Golde überzogen; an dieses lehnte sich der Monarch, indem er nach persischer Art mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einer mit Blumen und Laubwerk durchwirkten feinen Decke lag. Auf seinem Haupte hatte er einen schneeweissen Bund mit Goldfaden durchzogen; an der rechten Seite desselben war ein Diadem von drey ausnehmend grossen Diamanten, mit ausgesuchten Perlen umgeben; an dem Diadem waren drey kleine Röhren, worinn weisse und schwarze Reiherfedern steckten. Ein gelbes Kleid gieng bis zu seinen entblößeten Füssen herab, und deckte selbige, so lange er saß. An diesem Kleide bemerkte man nichts

besonders, nur sollte es von der besten Seide, und sehr leicht seyn, weil er von Kindheit an die schwere Tracht nicht vertragen können. Um die Hüften gieng eine doppelte Binde, die eine bestand aus güldenen Faden, die andere aus der feinsten Kirmanischen Wolle. An dieser Leibbinde hieng ein Dolch mit güldnem, emaillirtem Griff, mit Diamanten und Perlen besetzt. Alle Fremden und mit ihnen die Gesandten hatten sich seitwärts vor dem Monarchen niedergelassen. Indem die Reichsgeschäfte abgemacht wurden, lagen sie drey Stunden lang, so daß Erfrischungen zu ihrem Gebrauch vor ihnen standen. Nun fieng man an Anstalten zu einer Mahlzeit von eigentlichen Speisen zu machen. Es wurden deswegen auf dem Boden Decken, und auf denselben vorerst walzenförmig zusammengerollte Tischtücher hingelegt, und zugedeckte Gerichte in grossen Gefässen aus der Küche gebracht. Einer der Anwesenden zählte solcher Schüsseln über hundert, die, so wie die Deckel gülden waren, und so schwer, daß die Diener ihre ganze Stärke anwenden mußten, um sie herbey zu tragen. In allen Schüsseln war Reiß, nach persischer Art, dick gekocht, doch so, daß die Reißkörner keinen Brey ausmachten; doch war für den Reiz des Gaumens bey der Zurichtung gesorgt. Denn bald war der Reiß mit gekochtem oder gebratenem Fleisch vermischt, bald mit geschälten Mandeln und grossen Rosinen, bald mit Zwiebeln und vorzüglich mit Knoblauch; einige Schüsseln waren auch mit Confeckt überdeckt. Auch sollte die mannigfaltige Farbe den Appetit reizen; denn vorzüglich war die Speise Rosenfarben, oder

blau,

blau, Meergrün, Safranfarbe, oder Purpurroth gefärbt. Die Assietten waren noch zahlreicher als die Schüsseln, wenige von Gold, die mehresten von Porzellain. Hierin fanden sich Salate, Zwiebeln, eingemachte Früchte und Wurzeln, auch wohl Gallerte von verschiedner Art. Nun merkte alles auf den Wink des Ober-Marschalls; der erfolgte nach einer Viertelstunde, worauf denn der Ober-Küchmeister nach allen Seiten umher sah, und endlich mit einem Wink dem Oberkämmerer zu erkennen gab, er möchte die Erfrischungen vor dem Schach wegnehmen lassen. Sogleich traten die Verschnittenen in einem halben Zirkel um den Schach, und der nächste nahm die Schüsseln und Geräthe, eines nach dem andern, und gab es Stückweise dem zweyten Eunuchen, dieser dem dritten, und so gieng es von Hand zu Hand, bis es an die andern Diener, und so auch durch deren Hände, bald zum Hofe heraus kam. Eben so wurden alle Erfrischungen und Schüsseln von den übrigen Gästen weggenommen, und verlohren sich in bewundernswürdiger Geschwindigkeit vom Platze, ohne daß die Diener hin und her laufen, oder jemand reden durfte. Hinter den Gittern wurde, was sich eßbares fand, von den Dienern und ihren Freunden verzehrt, die Geräthe aber in den Pallast gebracht. Nun kamen die Aufseher über das Gastmahl überhaupt, über die Decken, über die Getränke, über die eingemachte Sachen, über die Gemüse, über das Porzellain, und endlich der Aufseher über die Bedienten, jeder umgeben von dem Schwarm derer, welche die Sachen trugen, die unter seine Aufsicht gehörten. Es wurden

den vor dem Schach, und allen Gästen prächtige blumigt mit Gold und Silber gestickte Decken ausgebreitet. Aus einem güldenen Gefässe wurden dem Schach die Hände mit lauem Wasser befeuchtet. So wuschen auch die vornehmsten der Eingeladenen an ihren Plätzen sich aus güldenen Gefässen, die man ihnen vorhielt, die Hände. Um sie zu trocknen, mußten sie aber Tücher aus ihren Busen hervorlangen. Dann vertheilte man Brode eines Fingers dick, und zwey Spannen lang, die vermuthlich bloß anstatt eines Tellers dienen sollten. Nun kamen die kleinern Schüsseln mit eingemachten Sachen, und manchfaltigen süssen Säften und Sorbet, endlich die eigentliche Speisen, in grossen Schüscheln nach der Zahl der Gäste. Vor dem Monarchen ward ausser den Assietten ein Viereck von zwölf Schüsseln mittlerer Grösse hingesetzt, in deren Mitte aber eine güldene Schaale von ungeheurer Grösse, angefüllt und hoch aufgehäuft mit Reiß und mannigfaltg zugerichteterem Fleisch. Diese wurde auf einer güldenen Trage von acht Trägern, mit grosser Beschwerde, herzugebracht. Nun zogen sich alle andre Diener zurück, nur die Vorleger blieben. Ein lautes Gebet wurde von dem Mehter (Obervorschneider) verrichtet, der dann mit gebogenem Knie dem Könige vier Teller vorsetzte, welche er vorher gekostet. Bey jedem Tisch war ein Vorleger, welcher mit einem langen Zungenförmigen güldenen Instrument von den weitabstehenden Schüsseln den Gästen vorlegte, da jeder von den in der Nähe befindlichen sich selbst nehmen konnte. Messer und Gabeln waren von der ganzen Mahlzeit verbannt, da das Fleisch so

weich

weich gekocht war, daß man es mit den Fingern leicht zerreissen konnte; auch sahe man die Perser blos die rechte Hand während der Mahlzeit brauchen. Kein Löffel wurde anders gebraucht, als bey den süssen Gallerten, womit sie oft die Kehle schlüpfrig machten. Die Perser schlangen in ausserordentlich grossen Bissen Reiß und zugleich Fleisch hiein: nichts wurde gekaut, so daß man sagen möchte, die Natur habe den Persern die Zähne umsonst gegeben. Vom Brode aß niemand auch nur ein Krümlein. Der Wein fehlte gänzlich. Die Aerzte hatten ihn dem Könige untersagt, und so durfte im ganzen Reiche bey allen Gastmahlen, kein Wein erscheinen. Dagegen waren Getränke und Gallerte von Rosenwasser, Limonen, und Granatensaft ungemein schmackhaft und mannigfaltig aufgesetzt. Auch wurde Wasser nach eines jeden Verlangen aus grossen porzellainenen Gefässen geschöpft und gereicht. Die Tänzerinnen und Sängerinnen mußten, so lange der Schach noch schwach und erst in der Besserung war, auch zurück bleiben. Auch sahe man bey diesem Mahle nicht, wie wohl sonst gewöhnlich, Fechter, Ringer, Seiltänzer, Schauspieler. Die Musik verstummte sogleich beym Anfang der Mahlzeit, alle speiseten unter den tiefsten Stillschweigen. Kaum hatten wir Schweden angefangen, die Finger nach den Speisen auszustrecken, da anfänglich der Anblick solcher neuen Auftritte, und die Betrachtung der allgemeinen Freßbegierde uns beschäftigt hatte; so machte der Monarch, indem er seine Hände, wusch, mitten in der grösten Lebhaftigkeit der Mahlzeit, der Sache ein Ende. Augenblicklich zogen alle die

nach den Schüsseln ausgestreckten Hände zurück, zugleich stürzten die Diener herein, die mit unglaublicher Geschwindigkeit Speisen und Decken von dem Platz wegnahmen. Es war den Europäern etwas sehr fremdes, das Gastmahl so plötzlich ganz verändert zu sehen. Nun dachte man nicht mehr daran, über der Perser Gefrässigkeit zu erstaunen, da sie zum Voraus wusten, wie eilfertig die Mahlzeit, innerhalb einer Viertelstund nehmlich, geschlossen werde. Wir, die wir den schnellen Ausgang nicht erwarteten, mußten mit leeren Magen abtretten. Denn nun ward keine Ordnung und Schicklichkeit mehr beobachtet; der Schach saß noch, aber alle Anwesende liefen, ohne den Monarchen zu begrüssen, in Verwirrung davon. Nur die, welche zunächst um den Thron sassen, bezeugten nicht etwan mit einer tiefen Verbeugung, sondern bloß durch die Erhebung der rechten Hand an die Stirn, dem Monarchen ihre Ehrfurcht. Die Trompeter und Paucker, welche von den vorigen Abend an bis dahin von einem Gerüste, auf dem nicht entfernten Marktplatze, ein unbeschreibliches Getöse gemacht hatten, hörten auch in eben dem Augenblick auf zu toben.

Die Araber.

Die heutigen Araber haben als Nachkömmlinge von denjenigen, die schon in den ältesten Zeiten in Arabien gewohnt haben, größtentheils die Sprache und Sitten ihrer Voreltern beybehalten, sind niemal von einem andern Volke ausgetrieben worden, auch keinem gänzlich unterwürfig gewesen.

Einige

Einige Stämme der Araber werden wandernde, oder streifende Araber genennt, weil sie keine bleibende Wohnungen haben, sondern mit ihrem Vieh in dem Lande herum ziehen, und so lange an einem Ort bleiben als sie für ihr Vieh Nahrung finden. Diese haben sich aus dem wüsten Arabien, ihrem eigentlichen Lande, durch Palästina, Aegypten und durch einen Theil der Barbarey ausgebreitet. Zuweilen miethen sie ein Stück Landes, welches sie für ein Jahr anbauen, nachher wieder verlassen, und anders wohin ziehen. An einigen Orten setzen sie sich auch ohne Erlaubniß, wo es ihnen gefällt, auf eine Zeitlang fest. Dieses geschieht sowol in Aegypten, als in der Barbarey, in Gegenden die weit abgelegen sind.

Die Sitten dieser wandernden Araber sind beynahe noch so, wie sie nach der Beschreibung, welche man sowohl in der biblischen als weltlichen Geschichte findet, vor einigen tausend Jahren gewesen sind. Sie haben weder in der Kleidung, noch in der Lebensart etwas neues angenommen. Wenn sie einander begegnen, so brauchen sie noch jetzt den urväterlichen Gruß, Friede sey mit euch. Die untern küssen den Obern aus Ehrerbietung und Hochachtung die Füsse, Knie, oder Kleider. Die Stellung die sie beobachten, wenn sie einander den Aßlemah oder Gruß geben, ist diese, daß sie die rechte Hand auf die Brust legen. Andere, näher mit einander bekannt, oder von gleichem Alter und Ansehen sind, küssen einander das Haupt, die Hand oder die Schulter. An ihrem Feste Bayram, oder an andern grossen Feyertagen, bezeigt das

Weib dem Mann, durch einen Kuß auf seine Hand, ihre Ergebenheit.

Es ist bey den Arabern in der Barbarey, für die angesehensten Personen keine Schande, sich mit dem zu beschäftigen, was Europäer unter Gesindearbeit rechnen würden. Der größte Prinz schämt sich in diesen Gegenden nicht, einen Viehtreiber oder Fleischhauer abzugeben, indem er ein Lamm von seiner Heerde holet und abschlachtet. Die Prinzessin bereitet indessen ihr Feuer, und ihren Kessel, um es zuzurichten. Die noch jetzt fortwährende Gewohnheit, barfuß, oder mit Sohlen zu gehen, erfodert die ehemaligen Ehrenbezeugungen, einem Fremden bey seiner Ankunft Wasser zu bringen, um ihm seine Füsse zu waschen. Die Person, die sich zuerst darbietet, diesen Dienst zu thun, und den Fremden zu bewillkommen, ist der Herr des Hauses. Er thut sich allezeit damit vor andern hervor, daß er der Dienstfertigste ist; wenn seine Speise und Trank bereit stehet, so achtet er es sich für eine Schande bey seinen Gästen zu sitzen, sondern stehet vielmehr beständig, und wartet ihnen auf. Doch dieses äusserliche Bezeugen des Arabers ist sehr oft von seiner innerlichen Gemüthsart und Gesinnung, gar sehr unterschieden. Er ist häufig diebisch und betrügerisch; daher geschiehet es nicht selten, daß eben die Leute des Morgens überfallen, oder geplündert werden, die man den Abend vorher mit allen Kennzeichen der Freundschaft und Gastfreyheit unterhalten hat. Man darf ihnen auch nicht etwa schuld geben, daß sie nur Fremde ausplündern. Denn weil sie fast jeden anfallen, den sie unbewaffnet und hülfloß finden,

so

so entstehen daher die so unversöhnlichen und erblichen Feindseligkeiten, welche beständig unter ihnen fortdauern.

Diejenigen, welche die Araber nur auf den Landstrassen gesehen haben, oder sie nur nach dem Berichte kennen, der von ihren Streifereien und Plünderungen gegeben wird, können sich kaum vorstellen, daß bey ihnen Ehrlichkeit, Treue und Gastfreundschaft angetroffen werde. Und doch ist nichts der Wahrheit gemässer.

Sobald man in einem Lager oder Dorf anlanget, wird man sicherlich gut aufgenommen. Die gemeinen Leute bieten einem zwar nur eine Matte zum sitzen und darauf zu schlafen an, denn sie haben nichts mehr, da muß man sich also seines Geräthes bedienen. Der Hiran, welches ein Stück Sarsche, sechs Ellen lang und breit ist, das man unter des Pferdes Sattel leget, dienet zur Decke, und das Reisegeräthe zur Matratze. Die Emirs und Cheiks aber, die allezeit mit viel besserm Hausrathe versehen sind, schicken einem Matratzen, Decken und Küssen; sie halten einen gänzlich frey mit den Bedienten und Fuhrwerk, und wenn man fertig zum Aufbruche ist, so erspart ein, Gott vergelte es euch! alle Reisekosten. Der erste Araber, der den Fremden gewahr wird, so in das Dorf oder Lager kommt, ermangelt nicht ihm entgegen zu gehen. Die Höflichkeit erfordert, daß man absteiget, man umarmet sich, als wenn man schon lange mit einander bekannt gewesen, man küsset sich gegenseitig den Bart, und höret die Complimente an, die gemacht werden. Wie glücklich sind wir, daß ihr zu uns kommt, sagt der Araber,

ber, ihr bringet den Seegen Gottes mit! seyd willkommen, wie befindet ihr euch? was verlanget ihr, werdet ihr die Nacht im Dorfe zubringen, euch hier verweilen? Alsdann sagt man dasjenige frey heraus, dessen man benöthigt ist. Ist ein Cheick im Dorfe, so läst man ihn benachrichtigen; er kommt alsobald, complimentirt den Fremden, und führt ihn nach dem Mouzil. So wird das für die Fremden bestimmte Zelt genennt. Zuweilen macht solches einen Theil von des Cheiks Hause aus, zuweilen ist es davon abgesondert. Es ist gemeiniglich ganz leer; aber in einem Augenblick läßt der Cheik, Matten, Matratzen, wenn er dergleichen hat, Decken und Küssen herbey bringen. Er setzet ihm Coffee und Tobak vor. Man striegelt die Pferde in seiner Gegenwart, bedeckt sie, wenn sie warm sind, giebt ihnen zu saufen, und wenn es Zeit ist, giebt man ihnen Gerste. Ist die Stunde der Mahlzeit gekommen, welche man bisweilen früher hält, wenn es der Fremde zu wünschen scheint, so wird ihm die Ehrenstelle gegeben. Man trägt alles, was vorhanden ist, auf einmal auf, damit er dasjenige essen möge, was er am besten nach seinem Geschmacke findet. Wenn etwa der Fremde des Morgens nicht aufbricht, so besorgt man das Frühstück für ihn, so bald er aufgestanden ist. Wenn er wieder aufbricht, um weiter zu reisen, und die Tagereise, die er thun muß, ist weit, ohne auf Dörfer oder in Läger zu kommen; so versorgt man seine Leute mit Lebensmitteln, und mit Gerste für seine Pferde. Und dieses alles thun sie ohne Hoffnung der geringsten Vergeltung.

Will aber der Fremde sich erkenntlich bezeigen, so hält sich der Araber, mehr als belohnt, wenn man ihm ein Messer, ein paar Flintensteine, oder weniges Schießpulver schenkt. Das Pulver der Europäer, besonders der Engelländer, halten sie höher als das ihre, und heben es nur zum Zündpulver auf. Die Lallah oder Wirthin, achtet sich für wohlbelohnt, und wird tausendmal Danksagen, wenn sie ein wenig Zwirn, eine grosse Nähenadel, und eine Scheere bekommt. Dies sind bey diesen Leuten Seltenheiten, und sehr geliebte Geschenke.

Kein Volk in der Welt ist dem Aberglauben so sehr ergeben. Sie hängen ihren Kindern das Bild einer offnen Hand an den Hals, als einen Schutz wider die Mißgunst. Eben dergleichen mahlen sowohl Türken als Mohren, zur Verwahrung wider Zaubereyen, an ihre Schiffe und Häuser. Sie halten die Zahl fünf für unglücklich, und, fünf in euren Augen, ist bey ihnen ein böser Wunsch. Sie tragen allezeit einen Spruch aus dem Koran bey sich. Diesen legen sie auf ihre Brust, oder nähen ihn unter ihre Mützen, um Bezaubrung und Hexerey zu verhüten, oder Krankheiten und Unglück abzuwenden. Sie legen ferner diesen Zaubermitteln, und Zetteln, eine so allgemeine Kraft bey, daß sie sie ihrem Rindvieh, Pferden, und andern Lastvieh zu ihrer Bewahrung an den Hals hängen.

Sie setzen auf Zauberer und Schwarzkünstler ein grosses Vertrauen, und bedienen sich in ausserordentlichen Fällen, sonderlich in einer langwierigen Krankheit, vieler aber=

gläubi=

gläubigen Gebräuche; sie opfern einen Hahn, ein Schaf oder eine Ziege, und begraben das Geripppe in die Erde, oder sie trinken etwas von dem Blute; sie verbrennen die Federn oder zerstreuen sie.

Wallfahrten der Mahometaner.

Mecca ist eine alte Stadt, welche in einer gebürgigten Gegend des glücklichen Arabien liegt. Weil Mahomet in Mecca gebohren worden, und die Kiaabe oder der heilige Tempel daselbst ist, so haben die Türken für diese Stadt eine so fromme Ehrfurcht, daß niemanden ausser den Mahometanern erlaubt ist, dieses heilige Land in einem Bezirk von einigen Tagereisen um diese Stadt zu betreten; und wenn ein Christ, oder anderer Religionsverwandter, daselbst angetroffen und entdeckt wird, so verbrennen sie ihn, ohne alle Gnade. Es ist eine Hauptpflicht der mahometanischen Religion, nach dieser heiligen Stadt eine Wallfahrt zu thun.

Mitten in derselben stehet ein viereckigtes Gebäude, von aussen mit einer Mauer umgeben. Diesses ist die Kiaabe. Man findet einen Brunnen darinn, der ein ziemlich gutes Wasser hat, in Vergleichung der andern Wasser zu Mecca, die wegen ihrer Bitterkeit nicht zu trinken sind. Rechter Hand lieget inwendig an der Thür ein dicker schwarzer Stein, von welchem die Türken vorgeben, daß er vom Himmel gefallen, und anfänglich weiß, hernach aber durch die Sünden der Menschen schwarz geworden sey. Derjenige, welcher bey dem Eingange, nachdem sie sich einander, nach verrichtetem Gebet, das

das Selam gesagt haben, diesen Stein zuerst küsset, wird für einen Heiligen gehalten, und jederman bemühet sich, ihm die Füsse zu küssen: er wird aber oft von der grossen Menge Menschen, die sich zu ihm drängen, erstickt. Diese Kiaabe wird jährlich mit neuen Stoffen, welche der Großherr, und die andern Mahometanischen Fürsten dahin schicken, von aussen ganz bedecket. Die alten werden dem Großherrn zurück gegeben. Wenn das kleine Bairamfest auf einen Freytag fällt nimmt der Sultan Cherif, oder Befehlshaber zu Mecca, das Gold heraus, schneidet die Stoffe in Stücken, und verkauft sie als heilige Andenken für einige Sequinen.

Die Pilgrimme gehen nach Mecca, entweder aus Frömmigkeit, oder um Waaren daselbst einzukaufen, oder um der Strafe, die sie sonst wegen eines grossen Verbrechens verdient hätten, zu entgehen; denn diese Reise macht einen jeden von seinem Verbrechen frey und ehrlich. Obgleich die Absichten der Reise verschieden sind; so wird sie doch von allen mit der größten, obwohl auch oft verstellten, Andacht verrichtet. Denn man thut auf dem ganzen Wege nichts als singen, beten und Almosen geben, Zwey Tage vor der Ankunft in Mecca, ziehet sich jedermann bey einem Ort, Raback genannt, nackend aus, und bedeckt nur die Schaam, und den Hals mit einem Tuche. Dieses thun sie aus Ehrerbietung; und damit sie die heilige Erde, nicht beflecken, gehen sie die letzten acht Tage in Sohlen. Während dieser Zeit dürfen sie nicht die Haare scheren, kein Ungezieser von ihrem Leibe tödten, nicht kaufen oder verkaufen

mit ihren Knechten nicht zanken, und kein böses Wort sprechen. Nach diesen verflossenen acht Tagen müssen sie einen Hammel schlachten, und den Armen geben. Wenn sie zu Mecca ankommen, bleiben sie drey Tage lang daselbst, welche sie zur Besuchung der heiligen Oerter anwenden, und in einem von diesen dreyen Tagen muß ein jeder siebenmal einen langen Weg, um die Klaabe, unter beständigem Beten und unter Anführung eines Imans thun.

Nach diesen dreyen Tagen reisen sie nach Minnet, wo sie gegen den kleinen Bayram, oder das Osterfest ankommen. Am Ostertage schlachtet ein jeder nach seinem Vermögen einige Hammel welche den Armen gegeben werden. An diesem Tage scheren sie sich wieder zum ersten male die Haare, kleiden sich wieder ordentlich an, und gehen nach dem Berge Arafat, der ungefähr eine kleine Tagereise weit ist. Ein jeder muß zwey und vierzig Steine mitnehmen. Sie bleiben daselbst drey Tage. Am ersten Tage werfen sie nach verrichtetem Gebeth sieben Steine gegen den Fuß des Berges, am zweyten vierzehn, und am dritten Tag ein und zwanzig. Sie sagen daß sie diese Steine dem Satan an den Kopf werfen, der den Abraham an diesem Orte in Versuchung geführet habe, als er seinen Sohn Ismael opfern wollen. Denn sie glauben, daß auf diesem Berge das Opfer hat geschehen sollen, und daß nicht Isaak, sondern Ismael hat sollen geopfert werden. Sie erzählen noch ausser dem von diesem Berge viele lustige Fabeln; z. B. daß Adam und Eva sich daselbst zwey hundert und zwanzig Jahre lang gesucht haben, nachdem sie

aus

aus dem Paradiese verjaget worden. Von hier gehen, doch nur wenige der Pilgrimme nach Medina, einer andern Stadt in Arabien, zu Mahomets Grabe; welches, ihrem Vorgeben nach, in einer Kammer befindlich seyn soll, deren Mauern ganz mit Magnet bedeckt sind, der den eisernen Sarg in der Luft schwebend erhält.

Ohngefähr anderthalb Monat nach dem Auszug der jährlichen Caravane von Cairo, und um die Zeit, da man vermuthet, daß sie zu Mecca angelanget sey, macht sich ein Aga aus Cairo auf den Weg, um den zurückkommenden Pilgrimmen diejenigen Erfrischungen, die ihnen von ihren Verwandten und Freunden zugeschickt werden, entgegen zu bringen. Er trift sie ohngefähr auf dem halben Wege an, und begleitet sie zurück nach Cairo; wo sie mit Jauchzen und Freudengeschrey von ihren Bekannten empfangen werden. Man kan leicht erachten, daß eine so grosse Menge Volks, die jedesmal die Wallfahrt thut, nur langsam wandere, und wegen der vielen auf einem so weiten Wege unvermeidlichen Hindernisse sehr aufgehalten werde. Man findet unterweges nur wenig und schlechtes Wasser, und hat in den dürren und wüsten Gegenden keine andere Erfrischungen, als die man sich selbst mitnimmt; und da man oft dem heissen und erstickendem Winde ausgesetzt ist, so kommen viele Menschen und Kameele auf der Reise um.

Spartanische Regierungsform.

Die Spartanische Regierungsform hat ihre Einrichtung dem Lykurgus zu verdanken. Dieser weise Mann war aus königs

königlichen Geblüte, und hätte auch nach dem Tode seines Bruders, welcher ohne Erben war, den Thron von Sparta bestiegen. Sobald aber die Schwangerschaft der Wittwe seines Bruders bekannt geworden, verließ er ihn wieder; und erklärte daß das Reich ihrem Sohne gehöre, wofern sie einen zur Welt bringen würde. Um allen Verdacht zu entgehen, verbannete er sich selbst. Er gieng nach Creta, wo er sich mit dem größten Fleisse in den Gesetzen des Minos unterrichtete. Als er in sein Vaterland zurück kam, fand er daselbst alles in der größten Unordnung, und dieses gab ihm Gelegenheit, durch seine Gesetze den Staat ganz von neuen einzurichten. Er setzte sich vor, eine kriegerische Republick aus demselben zu machen. Aus diesem Grunde zielten alle seine Gesetze dahin ab, die Gleichheit der Bürger festzusetzen, und ihre kriegerische Tugend zu befördern. Er theilte den ganzen spartanischen Boden in dreissig tausend gleiche Theile, und das Gebiet um Sparta in neun tausend, welche er den Einwohnern anwies. Es war nicht erlaubt, diese Güter zu kaufen, oder zu verkaufen; damit sich nicht etwa in der Folge diese Gleichheit, nach und nach von selbst aufheben möchte. Um den Bürgern den Besitz der Reichthümer so sehr als möglich beschwerlich zu machen, durfte kein anderes Geld Umlauf haben, als eisernes. Damit er alle Ueppigkeit prächtiger und kostbarer Tafeln gänzlich unterdrücken möchte, verordnete er, alle Bürger sollten zusammen von den gemeinschaftlichen Nahrungsmitteln, welche das Gesetz vorschrieb, essen; untersagte ausdrücklich die Mahlzeiten in ihren eigenen Häusern.

Jun-

Jungen Leuten war vergönnt, Fleisch zu essen, Alten aber blos Brey und schwarze Brühe, welche aus Salz, Essig Blut u. d. gl. bestand.

Der Soldatenstand war der einzige rühmliche in Sparta. Wissenschaften und Gelehrsamkeit schätzten sie nicht; die Landwirthschaft und den Ackerbau überliessen sie ihren Sklaven, den Heloten; den schönen Wissenschaften aber und allen Künsten, welche bloß zur Ueppigkeit dienen, versagten sie den Eingang in ihre Stadt. Alles, bis auf ihre Religion, war in dem Geiste ihrer Gesetzgebung. Die Götter, sogar die Venus, wurden alle bewafnet vorgestellt.

Die Sybariten.

Ein Volk in dem ehemals sogenannten grossen Griechenlande, oder unterm Theil von Italien, wo es die Stadt Sybaris bewohnte. Dieses Volk ist in der alten Geschichte wegen seiner übertriebenen Ueppigkeit, Weichlichkeit, und Wollust berühmt; daher man noch itzt einen verzärtelten Wollüstling einen Sybariten nennt. Sie rühmten sich, daß sie niemals die Sonne weder auf noch untergehen gesehen. Alle grobe Handwerker, und alles was Geräusch machte, sogar die Hähne, weil sie früh krähen, waren aus der Stadt verbannt. Auf Erfindung neuer Gerichte und Leckerbissen waren öffentliche Belohnungen ausgesetzt. Das Sybaritische Frauenzimmer war dem Putz so sehr ergeben, daß ein ganzes Jahr vorher angesagt wurde, wenn es einem öffentlichen Opferfeste beywohnen

sollte, damit es Zeit genug haben möchte, den Putz zu veranstalten.

Todtengericht bey den alten Aegyptern.

Es war in Aegypten nicht erlaubt, einen jeden ohne Unterschied nach seinem Tode zu loben; es erhielten selbst die Leichen der Könige diese Ehre nicht anders, als durch einen öffentlichen Ausspruch der Richter. Man versammlete die Richter jenseit des Sees Möris, über den man auf einem Bote fuhr. Derjenige der sie führte, hieß in ägyptischer Sprache Charon; und daher haben die Griechen ihre Fabel, von dem Bote des Charons, genommen. So wurde der Verstorbene unverzüglich vor Gericht geführt. Ein jeder Ankläger wurde angehöret. Wenn er bewies, daß der Verstorbene sich in seinem Leben schlecht aufgeführet, so verdammte man sein Andenken, und versagte ihm die Beerdigung; konnte er aber keines Vergehens überführet werden, so begrub man ihn mit vielen Ehrenbezeugungen. Wenn aber der Urtheilspruch dem Verstorbenen günstig war, so schikte man sich zu den Ceremonien seiner Beerdigung an. Man hielt ihm seine Lobrede, allein ohne etwas von den Vorzügen seiner Geburt zu erwähnen, denn ganz Aegypten hielt sich für edel. Man pries, daß er in seiner Jugend eine vortrefliche Erziehung genossen, und daß er in seinem reifen Alter, Ehrfurcht gegen die Menschen, Sanftmuth, Bescheidenheit, Mässigung, und alle andere Tugenden, die jemanden zu einem verdienstvollen Manne machen, ausgeübet habe. Das Volk bezeigte seinen

Bey-

Beyfall, und pries den Verstorbenen seelig, daß er auf ewig der Gesellschaft der Tugendhaften Menschen, in dem Reiche des Pluto, sollte beygesellet werden.

Einbalsamirung der Todten bey den Aegyptern.

Man findet bey den verschiednen Völkern mancherley Arten, mit den Leichnamen der Verstorbenen zu verfahren. Die meisten Völker begruben sie in die Erde, wie jetzo noch durchgehends geschiehet; andere verbrannten sie, und sammleten die Asche und Knochen in Gefässe, die entweder in den Häusern aufbewahret, oder auch in Gräbern verwahret wurden. Die Aegypter aber hatten das Einbalsamiren ihrer Todten erfunden. Dadurch wurden sie vor der Verwesung bewahret. Daher kam es, daß man oft die Leichname solcher Personen, die man hochgeschätzet hatte, in dem Hause behielt und sie in dem besten Zimmer hinstellete. Die Begräbnisse, wo dergleichen balsamirte Leichname beygesetzt wurden, waren meistentheils unterirdische, in Felsen ausgehauene oder tief gemauerte Gewölbe, dergleichen noch itzo verschiedene in Aegypten zu sehen. Man findet noch heute zu Tage dergleichen Leichname unter der Erde, welche seit einigen tausend Jahren ohne Verwesung gedauert haben, so daß man noch die Gesichtszüge deutlich sehen kann. Sie sind unter den Nahmen Mumien bekannt, und werden verschiedentlich in Cabinetten von raren Sachen gezeiget.

Die Eleusinischen Geheimnisse.

Die Gepränge bey dem Fest der Ceres von Eleusis wurden schlechthin, und vorzugsweise vor andern, die Geheimnisse genannt. Der Ursprung und die Einsetzung derselben, schreibt man der Ceres selbst zu. Dieses Fest wurde alle vier Jahre gefeyert, und dauerte neun Tage. Jedes Geschlecht, jedes Alter, jeder Stand von Athen konnte Antheil daran nehmen. Die Ausländer aber waren eigentlich gänzlich davon ausgeschlossen.

Die Athenienser liessen ihre Kinder beyderley Geschlechts schon bey Zeiten in Geheimnissen unterrichten, und sie würden sich für Verbrecher gehalten haben, wenn sie selbige hätten sterben lassen, ohne ihnen diesen Vortheil verschaft zu haben. Die gemeine Meinung war diese: es verbindet das Gepränge dazu, daß man ein reineres und ordentlicheres Leben führe; es bringe einen besondern Schutz derjenigen Göttin zu wege, deren Dienst man sich gewidmet; ja es verschaffe auch in einem künftigen Leben ein gewisseres und vollkommneres Glück; da hingegen diejenigen, die nicht dazu eingeweihet werden, ausser dem Unglück, daß sie in dieser Welt zu befürchten hätten, auch nach ihrem Absterben verdammet würden, und ewig an unreinen Oertern verbleiben müßten.

Die ersten Tage dieses Festes brachte man mit einigen Gebräuchen und mit einigen Opfern zu, die man den Göttern darbrachte. Den vierten Tag gegen Abend gieng der Umzug mit dem Korbe vor sich, der auf einem Wagen stand, der von

Ochsen

Ochsen sehr langsam gezogen, und von einer Menge Athenienfischer Frauen begleitet wurde. Alle trugen Körbe, und was diese enthielten, ward sehr verborgen gehalten, und mit einem Tuche von Purpur bedeckt. Der fünfte Tag hieß der Fackeltag, weil in der Nacht dieses Tages Männer und Weiber Fackeln trugen; um demjenigen dadurch nachzuahmen, war Ceres gethan. Sie hat nemlich eine Fackel, bey dem Feuer des Berges Aetna angezündet, war damit umher geirret, um ihre Tochter, die Proserpina, zu suchen, welche Pluto entführt hatte.

Der sechste Tag war nnter allen übrigen der feyerlichste. Er hieß Bacchus. Man trug die Bildsäule dieses Gottes mit grossem Gepränge herum. Der Umgang war sehr zahlreich, und gieng von Athen bis nach Eleusis: wobey man der Gottheit zu Ehren Gesänge und Loblieder sang. Der Weg, den diese feyerliche Gesellschaft nahm, ward der heilige Weg genannt.

Der siebente Tag ward mit Spielen und Leibesübungen gefeyert. Die Belohnung des Sieges war ein Maß Gersten zum Andenken dessen, daß Ceres zuerst zu Eleusis die Art, Gerste zu gewinnen und zu gebrauchen, gelehret hatte. Die beyden folgenden Tage waren zu gewissen besondern Gebräuchen bestimmt, die für weniger merkwürdig gehalten worden.

Ceres lehrte die Griechen nicht nur, wie sie die Gerste und das andere Getraide fortpflanzen, und gebrauchen sollten; sondern sie brachte ihnen auch die Grundsätze der Frömmigkeit, der Gütigkeit, und der Leutseligkeit bey, welche seit

dem unter ihnen geherrschet, und ganz Griechenland, besonders Athen, so viel Ehre erworben haben.

So lange nun dieses Fest währete, war bey harter Strafe verboten, jemanden, er sey auch wer er wolle, ins Gefängniß setzen zu lassen, oder den Richtern einige Bittschriften zu übergeben. Es war auch ein Hauptverbrechen, wenn man die Geheimnisse und das Verborgene dieses Festes offenbahrte.

Das Delphische Orakel.

Es ist ein allgemeiner Aberglauben fast aller heidnischen Religionen alter und neuer Zeiten, sich einzubilden, daß die Götter den Menschen bisweilen künftige Dinge vorhersagen, oder andeuten. Die Art den Göttern die Nachrichten abzufragen, war überaus verschieden. Die Römer bildeten sich ein, aus dem Fluge der Vögel es merken zu können; sie und auch andere Völker untersuchten auch zuweilen die Eingeweide der geopferten Thiere, in dem Wahn, aus deren Beschaffenheit den Willen der Götter zu erkennen.

Bey den Griechen hatte man andere Arten, die Götter um das künftige zu fragen. Man mußte sich unter Beobachtung gewisser Ceremonien in die Tempel, oder Hayne oder Hölen der Götter begeben, und daselbst seine Fragen den Priestern vorlegen, und bekam auf verschiedene Art die Antwort darauf. Die Römer nannten diese Antwort Orakula, und diesen Namen gab man hernach auch den Anstalten selbst.

Unter allen Orakeln des Alterthums, ist keines berühmter gewesen, als das Orakel des Apollo zu Delphos. In die-

ser

ser alten Stadt in Griechenland hatte Apollo einen Tempel, der von Priesterinnen bedient wurde. Eine diese Priesterinnen, der man den Nahmen Pythia gab, vernahm von denen, die zum Orakel kamen, die Fragen, die sie dem Apollo vorlegen wollten; setzte sich nach vielerley besondern Ceremonien auf einen Dreyfuß, welcher in dem Tempel über einer tief in die Erde gehende Höle stand; wurde alsdenn, ihrem Vorgeben nach, von Apollo begeistert, und eröffnete hernach die Antwort des Gottes.

Dieses Orakel war so berühmt, daß sowohl die Griechen als die Römer, und viele Könige der um Griechenland liegenden Länder, bey allen wichtigen Unternehmungen, dahin schickten. Der Tempel wurde allemal von denen, die das Orakel besuchten, nach Vermögen beschenkt, so daß daselbst sich unermeßliche Reichthümer angesamlet haben.

Pythia konnte nicht weissagen, wenn sie nicht von dem Dampfe gleichsam berauscht war, der aus der Höhle oder dem Heiligthum des Apollo, hervorstieg. Dieser wunderbare Dampf begeisterte sie, ihrem Vorgeben nach, nicht zu allen Zeiten und bey allen Gelegenheiten; denn es war dem Gott nicht allezeit gelegen, Eingebungen mitzutheilen. Anfangs that er es nur im Jahr einmal. Nachgehends erhielt man es doch, daß er der Pythia monatlich einmal einblies: Es gab aber Tage, an welchen es nicht erlaubt war, das Orakel um Rath zu fragen. Diese vorgegebenen unglücklichen Tage waren ein Vorwand, dessen sich die Priesterinnn bediente, dem Alexander sein Begehren abzuschlagen, welcher nach Delphi gekommen war

den Gott um Rath zu fragen. Die Priesterinn welche behauptete, daß es jetzt nicht erlaubt sey, ihn zu fragen, wollte nicht in den Tempel hinein gehen. Alexander, der in allen seinen Begierden hitzig war, nahm sie beym Arm und wollte sie mit Gewalt hinein führen. Ach mein Sohn, sagte sie darauf, du bist unwiderstehlich! so gleich brach Alexander aus, er verlange kein anderes Orakel, und sey mit dem zufrieden, was er jetzo gehört habe.

Der Abgott selbst kündigte, wie man sagte, seine Ankunft dadurch an, daß ein Lorbeerbaum erschüttert wurde, der vor der Thür des Tempels stand; und daß der ganze Tempel bis auf den Grund erbebte. Sobald der göttliche Dampf, den die Priesterinn als ein durchdringendes Feuer beschrieb, sich in ihrem Eingeweide ausgebreitet hatte, so sahe man, wie ihr die Haare zu Berge standen. Ihr Blick ward wild, ihr Mund schäumete, den ganzen Leib ergrif ein heftiges Zittern, und sie empfand alle Zufälle einer Person die von Raserey ausser sich gebracht ist. Sie stieß dann und wann einige dunkel ausgesprochene Worte heraus, welche die Umstehenden mit Sorgfalt auffiengen, und selbige nach Belieben mit einander verbanden.

Nachdem die Prophetinn einige Zeit auf dem Dreyfuß gesessen hatte, so führte man sie in ihr Gemach zurück, worinn sie sich gemeiniglich einige Tage aufhielt, um sich von der Ermüdung zu erholen. Und öfters soll ein geschwinder Tod die Folge ihrer Begeisterung gewesen seyn.

Die alte Geschichte ist voll von wunderbaren Orakelsprüchen des Delphischen Apollo, davon aber vieles der Leicht-

gläu-

gläubigkeit und dem Aberglauben zuzuschreiben ist. Es erhellet aus vielen Umständen, daß die Pythia sich oft zu politischen Betrügereyen hat brauchen lassen, und daß sie dem die günstigste Antwort gegeben hat, der sie am besten bezahlt hat. Die Regenten der Städte bedienten sich oft des Orakels um Sachen durchzutreiben, in welche das Vols ohne diesen Betrug nicht würde gewilliget haben.

Das gemeinste Kennzeichen der Orakel war die Zweydeutigkeit, Dunkelheit und Verwickelung der Aussprüche. Eine Antwort konnte oft auf verschiedene Weise ausgelegt, und zuweilen auf eine andere widersprechende Begebenheit gezogen werden. Durch diese List spottete man der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Heyden. Als Crösus in Bereitschaft stand, die Meder anzugreifen, und das Orakel zu Delphi über den Ausgang des Krieges um Rath fragte, so bekam er die Antwort: „er werde, wenn er über den Fluß Halys gehen „würde, ein grosses Reich über den Haufen werfen.“ Welches Reich? Sein eigenes, oder der Feind ihres? das mochte er selbst errathen. Der Ausgang mochte indessen seyn, wie er wollte, so mußte das Orakel allemal wahr geredet haben. Eben das muß man von der Antwort des Gottes an den Pyrrhus sagen:

Ajo te, Aeacida, Romanos vincere posse.

Olympische Spiele.

Die Griechen hielten die Leibesübungen, wodurch der Körper stark, gelenkig, und besonders zu Führung der Waffen

sen tüchtig gemacht wird, für so wichtig, daß dieselben nicht nur einen wesentlichen Theil der Erziehung ausmachten, sondern auch in dem männlichen Alter zur Ergötzlichkeit getrieben wurden. Wie man also in den heutigen Zeiten bey Lustbarkeiten tanzt, so wnrden bey den Griechen, bey grossen und öffentlichen Lustbarkeiten, vornehmlich auch auf den Festtagen, die den Göttern zu Ehren gefeyert werden, verschiedene Leibesübungen vorgenommen. Die größte Feyerlichkeit von dieser Art waren die Olympischen Spiele.

Die Geschichtschreiber stimmen nicht mit einander überein, wen sie für den Stifter der Olympischen Spiele angeben sollen; vermuthlich weil sie von verschiednen sind erneuert worden, ehe sie eine festgesetzte periodische Feyerlichkeit wurden. Von der Zeit an, da sie Iphitus erneuert hette, vor Christi Geburt 884 zu Lykurgs Zeiten, sind sie ohne Unterbrechung beständig fortgesetzt worden. Sie wurden alle vier Jahre, fünf Tage lang gehalten, nnd die Griechen bedienten sich daher derselben, bey ihrer Zeitrechnung, welches aber nicht eher, als seit 776 vor Christi Geburt, da Coröbus im Wettlauf den Preis erhielt, geschehen ist. Der Nahmen ward diesen Spielen von dem Orte beygelegt, wo sie gehalten würden. Dieses geschahe in der Provinz Elis, nicht weit von der Stadt Pisa, auf einem Platze, welcher von dem Tempel des olympischen Jupiters, den Namen Olympia hatte. Der Endzweck dieser Feyerlichkeit scheint politisch gewesen zu seyn; nehmlich durch eine solche von Zeit zu Zeit anzustellende Versammlung der griechischen Völker.

kerschaften ein Band der Einigkeit, und des gegenseitigen Vertrauens zu knüpfen, einen Nationalstolz einzuflössen, und über das gemeinschaftliche Beste Berathschlagungen zu veranlassen.

Die Uebungen, welche man anstellte, bestanden in dem Ringen, in dem Faustkampfe, dem Wettrennen, dem Wagenrennen und dem Scheibenwerfen. Bey dem Ringen kam es darauf an, wer den andern zu Boden warf, und ihn so fest hielt, daß er sich für überwunden erkannte. Hiebey ward von beyden Seiten nichts aus der Acht gelassen, was entweder zum Angriff oder zur Vertheidigung, dienen konnte. Man rieb sich den Leib mit Oel, um sich den Umfossungen des Feindes entziehen zu können; der Feind aber suchte sich dadurch einen festen Angriff zu verschaffen, daß er den andern mit Staub bestreute. In dem Faustkampfe suchte ein jeder seinen Gegner, durch Schläge mit der Faust, zu Boden zu strecken. Zu diesem Ende pflegte man sich von beyden Seiten den einen Arm mit Riemen zu umwinden, die auch wohl mit Bleykugeln besetzt waren. Ein jeder suchte seinem Feinde einen solchen Streich beyzubringen, der ihn zur Erde würfe, und ausser Stand setzte, den Streit länger auszuhalten; und dieses glückte oftmals so sehr, daß einer von den Kämpfern auf der Stelle blieb. Das Scheibenwerfen geschah mit einer metallenen Wurfscheibe, wobey derjenige den Sieg erhielt, der diese Scheibe am weitesten geworfen hatte. In dem Wettlaufe mußte man ein gesetztes Ziel zuerst erreichen, in dem

Wagen,

genrennen aber, mit der größten Geschwindigkeit, um ein gewisses Ziel herum fahren.

Die meisten dieser Uebungen waren so beschaffen, daß sie nackend geschehen mußten, nehmlich das Ringen, der Faustkampf, der Wettlauf, und, wie aus Bildsäulen erhellet, auch das Scheibenwerfen. Da bey jedem Stücke alles auf Geschiklichkeit und Leibesstärke ankam, so mußten die Athleten, die sich in den öffentlichen Spielen zeigen wollten, lange vorher nicht allein durch Unterricht und mühsame Uebung, sondern auch, durch eine ganz besonders strenge Lebensart, sich zubereitet haben. Ihr Unterhalt bestand während dieser Zubereitung in nichts als Nüssen, Feigen, und weichem Käse. Wenn jemand daher wollte zu den Spielen zugelassen werden, so mußte er zuerst vor den Hellenodiken, oder denjenigen, die als Richter den Vorsitz hatten, mit einem Eide erhärten, daß er zehen Monathe hindurch, sich den Uebungen und den Prüfungen unterworfen, welche die Gesetze erforderten. Die Ordnung, worinn sie auf einander folgten, wurde durch das Loos bestimmt, und die Polizey war überhaupt zu Verhütung aller Unordnungen die schärfste Wenn jemand konnte überführt werden, daß er sich eines Betruges bedient, um seinen Gegner zu überwinden, so ward er auf Verlangen der Zuschauer, und, nach dem Ausspruch der Richter, mit Ruthen gestrichen. Der Preis war nichts als ein Kranz von Oelzweigen, der auch oft dem Ueberwinder, wenn er den Sieg nicht lange überlebt hatte, nach seinem Tode aufgesetzt wurde. Mit diesen Ehrenzeichen führte ihn ein Herold durch das

ganze

ganze Stadium, und rief seinen Namen und sein Vaterland öffentlich aus. Dieses war sein erster Triumph. Den zweyten hielt er, wenn er in seine Vaterstadt, welcher er durch seinen Sieg so viel Ehre verschafft hatte, den Einzug hielt. Seine Mitbürger kamen ihm mit freudigen Zurufen entgegen; er aber zog mit den Ehrenzeichen seines Sieges auf einem Wagen mit vier Pferden, mit einem zahlreichen Gefolge und mit Fackeln vor ihm her, nicht durch das Thor, sondern durch eine Oefnung, die man in der Mauer gemacht hatte, in die Stadt ein. Ausserdem genossen die Sieger unter dem Schutze der Obrigkeit mancherley Rechte und Freyheiten, und ihr Gedächtniß ward, durch feyerliche Lieder und öffentliche Bildsäulen, verewigt.

Schauspiele der Römer.

Die Schauspiele der Römer waren mannigfaltiger Art: und viele derselben sind ohne Zweifel die größten Ausschweifungen gewesen, worauf jemals die Menschen gefallen sind. Denn ausser den scenischen Schauspielen, in welchen Komödien und Tragödien gespielt wurden; ausser den circensischen, welche in Wettrennen zu Pferde, auch auf Wagen bestanden; hatten sie auch Gefechte zwischen Menschen und Menschen, oder zwischen Menschen und Thieren; Seegefechte in denen in künstlich veranstalteten grossen Wasserbehältnissen, Seeschlachten vorgestellt wurden, und noch verschiedene andere Arten.

In den letzten Zeiten der Republik, und unter den Kaisern, wollte das müssige Volk beständig durch Schauspiele belustiget seyn. Diejenigen, welche durch die Wahl des Volks zu Ehrenämtern kamen, mußten ihm allerhand Arten von Schauspielen geben. Dieses mußten auch die Reichen und Vornehmen bey Begräbnissen der ihrigen thun, dabey suchte einer dem andern an Pracht es zuvor zu thun. Dadurch wurde zuletzt das Leben der Einwohner in Rom fast zu einem immerwährenden Carnaval. Die Kosten, welche diejenige, die diese Schauspiel gaben, meistentheils aus dem ihrigen bestreiten mußten, waren so groß, daß sie uns itzt in Erstaunen setzen, da sie sich oft, nach jetziger Art zu rechnen, auf Millionen beliefen.

Anfänglich wurden für diese Spiele hölzerne Gebäude oder Schaubühnen gebauet, nachgehends aber sind sie von Stein für beständig aufgeführt worden. Diese Schaubühnen waren oft von erstaunlicher Grösse, und auf einigen hatten über achtzigtausend Zuschauer Platz. Diese Gebäude ließ derjenige, welcher das Schauspiel gab, mit allem, was man an Bildsäulen, Gemählden, Tapeten prächtiges finden konnte, ausschmücken. Cicero wirft dem Appius vor, daß er ganz Griechenland von Statuen und Gemählden ausgeplündert habe, um die Schaubühne damit anzufüllen. Die Pracht ward so weit getrieben, daß endlich die Maschinen, welche man bey den Vorstellungen der Komödien und Tragödien brauchte, mit Silber überzogen wurde. Julius Cäsar trieb dieses noch weiter, und lies bey den Spielen, die er bey seines

Va-

Vaters Begräbniß aufführte, alles was zur Schaubühne gehörte, von gediegenem Silber machen.

Diese Verschwendung war noch gering gegen die, welche auf streitende Thiere und Menschen gewendet wurde. Die raresten wilde Thiere, als Löwen, Tiger, Leoparden, wurden in Asien und Afrika aufgefangen, und zu vielen hunderten nach Rom geschickt. Pompejus hat zum Kampfe auf einmal sechshundert Löwen, Cäsar vierhundert und zwanzig gegeben. Gegen solche Thiere mußten Menschen streiten. Anfänglich nahm man Missethäter dazu, welche ohnedem zum Tode verurtheilt waren, hernach aber liessen sich Leute um Geld dazu erkaufen.

Unglaublich wäre es, wenn es nicht durch so viel Zeugnisse bestätiget würde, daß Menschen gegen Menschen auf Leben und Tod zu kämpfen, um dem Volk eine Lust zu machen, sich haben erkanfen lassen. Diese Menschen wurden Gladiatoren oder Fechter genannt, uud lernten die Kunst, andre niederzuhauen, und sich zu vertheidigen. Oft hielt ein Meister viele hundert solcher Fechter. Wer dem Volke einen Fechtkampf wollte sehen lassen, miethete dieselben von ihrem Meister. Das Volk foderte von diesen Fechtern, daß sie ohne eine Mine zu verziehen, sich todt hauen liessen. Derjenige welcher nach Empfange eines tödtlichen Streichs, das geringste Zeichen der Bestürzung gab, wurde auf das äusserste noch in seinem Sterben von dem Volke beschimpft.

Die Naumachien oder Spiele, welche eine Seeschlacht vorstellten, wurden unter den Kaysern zu einer noch grössern

Ausschweifungen getrieben. Der Kayser Claudius gab ein solches Spiel, dabey viele Kriegsschiffe, und achtzehntausend Menschen gebraucht wurden. Diese mußten eben so streiten als wenn sie in einer wirklichen Schlacht wären, und die Sieger mußten die Ueberwundenen niedermachen. Man weiß nicht ob man hiebey die Grausamkeit des Claudius, oder die Niederträchtigkeit derer, die sich zu solchen Spielen haben brauchen lassen, mehr verabscheuen soll.

Triumph der Römer.

Wenn die Römer ein Volk überwunden hatten, pflegten sie dem Feldherrn, der den Ktieg geendiget hatte, den Triumph zu verstatten. Dieser bestand in einem sehr feyerlichen Einzuge in Rom. Folgende Beschreibung des Triumphs, den Paulus Aemilius über den macedonischen König Perseus gehalten hat, kann davon einen nähern Begrif geben.

Das Volk bauete sich auf den öffentlichen Plätzen, und in den Strassen, Bühnen auf, um den Zug vorübergehen zu sehen. Alle Zuschauer hatten weisse Kleider an, und alle Tempel standen offen; sie waren mit vielen Kränzen geziert, und mit dem Geruche des angezündeten Weyrauchs angefüllet. Die Gerichtsdiener trieben den Pöbel auf die Seite, um die Strassen frey und offen zu behalten. Den ersten Tag sahe man Schildereyen und grosse Bildsäulen auf zweyhundert und sechzig Wagen durch die Stadt fahren, wozu der ganze Tag kaum hinreichte. Den folgenden Tag wurden die schönsten Waffen, von Erzt und Eisen, welche sehr sorgfältig geputzet

waren,

waren, und einen starken Glanz verbreiteten, auf Wagen vorbeygeführet. Sie waren sehr künstlich über einandergelegt, und doch schien es, als wenn sie ohne Absicht hingeworfen worden. Die Sturmhauben lagen über den Schildern, die Harnische über den Stiefeln, die kretischen Schilder, waren mit thracischen Tartschen, mit Köchern und mit Pferdezäumen vermengt, zwischen welchen die blossen Schwerdter und Spiese hervorragten. Hierauf kamen dreytausend Männer, mit gemünztem Silber, in siebenhundert und funfzig Gefäßen, wovon ein jedes drey Talente enthielt, und von vier Männern getragen wurde. Ihnen folgten viele andere mit silbernen Gefässen, Hörnern, Schaalen und Bechern, welche alle sowohl wegen ihrer Grösse, als wegen der eingegrabnen Arbeit kostbar waren. Den dritten Tag giengen, mit Anbruch des Tages, die Trompeter durch die Strassen, und bliesen, nicht die an Festtagen und bey heiligen Aufzügen gewöhnlichen Stücke; sondern solche, womit die Römer ihre Soldaten zum Angriffe des Feindes anzufrischen pflegten. Hierauf wurden hundert und zwanzig fette Farren vorbergeführet, welche alle vergüldete Hörner hatten, und mit Bändern und Blumenkränzen geschmücket waren. Die Jünglinge, von welchen sie zu den Altären geführet wurden, hatten schön verbrämte Schürzen um, und viele Kinder zu Begleitern, von denen die silbernen und güldenen Opfergefässe, nachgetragen wurden. Hierauf sahe man das gemünzte Gold in sieben und siebenzig Gefässen vorbeytragen, deren jedes drey Talente in sich hielt. Es folgten einige Männer, welche eine

ganz goldene, und mit kostbaren Steinen besetzte Schaale zur Schau trugen, die dem Jupiter geheiligt, und zehn Talente schwer war. Nach dieser wurden die sogenannte antigenidischen, seleucidischen, therikteischen Schaalen, mit dem güldenen Kredenztische des Perseus vorbeygetragen; denen der Wagen der Perseus folgte, worauf seine Waffen und seine Krone lagen. Nach einem kleinen Zwischenraum giengen die gefangenen königlichen Kinder. Sie hatten ihre Hofmeister und Bedienten zur Seite, welche alle häufige Thränen vergossen, und nicht nur selbst, mit ausgestreckten Händen, die Zuschauer um Mitleid anfleheten, sondern auch solches die königlichen Kinder thun hiessen. Dieses aber waren zwey Prinzen, und eine Prinzessin, welche um desto mehr Mitleid verdienten, je weniger sie wegen ihres zarten Alters ihr Elend empfanden.

Perseus folgte gleich nach seinen Kindern in einem Trauerkleide, und war bey seinem Unglück einem Manne gleich, der des Gebrauchs seiner Vernunft beraubt ist. Nach ihm kam das Gefolge seiner Freunde, und Vertrauten, welche mit niedergebückten Haupte giengen. Dieses Gefolge beschlossen diejenigen, welche die vierhundert Kronen trugen, die dem Aemilius von den Städten durch Abgeordnete waren überschickt worden.

Endlich kam Aemelius selbst, ein Mann, welcher auch ohne dieses Gepränge aller Menschen Augen auf sich ziehen konnte. Er trug einen mit Gold gestickten Purpurrock, und hielt einen Lorbeerzweig in der rechten Hand. Das ganze Kriegsheer

trug

trug auch Lorbeerzweige, und folgte, nach seinen Fahnen und Legionen, dem Siegeswagen seines Feldherrn. Es sang nicht nur die mit allerhand Spöttereyen vermischten Gesänge, sondern auch solche Siegeslieder, die man auf die Thaten des Aemilius verfertiget hatte.

Sklaverey bey den alten Völkern.

Der Gebrauch, Sklaven zu halten, ist sehr alt, und zu des Patriarchen Abrahams Zeit schon üblich gewesen.

Der Zustand der Sklaven war aber, bey den alten Völkern, sehr verschieden. Die Lacedämonier, welche zuerst den Gebrauch, die Kriegesgefangenen zu Leibeigenen zu machen, in Griechenland eingeführt hatten, begegneten ihnen sehr grausam. Die Heloten, ein Volk, das in dem Gebiete der Lacedämonier wohnte, waren von ihnen überwunden, und in eine ewige Sklaverey gebracht worden. Mit der härtesten Arbeit, die man ihnen aufgelegt hatte, war auch noch die grausamste Begegnung verbunden. Sie mußten den Ackerbau, und alle häußliche Geschäfte der Spartaner besorgen; indem sie so unglücklich waren, nicht allein, ein jeder für seine Person, der Sklave eines einzelnen Bürgers; sondern auch zugleich der Sklave aller Bürger insgesammt zu seyn. Die andern Völker Griechenlandes, und insonderheit die Athenienser, begegneten ihren Knechten viel gelinder. Diese letztern straften denjenigen, der den Sklaven eines andern geschlagen hatte, sehr hart, und oftmals mit dem Tode. Man findet

auch nicht, daß bey ihnen jemals die Sklaven den Staat mit Aufruhr beunruhigt haben, wie dieses bey den Lacedämoniern oft geschehen ist.

Bey den Römern war der Zustand der Sklaven während der Dauer ihres Staates auch sehr verschieden. Die ersten Römer begegneten ihnen mit mehr Gelindigkeit, als irgend ein Volk auf der Welt. Die Herren sahen sie als ihre Gehülfen an, und lebten, arbeiteten, und assen mit ihnen. Die größte Strafe, womit man einen Sklaven belegte, bestand in Beschimpfung, da man ihm eine Art von Kreutz auf dem Rücken, oder auf der Brust, fest machte, die Arme daran ausbreitete, und ihm auf diese Weise auf den öffentlichen Plätzen herum führte. Sie verheyratheten ihre Sklaven, und nahmen die Ernährung, und Erziehung ihrer Kinder über sich, welche sie, nachdem sie Lust, und Anlage, bey ihnen dazu fanden, verschiedne Handwerker und Künste lehren liessen; ja es gab großmüthige Herren, die einigen ihrer Sklaven in den Leibesübungen, in der Musik, und in den schönen Wissenschaften Unterricht verschaften, wovon Terenz ein Beyspiel ist. Dem Staate selbst kam dieses unzählbare Volk von Sklaven sehr gut von statten. Man gab ihnen Gelegenheit, sich ein Peculium, oder ein kleines Eigenthum zu verschaffen, das sie durch ihren Fleiß und Betriebsamkeit so vermehren konnten, bis sie ihre Freyheit dadurch erkauften. Auf diese Weise konnte die Republik, ohne Unterlaß, ihren etwa erlittenen Verlust an Bürgern ersetzen, indem sie neue Familien in ihren Schoos aufnahm. Allein alles dieses fand nur

statt

statt in den schönen Zeiten der Republik. Denn als die asiatische Ueppigkeit sich unter den Römern ausgebreitet hatte; so fieng man an, die Sklaven als den verächtlichsten Theil der Nation anzusehen, sie waren nicht mehr die Arbeitsgehülfen sondern die Werkzeuge der Schwelgerey und der Ausschweifungen ihrer Herrn. Man begegnete ihnen hart und unmenschlich, und mußte sich also auch vor ihnen als vor Feinden fürchten. Aus eben der Ursach mußten auch die Strafgesetze, um das Leben des Herrn gegen die Verzweiflung seiner Sklaven sicher zu stellen, immer grausamer gemacht werden. Unter dem Augustus ward das Gesetz gemacht, daß, wenn ein Herr ermordet würde, alle Sklaven, die mit ihm unter einem Dache wären, oder nahe genug, um eine Menschenstimme hören zu können, zum Tode verdammt werden sollten. Derjenige sogar, dem sein Herr befohlen hatte, ihn umzubringen, und der ihm gehorcht hatte, war strafbar: auch derjenige, welcher ihn nicht verhindert, sich selbst zu entleiben, ward zur Verantwortung gezogen. Ein Herr konnte ungestraft seine Sklaven tödten, oder sie auf die Tortur bringen. Die barbarische Begegnung der Sklaven hatte schon vorher den Sklavenkrieg verursacht, welcher das römische Reich bis in seine Grundfeste erschüttert hat.

Zustand der Sklaven in Algier.

In den Staten der Barbarey, besonders in den Königreichen Tunis und Algier, wird die Seeräuberey als eine ehrliche Handthierung getrieben. Die Regierung bewilligt jedem

der es thun kann, die Erlaubniß Schiffe auszurüsten, welche auf den Raub ausgehen. Wenn diese Seeräuber ein christliches Schiff weggenommen haben, so wird die Mannschaft desselben zu Sklaven gemacht, welche hernach um Geld verkauft werden. Der Dey oder König hat eine besondere Aufmerksamkeit auf die Gefangenen die ihm eigen sind. Er sucht unter ihnen die jüngsten aus, um sie als Pagen zu gebrauchen. Sie werden sehr gut unterhalten und gekleidet, und diejenigen die an den Hof gehen, machen ihnen grosse Geschenke. Einige andere der Gefangenen werden bey den Casernen gebraucht, wo sie sehr gelinde von den türkischen Soldaten gehalten werden. Die übrigen sind in Bagnen oder öffentlichen Häusern, welche dem State gehören. Sie haben eine Kapelle, worinn die Messe gelesen witd, und sie sind ungezwungen in ihren Religionsübungen. Man giebt ihnen alle Tage nur drey kleine Brodte, allein sie können sich durch ihren Fleiß einige Erleichterung verschaffen. Diejenigen, welche ein Handwerk gelernet haben, können aus den Bagnen herausgehen, zwey Drittheile von dem was sie verdienen, behält der Dey, welcher ihnen das übrige läßt. Diejenigen Sklaven, welche kein Handwerk gelernet haben, werden zu den öffentlichen Arbeiten gebraucht; man legt ihnen kein zu schweres Tagewerk auf. Sie haben, eins ums andere einen Arbeitstag und einen Ruhetag. Wenn sie krank sind, oder es vorgeben, so läßt man sie in Ruhe. Aber wenn der Aufseher siehet, daß sie die Nachsicht mißbrauchen, so läßt er sie hart bestrafen, und schickt sie zur Arbeit. Sie gehen alle Abende in die Bagnen zurück, wovon

von man die Thore des Nachts zuschließt, nachdem man eine genaue Nachsuchung angestellt hat. Man nimmt allezeit eine Anzahl Gefangener mit auf die Korsarenschiffe, und wenn sie sich gut aufführen, so läßt man sie an dem Vortheil der Prisen Antheil nehmen. Einige andere erhalten die Erlaubniß, Wirthshäuser zu halten, und bereichern sich dergestalt bey diesem Gewerbe, daß sie in einer Zeit von sechs Monath von dem Gewin ihr Lösegeld bezahlen können. Das Schicksal derer, die einzelm Algierern als Sklaven dienen, ist ungewisser. Zwar werden gemeiniglich diejenigen, die sich gut aufführen, gut gehalten, die liederlichen aber und widerspenstigen ziehen sich, durch ihre Schuld, viele harte Begegnungen zu. Aber doch hängt ihr Glück, oder Unglück, überhaupt ganz von der Gesinnungsart, und Laune, ihrer Herren ab. Die reichen Herren nehmen mehrere in ihre Dienste und setzen eine Ehre darinn, sie zierlich zu kleiden. Wenn sie mit ihrer Aufführung zufrieden sind, so lassen sie sie an ihrem Tische essen, und in ihrer Kammer schlafen, und halten sie wie ihre Kinder.

Diejenigen sind am meisten zu beklagen, welche in die Hände der Tagarinen, von dem Geschlechte der spanischen Mauren, fallen, welche die Sklaven nur kaufen, um sie wieder zu kaufen, und Wucher mit ihnen zu treiben. Diese gewinnsüchtigen Tyrannen gebrauchen sie zu harten Arbeiten ohne ihnen den geringsten Vortheil davon abzulassen; nähren sie schlecht, und lassen sie unter den grausamsten Begegnungen erliegen, in der einzigen Absicht, sich ein stärkeres und

geschwinderes Lösegeld zu verschaffen. Was noch das traurigste ist, so sind es gemeiniglich Personen von hohem Range, die in die Gewalt der Zagarinen fallen. Diese besitzen nähmlich eine bewundernswürdige Gabe aus dem Haufen der Sklaven die verkauft werden sollen, diejenigen auszufinden von denen sie den größten Vortheil ziehen können. Ein Gefangener von Stande, kann gegen die Untersuchung dieser Wuchrer nicht genug auf seiner Hut seyn. Sie wenden alle Arten von Kunstgriffen, bis auf die Bestechung seiner eigenen Kameraden an, um von seinem Range, und von seinem Vermögen, Kundschaft zu erhalten.

Man wird sich darüber wundern, daß die Sklaven hier einigermassen angesehener sind, als die freyen Christen. Die letztern sind beständig den Beleidigungen der Türken, der Culolis, Leute, die aus der Ehe eines Türken mit einer mohrischen Frau entsprossen sind, und der Mohren ausgesetzt; indessen daß man die ersten nicht beleidigen kan, ohne sich die Rache ihrer Patronen zuzuziehen. Ein Gefangener begeht oftmals ungestraft vielerley Verbrechen, oder bekommt doch nur eine geringe Züchtigung, weil sein Herr ihn nicht gern durch Belangung vor Gericht verliehren will. Es herrscht überhaupt eine grosse Liederlichkeit unter den Christensklaven, und dies ausgelassene Leben hat für sie so viel Reize, daß es vielen um ihre Loskaufung gar nicht zu thun ist. Sie werden nur über die Summe ihres Lösegeldes mit ihren Herrn eins, und bezahlen einen Theil davon, welches ihren Herrn

verhin-

verhindert, sie an einen andern verkaufen zu können. Sie hüten sich aber wohl, nicht alles auf einmal zu bezahlen, sondern geben lieber monathlich eine kleine Abgabe, um den Titel eines Sklaven zu behalten, und dadurch sich den Schutz des Dey und ihrer Patronen zu versichern.

Menschenhandel in der Türkey.

In dem Königreiche Georgien, wozu auch Mingrelien und Cirkassien gehört, werden sehr viel Menschen, sowohl nach der Türkey, als nach Persien verkauft. In diesen Ländern hat jeder Edelmann eine fast ganz uneingeschränkte Gewalt, über die unter ihm wohnende Bauern. Die Grausamkeit dieser Leute, nicht nur gegen ihre Unterthanen, sondern gegen ihre eigene Familie, würde allen Glauben übersteigen, wenn man nicht täglich Beyspiele davon sähe. Bey dem geringsten Mißvergnügen, das man ihnen macht, werden diese mit Frauen und Kindern verkauft. Bisweilen verkauft einer seine eigene Frau und Kinder. Dieses geschiht nicht aus Bosheit oder Zorn, sondern blos aus Habsucht. Da die cirkassische Frauen und die in Georgien überhaupt, für die schönsten der Welt gehalten werden, so werden sie von reichen Türken sehr theuer erkauft. Solche gekaufte Personen kommen oft in der Türkey zu grossen Ehren, indem sie nicht nur an die vornehmsten Herrn des Hofes, sondern bisweilen an den Sultan selbst verheyrathet werden. Man sagt, daß die Cirkassier das Einpfropfen der Kinderblattern erfunden, und es deswegen

wegen eingeführt haben, um ihren Mädchen dadurch die Schönheit zu erhalten, damit dieselben sie desto theurer an die Türken verkaufen könnten.

Neger oder Mohren an den Küsten von Guinea.

Der Neger ist von einem natürlich lustigen Charakter, von lebhaftem und durchdringenden Geiste, der übrigens den Diebstal und den Raub für kein Verbrechen ansieht. Er ist heftig genug, um Hand an sich selbst zu legen, wenn er seine Rache nicht anders auslassen kann. Er ist der Freund seiner Freunde, eben so fertig sein Versprechen zu erfüllen, als geneigt, sein Wort nicht zu halten, wenn man ihm nicht Wort hält. Er ist so faul, daß er nur gezwungen arbeitet, um sich Unterhalt zu schaffen; denn sonst würde er seine Zeit im Müssiggange, in Ergötzungen, und mit Tanzen zubringen, welches sein einziges Vergnügen ist. So bringt er seine Jugend in Lustbarkeiten und in Schwelgerey zu, und seine männlichen Jahre in der Faulheit, und dabey behält er völlige Ruhe des Gemüths. Er kennt keine andere Glückseeligkeit als unbesorgt in den Tag hinein zu leben; und sobald er Reis oder Hirse hat, so hat er alles; wenn hiezu noch Brandwein kömmt, so ist seine Freude ohne Maß. So sind die Menschen beschaffen, die sich untereinander an die Europäer verkaufen.

Die erste Veranlassung zu dieser unmenschlichen Gewohnheit haben die Kriege gegeben, die einige kleine Völker derselben

ben unter einander geführt. Die Gefangenen, die sie machten, verkauften sie an Fremde, bald legten sie sich darauf, ihre eigene Landesleute zu entführen, um sie zu verkaufen. Wenn ihnen endlich alles fehl schlägt, so verkaufen sie ihre eigenen Verwandten, der Vater seine Kinder, der Sohn seine Eltern, der Bruder seine Geschwister. Alles, was sie dagegen von den Europäern erhalten, besteht in einigen Flinten, Spiegeln, Messern und andern Kleinigkeiten, oder in dem Getränk, das sie über alles lieben, dem Brandtewein. Diese Sklaven führt der Europäer gemeiniglich nach Amerika, um sie in den Kolonien zu gebrauchen, und da werden sie gut oder schlecht gehalten, je nachdem sie einer oder der andern Nation in die Hände fallen. Die Engländer und Franzosen gehen sehr gut mit ihnen um, die Holländer aber begegnen ihnen unmenschlich. Die Franzosen haben ein Gesetzbuch, welches die Rechte und die Macht der Herren über ihre schwarze Sklaven bestimmt und einschränkt. Vermöge dieser Gesetze ist dem Herrn das Recht über Tod und Leben völlig benommen. Hat er eine gegründete Klage gegen seinen Sklaven, so muß er ihn zum Gouverneur des Orts führen, und dieser bestimmt die Strafe, nach dem Inhalte der königlichen Edicte, so ist es auch bey den Engländern. Allein in den holländischen Pflanzörtern als Suriname, Berbice, u. s. w. ist es ganz anders. Der Herr hat eine völlige Herrschaft über seine Sklaven, sogar das Recht über Leben und Tod. Geringe Verbrechen bestraft er mit dem Tode, und den Versuch zu entlaufen, oder sich dem Aufseher zu widersetzen, mit der Ver-

stüm-

stümmelung an Armen und Beinen. Allein die Holländer haben auch die traurige Erfahrung gehabt, daß sich die Schwarzen nirgend mehr empören, als bey ihnen.

Sklavenverkauf in Amerika.

Wenn Negermark ist, so werden alle Sklaven auf den Marktplatz geführt. Man läßt hierauf einen nach dem andern auf einen Tisch stehen, damit ihn jedermann sehen kann, auch ist ein Chirurgus bey der Hand, der den Neger, der feil geboten ist, aufs genaueste visitiren muß. Von jedem wird die Klasse angezeiget, in welche er gehört. Dieses zu verstehen, muß man wissen, daß alle Neger, die man von Afrika nach Amerika bringet, in drey Klassen eingetheilet werden, nehmlich Cormentin, Papa und Loango. Die ersten sind eigenthümliche Sklaven der Afrikanischen Prinzen, die zweyten, Kriegsgefangene, und die dritten, Verbrecher. Die letzten sind am allerschwersten zu bändigen, und gelten zwanzig Procent weniger als die andern, welche zuweilen bis vierhundert und funfzig holländische Gulden gelten. Ist einer gekauft, so nimmt ihn der Käufer sogleich mit nach Hause, und hat vier und zwanzig Stunden Zeit, ihn noch einmal zu visitiren; findet er einen Fehler, so darf er ihn zurück geben, ist er aber untadelhaft, so brennet er ihm das Zeichen, die ersten Buchstaben in dem Namen des Besitzers auf die Schulter, und verbindet ihn. Hat man von seinen Sklaven Kinder, so läßt man sie gewöhnlich Handwerke lernen. Diese Sklaven sind die theuresten, weil man sich in Surinam, und an-

andern ähnlichen Kolonien selten auf andere Gewerbe als den Pflanzenbau, Viehzucht, und Kaufmannschaft leget.

Gewinnsucht, Macht der Leidenschaft.

Man muß sich wundern, wie die volkreiche Stadt Bender-Abassi oder Gamron im Sommer so ganz von Menschen entblösset und öde liege. Es würde der ärmste Einwohner durch grossen Lohn nicht leicht können vermocht werden, sich den Sommer hindurch hier aufzuhalten, und allen den Beschwerden und Gefahren der schrecklichsten Hitze sich auszusetzen. Doch dies Beyspiel der eigentlichen Bewohner dieser Stadt, die das Clima ihres Geburtsort doch am ersten ertragen sollten, und die dennoch frühzeitig sich von hier in das Innere des Landes begeben, vermag nichts auf die Holländer, die unter der Ostindischen Handlungs-Compagnie stehen. Diese sind nähmlich die einzigen, die dies Ufer nicht verlassen, sondern kühn allen Gefahren trotz bieten; sie lassen sich die unendliche Menge der Unannehmlichkeiten nicht schrecken, die täglich die Kräfte des Menschen auszehren, noch selbst die Menge der Leichen, die von ihrer Zahl ausgetragen wird; da jeder Fieberanfall die durch Hitze ausgemergelte Körper wegraft.

Schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts bewiesen die nach Japan handelnde Holländer in allen, und selbst den unredlichsten Zumuthungen der Japaner, den größten Gehorsam; um nur bey der Japanischen Nation sich in guten Credit zu setzen, und vortheilhafte Handelsbedingungen zu erhalten. So durften z. B. sie im Jahr 1638 keine

keine Widersetzlichkeit blicken lassen, als sie auf kayserlichen Befehl die neu erbaute Residenz und Packhaus auf Firando (so kostbare steinerne Palläste, als Japan nie gesehen hatte) in größter Eil selbst niederreissen mußten; weil diese Gebäude wider den Landsgebrauch zu prächtig gebauet waren, und im Giebel die Jahrzahl nach Christi Geburt führten. Als die Christen in Japan solten vertilgt werden, wurde ein Holländisches Schiff aufgefodert, diejenigen, welche sich in eine Festung geworfen hatten, zu beschiessen, welches sie auch willig vierzehn Tage lang thaten. Hiedurch aber erniedrigten sie sich in dem Urtheil der Japaner nur selbst, und mußten seit der Zeit auf der Insel Desima, als dem ihnen angewiesenen eigentlich so zu nennenden Gefängniß, sich viele beschimpfende Einschränkungen gefallen lassen.

Sobald ein holländisches Schiff sich dem Hafen nähert; so werden sogleich Japaner entgegen geschickt, welche dem Schiffer das Verzeichniß aller seiner Ladung, und die Liste seiner Leute, nebst allen Briefen der Compagnie abnehmen. Fährt das Schiff in den Hafen, so legen sich ihm zwey Wachtbarken mit Soldaten zur Seite, die täglich abgelöset werden. Alle Kanonen, ehemals auch die Steuerruder, alles Pulver und Gewehr wird ihnen abgenommen, und bis zu ihrer Abfarth bewahrt. Man hält die genaueste Musterung des Schiffvolks, und fodert die ausführlichsten Berichte, wo jeder geblieben, der etwan unterweges abgegangen. Europäische oder andere fremde Münze, und besonders alles, was

irgend

irgend die Figur eines Kreutzes, Heiligen, oder Paternosters hat, darf gar nicht eingeführt werden. Fände man dergleichen; so würde eine Unruhe entstehen, als wenn das Reich verrathen, und alles in Flammen wäre. Deswegen werden auf den Schiffen, so bald sie sich Japan nähern, alle christliche Bücher, nebst ausländischen Münzen, in ein Faß gepackt und bey Seite gethan. Oft werden die Schiffleute besonders befühlt und untersucht, ob sie verbotene Waaren bey sich führen. Ja, diese strenge Untersuchung ist einmal an einem der Residenten ausgeübt worden. Gegen Abend wird der Raum des Schiffs versiegelt, und die Holländer werden genau gezählt, ob etwann einer fehle. Ist dieses; so entsteht die größte Verwirrung. Ein Matrose war des Nachts, ohne daß jemand es gemerkt, ertrunken, und wurde also vermisset. Sogleich liefen alle Bedienten und Aufseher wie sinnlos umher; die Wächter, welche sich hinter dem Schiff befanden, standen schon bereit, sich die Bäuche aufzuschneiden; und würden diesen Vorsatz auch sicher ausgeführt haben, wenn der Unglückliche nicht wäre aufgefischt worden.

Ausser den Tagen des Ein- und Ausladens bleiben die Wasserpforten geschlossen, und die auf verschiednen Schiffen sich befindende Holländer bleiben in ihrem Arrest, völlig von einander abgesondert. Es muß von jedem Artikel Waaren eine Probe dem Statthalter vorgelegt werden, der sie dann untersuchen lässet, und selbst den Holländern die Taxe macht, nach der sie verkaufen müssen; welche Taxe noch dazu oft verändert, und heruntergesetzt wird. Und überdem ist die Summe,

und eine sehr niedrige Summe, festgesetzt, welche die Waaren, die jährlich verkauft werden, nicht übersteigen dürfen.

So leben das ganze Jahr hindurch die nach Japan handelnde Holländer, so wie sie in Desima eingesperrt werden, unter der Aufsicht der beeidigten Hüter, wirklich wie wahre Gefangene. Da sie die Menge der Wächter und Aufseher selbst unterhalten müssen; so ist der Aufenthalt hieselbst sehr kostbar. Sie dürfen dabey keinen Sonntag, keine Feyertage feyern, keine Gebete oder geistliche Gesänge hören lassen, niemals den Nahmen Christi nennen, kein Bild des Kreutzes, oder äusseres Zeichen des Christenthums bey sich führen. Auf der Reise nach Hofe, als wohin sie Geschenke zu bringen verbunden sind, werden sie wie Gefangene gehalten; dürfen ohne Erlaubniß mit niemanden, auch nicht mit den Bedienten in den Herbergen sprechen. In den Herbergen wird ihnen nur die hinterste Kammer eingeräumt, und der Hof überdem verschlossen, oder vernagelt. Eine Schaar von Soldaten, Stadtdienern, Trägern, Aufsehern, die sie alle unterhalten müssen, begleitet und bewachet sie überall. Ein Japaner, der es mit den Holländern aufrichtig meinte, würde für keinen treuen, und nach Eidespflicht handelnden Unterthan gehalten werden. Den Holländer übersetzen, und betrügen, heisset Patriotismus. Und wenn der Holländer eine Forderung an einen Japaner hat, kommt er äusserst schwer zu seinem Rechte. Kein Holländer darf einige Arbeit beym Ein- und Ausladen thun, und es müssen noch einmal so viel Arbeiter bezahlt werden, als nöthig sind. Alle Briefe müssen erst

dem

dem Japanischen Stadthalter vorgelegt, auch demselben eine Kopie zurückgelassen werden.

Ehemals verstattete man kein Begräbniß der Leiche eines Holländers. Jetzt verscharrt man sie in einer abgelegenen Einöde, doch ohne irgend ein Grabmahl, oder die geringste Spur, wo die Grabstätte sey, zu erlauben.

Zur Rückfahrt dürfen die Schiffe nicht eher beladen, oder aus dem Hafen gebracht werden, bis der Hof dazu seine Einwilligung gegeben, und den Tag der Abfahrt bestimmt hat. Beym Beladen der Schiffe wird alles Eingekaufte aufs genauste durchsucht, und versiegelt. Findet sich die Figur eines Götzen, das Bild eines Hofbedienten; finden sich Bücher, Papier, einländische gewebte Zeuge, Bilder von Soldaten, Waffen, Schiffen, das wird sogleich confiszirt. Sollten Waffen sich in der Wirklichkeit finden; so wird der Besitzer auf ewig aus dem Lande verbannt, und der ihm zugegebene Dolmetscher und Diener hart gepeinigt, der eigentliche Verkäufer aber wird nebst seinen Kindern hingerichtet. Wenn die Schiffe wiederum beladen sind, so werden abermals alle Personen gemustert, zuletzt die Kanonen und Waffen wieder abgeliefert, und nun muß das Schiff sich sogleich wenigstens zwey Meilen von der Stadt entfernen, und die Wachen verlassen es nicht eher, als bis es völlig in See ist. Wäre an dem Tage, den der Hof zur Abreise bestimmt hat, auch widriger Wind und sogar Sturm; so muß das Schiff dennoch durch eine grosse Menge Böte und Kähne aus dem Hafen geschleppt und der See zum Trotz entfernt werden.

Erziehung.

Die Erziehungsart der römischen vornehmen Kinder verdient vielleicht unverbesserlich genannt zu werden. Man hielt die Kinder zuerst zu einer öffentlichen Schule, bis sie die Anfangsgründe der Sprachen und Wissenschaften gelernt hatten. Hernach wurden die gelehrtesten Männer zuweilen sogar ins Haus genommen, um den jungen Menschen bey seinem Studieren zu leiten, wobey sehr auf die Aufführung des Lehrers gesehen ward. Hierauf wurde der Sohn von dem Vater selbst in den Regeln der Staatskunst unterrichtet, worinn er wohl keinen bessern Lehrer haben konnte. Zuletzt hielt sich der junge Römer zu einem alten versuchten Staatsmann, war bey allen seinen Geschäften zugegen, hörte seine Vorschläge, seine gerichtlichen Entscheidungen an, und folgte ihm auch wohl in die Provinz. Ein solcher Greis entdeckte dem, welchem er besonders wohl wollte, die tiefsten Geheimnisse der Staats- und Regierungskunst. Im Felde hatte der junge Römer auch einen erfahrnen Kriegsmann, oft den Heerführer selbst, zu dessen Zelt er sich hielt, zum Lehrer der Disciplin und Kriegskunst.

Damit in Sparta nur zum Kriege taugliche Bürger wären, mußte jedes neugebohrne Kind der Besichtigung der angesehensten Leute in seiner Zunft übergeben werden. Wenn diese fanden, daß alle seine Glieder gerade waren, und dafür hielten, daß es gesund sey, gaben sie es seinen Eltern zur Erziehung zurück; wo nicht, so ward es in eine tiefe Höhle geworfen. Die Kinder von allen Ständen wurden auf eben

die

dieselbe Art erzogen, und keinem ward bessere Speise gereicht, als dem andern. Den Wärterinnen ward befohlen, ihre Kinder zu gewöhnen, sich Speise abzubrechen, und zuweilen zu fasten. Wenn die Kinder zwölf bis vierzehn Jahr alt waren, wurden sie vor Personen gebracht, welche ihre Erziehung untersuchten, und sie prüften, ob sie im Finstern allein bleiben könnten, und die Schwachheiten, die Kindern sonst gewöhnlich sind, abgelegt hätten. Man pflegte die jungen Leute, an einem gewissen Feste, in dem Tempel der Diana bey dem Altar zu geisseln. Sie suchten darinn einen Ruhm, die Schläge mit aller Standhaftigkeit auszuhalten, und liessen sich zuweilen so scharf schlagen, daß sie unter der Geissel den Geist aufgaben. Der Unterricht der Jugend gieng nur auf die Leibesübungen. Selbst ihre Ergötzlichkeiten mußten zur Stärkung ihrer Glieder, und zur Abhärtung in Erduldung der Schmerzen dienen; Tänze waren kriegerisch, und ihre Spiele bestanden in Kampf, in Werfung der Wurfscheibe, und andern heftigen Uebungen. Den Knaben war eine Art von Diebstahl erlaubt, um in Behendigkeit, List, und Geschicklichkeit sich zu üben; wurden sie aber über dem Diebstahl ertappt, so mußten sie Strafe ausstehen. Die Trunkenheit war nicht nur schimpflich, sondern wurde auch hart bestraft. Um das Viehische dieses Lasters zu zeigen, nöthigten sie zuweilen, zur Warnung für ihre Kinder, ihre Sklaven, sich zu besaufen, und liessen sie alsdenn von den Kindern verspotten. Das erste und vornehmste, was bey den Spartanern erfordert ward, war der Gehorsam gegen die Obern, den sie als die Grund-

stütze der Landsverfassung betrachteten. Das Alter gab unter ihnen ein ungezweifeltes Recht auf Ehre. Junge Leute standen für die Alten auf, wenn sie an einen öffentlichen Ort kamen; wichen bey Seite, wenn sie ihnen auf der Strasse begegneten; und schwiegen still, wenn die Alten redeten. Da die Kinder alle als Kinder des Staats betrachtet wurden, so hatten alle bejahrte Leute das Ansehen der Eltern, und tadelten, was sie nur an irgend einem Kinde unrechtes sahen.

Die Chineser fangen mit dem gelehrten Unterricht der Jugend schon im fünften Jahre an. Erst lehren sie die Kinder lesen, welches weit schwerer ist, als bey uns. Ein Buch voll nützlicher Sprüche in Reimen ist das erste Buch. Sie werden so scharf zu diesen Lectionen angehalten, daß sie niemals ausser einem Monat im Anfang des Jahres, und einigen wenigen Tagen in der Mitte desselben Ferien haben. Das zweyte Buch ist das Buch des Tse-shu, welches des Confucius und Mencius Lehren enthält. Dieses müssen sie ohne ein Wort zu fehlen, auswendig lernen, ehe sie verstehen, was das Buch eigentlich enthält. Nach diesen lernen sie schreiben. Da sie mit der großten Nettigkeit sehr schwere Buchstaben, und zwar mit dem Pinsel machen müssen, so ist dies nicht sobald gelernet. Um die Schüler beständig in der Aufmerksamkeit und Fleiß zu erhalten, werden zuerst freundschaftliche Erinnerungen, hernach Drohungen, und endlich wird der Stock gebraucht, wobey sie sich vor der ganzen Versammlung auf eine schmale Bank niederlegen müssen. Die

Eltern

Eltern selbst stellen zuweilen Prüfungen an, und geben den Kindern Aufgaben, wobey sie verschiedene Preise austheilen.

Beruf, Lebensart.

Kein Mensch sollte ohne einen Beruf, das ist, ohne Beschäftigung seyn, durch welche er mit seiner Person seinem Vaterlande nützlich seyn kann. Viele treten ein oder das andre dieser Geschäfte an, weil die Einrichtung des Staats es so erfordert. So mußte ehemals bey den Aegyptern der Sohn den Beruf des Vaters übernehmen; so muß in Indien noch der Sohn eines Landmannes, Landmann, und der Sohn eines Schiffers, Schiffer werden; so sind in europäischen Staaten gewisse Classen von Einwohnern zum Soldatenstande schlechterdings verpflichtet. Andre werden von ihren Eltern bestimmt, eine Lebensart anzutreten; und hiebey werden nicht immer die Fähigkeiten, und die Neigungen des Lehrlings in Betrachtung gezogen, so daß hernach der Sohn oft in einer Lebensart, wozu er sich nicht schikte, sich unglücklich findet. Andre wählen selbst ihren künftigen Beruf, und die tägliche Erfahrung zeigt, daß so mancher aus Unverstand, aus Einbildung, nach dem äussern Schein, oder deswegen wähle, weil eben dies Geschäfte der Vater schon vor ihm betrieben hatte. Und wie viele von diesen müssen dann entweder spät erst in eine andre Lebensart übertreten, oder sich zeitlebens in der quälen, die sie thörichter weise gewählt! Es ist also für jeden höchst wichtig, daß er gegen seine Kräfte und Fähigkeiten sich nicht in etwas einlasse, wovon er nicht wohl zurücktreten

kann. Das Beste wäre unstreitig, die Menschen in frühen Jahren zu allem tüchtig zu machen, damit sie auf mehr als eine Weise sich erhalten, und nützlich seyn könnten. Aber zu geschweigen, daß die Zubereitungsjahre dazunicht hinreichen möchten; so vertragen sich so viele Arbeiten nicht mit einander; so sind so viele Handwerke und Künste so ins Feine getrieben, daß man, um etwas dienliches darinn zu leisten, nur eine in seinem Leben erlernen und üben kann; und zuletzt erlauben in den meisten Staaten die Innungen, und Handwerksverordnungen nicht, daß man mehr als ein Handwerk treibe.

Aber alle Lebensarten, so viel als möglich, kennen zu lernen, ehe man eine unwiderruflich wählt, das scheint doch eines jeden Pflicht; und eine gewisse Kenntniß von allen ist nicht unmöglich, nicht zu schwer. So unangenehm auch einige derselben dem erscheinen, der zuerst sie beobachtet, so findet man doch, daß Gerbereyen, Leimkochereyen, Lichtzieherey, Seifensiederey, die Werkstäte des Kürschners, des Schmiedes, der Schmelzofen nie so verlassen werden, daß es dem Menschlichen Geschlecht an demselben fehlen sollte, was diese Gewerbe bereiten. Die erste Entschliessung dazu mochte vielleicht, ohne alle Wahl, bloß Nachahmung seyn, weil der Vater dasselbe betrieben: bald würkt dann die Gewohnheit so stark, daß der, welcher Tag für Tag in der Arbeit zubringt, sicher das unangenehme nicht mehr fühlt, was andre beym ersten Anblick empfinden. Bey andern Geschäften sind ganz unnatürliche Stellungen nothwendig, die entweder allgemeine Ungesundheit des Körpers, oder blöde Augen, eine durch

bestän-

ständiges Zusammendrücken geschwächte Brust, auch wohl gar Lähmungen nach sich ziehen. Auch diese werden deswegen nicht aufgegeben, und die Werkstäte der Weber, Posamentirer, und ähnlicher Gewerbe sind alle besetzt. Selbst solche Geschäfte, die gerade zu das Leben abkürzen, oder durch häufige und nicht immer durch Vorsicht abzuwendende Zufälle Verstümmelung nach sich ziehen, schrecken nicht andre ab, dieselbe zu übernehmen. Ja man wird es selten hören, daß irgend jemand bey einem nahrhaften, aber beschwerlichen und lebenverkürzenden Gewerbe, woran er sich schon gewöhnt hat, sich beklage, er sey unglücklich. So kann der Mensch fast alles über sich erhalten, wozu er nur Neigung hat. Um die Neigung zu der angemessensten Beschäftigung in sich zu erwecken, sieht der edlere auf die Geschäfte, welche unmittelbares Verdienst, um das Beste der Menschen, haben, und mehr Dank von seinen Mitbürgern ihm erwerben. Ungezweifelten Dank erhalten diejenigen, welche unmittelbar zur Rettung der Menschen beytragen, sey es gegen auswärtige Gewalt, oder gegen Bedrückung, Beeinträchtigung, oder gegen körperliche Uebel, oder gegen Armuth und Noth. Oder, welche in den wichtigsten Dingen und Anlegenheiten Rathgeber und Führer ihrer Nebenmenschen sind, oder die eingeführte gute Ordnungen wohl und weislich erhalten. Sodann können auch diejenigen auf Verehrung Anspruch machen, welche durch Erfindungen viele ihrer Mitbürger bereichern, welche etwas aufbringen, welches viele Menschen vortheilhaft beschäftigt, so manche Arbeit abkürzet, viel Genuß von Auswärtigen ihrem

Vaterlande zuziehet. Die Gelegenheiten sind unzählig, wo durch dergleichen Erfindung Vortheile gestiftet sind, oder noch gestiftet werden können. Zwar hat mehr Erfindung bey den Gewerben statt, die weniger bloß mechanisch sind, ja die überhaupt mehr Aufmerksamkeit, Nachdenken, Arbeit des Geistes erfordern, und diese Arbeiten müssen dann für den, welcher nach Vollkommenheit seines Geistes strebt, mehr Reitz haben. Doch ist so leicht kein einziges Handwerk, wobey nicht ein aufmerksamer erfinderischer Kopf Handgriffe erdenken, oder in der Art, die rohen Materialien zu bearbeiten, eine Verbesserung machen könne, die viel Vortheil bringt.

Will nun jemand eine Lebensart nach Vernunft wählen; so muß er sich diejenigen, von denen ihn nicht schon Geburt oder äussere Umstände oder körperlicher Zustand ausschliessen, nicht blos nennen, oder obenhin beschreiben lassen; sondern selbst, so viel ihm möglich, das Unterscheidende, Innere kennen lernen, lange Zeit Zuschauer abgeben, uud überlegen, wie seine Fähigkeiten sich gegen das, was er sieht, verhalten. Fühlt er eine vorzügliche Neigung zu einer dieser Lebensarten in sich entstehen; so versuche er, ehe er sich entschließt, es zuerst mit den unangenehmsten und beschwerlichsten von den Vorbereitungsgeschäften. Der künftige Fabrikant beschäftige sich den langen Tag mit einem einförmigen Handgriff, der andere ermüden würde; oder versuche, wie die Näße, wie das Feuer, wie ein den Kopf einnehmendes Getöse auf seinen Körper, oder seine Lust und Unlust würke. Wer in der freyen Luft künftig sein Geschäft treiben soll, der mache mit Vorsicht Versuche am schwülen

len Sommertage, oder in der erstarrenden Kälte. Der künftige Arzt besuche die Anatomie, wenn sie am ersten abschrecken könnte. Wer künftig bey Schriften oder in Eingezogenheit zu leben bestimmt seyn möchte, der entziehe am schönsten Frühlingstage, wenn andere sich der reizenden Natur überlassen, sich zur Probe der erquickenden freyen Luft; bringe seinen Tag unter mühsamen Nachsuchen nach dieser oder jenen ihm bisher noch schweren Kenntniß, oder in Sprachübungen zu. Der künftige Soldat oder Seemann durchwache Nächte, trotze aller Witterung, dürste, faste, oder geniesse Kost, die von andern verschmähet wird.

Man kann hierbey immer hoffen, daß die Gewohnheit manches erleichtern werde, aber wer bey diesen Proben so abgeschreckt wird, daß er nur durch Vorstellungen von Ehre, oder Vortheil die entstandne Abneigungen zu unterdrücken im Stande ist, der darf nie hoffen, es weit in diesem Geschäfte zu bringen, und trete lieber zu einem andern über.

Ist nun einmal ein Geschäfte gewählt, so ergebe man sich sodann nicht Uebungen, welche die nöthigen Kräfte entziehen oder vermindern, so der gewählte Beruf erfordert. Der, welcher als Mahler, Instrumentenmacher, Uhrmacher, Schreiber, sein Glück machen will; muß sorgfältig alle grobe Handarbeiten vermeiden, welche die Finger steif und ungelenkig machen, oder das Gefühl der Hand betäuben. Wenn durch frühe Ausschweifungen die Gesundheit zu schwächen, schon jedem Vernunft und Selbstliebe wi-

der-

verrathen muß; so ist Ausschweifung mehr als Unvernunft, es ist Selbstmord bey demjenigen, der bey dieser sich zugezogenen Kränklichkeit, künftig seiner nicht schonen kann; sondern im Felde, oder bey einer Arbeit, die alle Kräfte des gesunden Menschen fordert, schnell erliegen müßte. Wenn Weichligkeit den Jüngling in jedem Beruf schändet; so richtet sie gerade zu den zu Grunde, der zur See oder im Kriegesdienst sein Leben zubringen will. Wenn die Wildheit des ausgelassenen zügellosen Reitens, oder die wilde, blutdürstige Jagd nie die beste Zubereitung des Jünglings ist; so ist sie ganz unverträglich mit den Zubereitungsjahren dessen, der künftig als Einnehmer, Richter, Gelehrter, in einer sitzenden Lebensart, seine Tage zubringen soll. Eben so widersinnig und lächerlich ist es auch, sich ausgeben für einen, der künftig in der Abhängigkeit von einem Obern, oder in Unterwürfigkeit unter Amtspflicht, Collegium, und Einrichtung, die ein einzelner nicht zu ändern vermag, sein Glück suchet; und dennoch fordern, daß man in den Zubereitungsjahren ihm eine Freyheit zugestehen solle, die oft den Vorrechten anderer Leute entgegen ist, wenigstens nach keinem Gesetz sich richten, nach keiner Rücksicht bestimmen will.

Dagegen giebt es Vorbereitungsbeschäftigungen, die, so wie sie der eine treibt, ihn zu seinem eigentlichen Gewerbe tüchtig machen, die aber auch jedem andern, der es nur zu einiger Fertigkeit darin bringet, in jedem Stande, in welchen er künftig eintreten mag, nüzlich seyn können. Den Ackerbau, die Pflege der Pflanzen in den Gärten, und überhaupt die Natur

ken

kennen zu lernen, in so weit sie Materialien den geschäftigen Menschen giebt, das fordert nicht so viel Zeit, kann als Erhohlung in Nebenstunden getrieben werden, und kann keiner Zubereitung der Menschen entgegen seyn. Einige Kenntniß der Kräfte der Natur, sey es durch alle Arten Versuche überhaupt, oder durch die im Feuer insbesondere; Begriffe von Uhrwerken, Mühlen-Getrieben, und andern mechanischen Werken; zuletzt die Fertigkeiten im Zeichnen und Messen, selbst im Drechseln oder im Gebrauch des Hobels, des Stämmeisens und Schnitzmessers. Alle diese Kenntnisse und Fertigkeiten, können ohne Zeitverlust erlangt, ohne andere nothwendige Fertigkeiten zu verdrängen, erhalten werden; geben beständig in freyer Luft, in der Ferne, so wie im Zimmer, und in der Nähe eine dem Körper zuträgliche Bewegung, und dem Gemüthe eine nothwendige und anständige Erhohlung; und können, wenn alles andre fehlschlägt, auch dazu beytragen, leichter seinen Unterhalt zu finden.

Schiffarth.

Die Schiffarth, und das Leben zur See, scheint leicht und sicher viele von den Trieben zu befriedigen, die in den Herzen gewöhnlicher Menschen die stärksten sind. Die viele Veränderungen, und die Unruhe, in welcher der Seefahrende nothwendig sich befindet, hat für Gemüther die nicht gesetzt sind, besondere Reize; andern ist das zügellose Wesen, dem die Seeleute sich zur Erhohlung auf dem Lande überlassen, anlockend. Die

Gefah-

Gefahren, welche jeder Seemann auszustehen hat, und die besondern Erfahrungen in denselben, sehen andere als ein Recht an, diese Lebensart über andere ruhigere zu erheben, und damit zu prahlen. Schnell erworbener Reichthum, wovon zwar seltene, aber doch noch Beyspiele sich zeigen, reitzet andere zu dieser Lebensart. Solche Leute nun, die aus diesen Trieben handeln, sind selten der Ueberlegung fähig, und man muß sie schon der späten Reue, und dem Unglück überlassen, worin ihr Enschluß sie verwikelt. Andere wollen bloß dem natürlichen Triebe, vieles zu sehen, und zu lernen, folgen; und der eigene Anblick von so vielen Dingen, deren Beschreibungen man auf dem Lande mit der stärksten Begierde lieset oder hört, verspricht der Wißbegierde häufige Nahrung. Nachahmung dessen, was der Vater und die Voreltern gethan, oder dringende Noth werden andre zu dieser Lebensart bestimmen! und zulezt kann nach vernünftiger Prüfung, einer oder der andere wirklichen Beruf haben, dem menschlichen Geschlecht als Seemann zu dienen; wenigstens fordert es das Bestehen der menschlichen Gesellschaft, daß eine Anzahl solcher Leute sich finde. Allen diesen ist nun, wenn sie sich nicht dem Ungefähr überlassen, oder gerade zu unglücklich machen wollen, die Erkundigung nothwendig, was sie auf der See werden zu erfahren haben; damit sie wenigstens sich zum voraus bereiten, und mit Entschlossenheit wafnen kennen, weil ohne grosse Entschlossenheit es unmöglich ist, auf der See seine Pflicht zu thun. Es wird deswegen nicht undienlich seyn, mit Uebergehung von tausend Unfällen, in welche Unwissenheit,

heit, Verwegenheit, oder ausserordentliches unwiderstehliches Ungewitter die Seefahrenden stürzt, einige von denen anzuführen, in welche Schiffe gerathen sind, die mit so vieler Weisheit geführt wurden, als nur möglich ist; und die auf alle vorherzusehende Fälle ausgerüstet waren.

Eine der glücklichsten weiten Seefahrten, ist die des Capitain Cook im Jahr 1772 und 1773. Vier Monate zween Tage brachte er in dem Schiff, die Resolution, unter südlicher Breite zu, ohne Land zu sehen; er war allen Unfällen und aller Gefahr glücklich entgangen, wiewohl er beständig mit Mühseligkeiten zu ringen gehabt hatte, und das Volk war mit weniger Ausnahme gesund geblieben. Das kam nun hauptsächlich von der unablässigen Aufmerksamkeit und Sorgfalt des Hauptmanns her. Er beobachtete die strengste Zucht. Hatten die Matrosen schwere Arbeit, so erleichterte er sie dadurch, daß er die Leute oft einander ablösen lies. Bey schönem Wetter ließ er keinen einzigen müßig gehen; sondern Schmiede, Schiffbauer, Zimmerleute, Seiler, Segelmacher und alle Botsleute wurden zur Anfertigung solcher Dinge angestellt, die, wenn man sie schon nicht gleich itzt bedurfte, doch auf die Zuknnft etwas ersparten. Dadurch blieb ihnen keine Zeit übrig zu spielen, sich zu zanken, oder Meuterey anzurichten. Durch die stete Geschäftigkeit, ward auch für ihre Gesundheit gesorgt; und da die Trunkenheit scharf bestrafet wurde; so konnten sie ohne Abgang, oder Schwächung der Mannschaft, so lange See halten. Und dennoch zeigten sich bey manchen Seeleuten starke Merkmale von

Schar-

Scharbock, blaue Flecke, schwerer Athem, Ausschlag, Lähmung der Glieder, lockeres Zahnfleisch, welches bey einem so weit gieng, daß die Zähne alle seitwärts lagen. Gegen dieses Uebel wollten die besten Mittel nicht bey allen helfen.

Das Schiff an sich selbst befand sich zuletzt nicht im besten Zustande. Segel und Taue waren zerrissen. Deswegen wurde das Schiff, entweder durch die Wellen hin und her geworfen, oder durch den Wind auf die Seite gelegt. Durch solche Windstösse, durch Wellen, und durch der Matrosen Arbeiten im Takelwerk, waren die Kajüten und das oberste Verdeck überall wandelbar geworden, auch hatte das eingedrungene Seewasser viel Verwüstungen in dem Schiffe angerichtet. Oft hatten sie mit ausserordentlich rauhem Wetter kämpfen müssen. Befehlshaber und Matrosen waren unablässig dem Regen, Schnee und Hagel blos gestellt gewesen. Sie waren oft mit gefrohrnem Schnee so überzogen gewesen, als hätten sie einen Harnisch angehabt. Eiszapfen hingen ihnen Zollang von der Nase herunter, ihr Hauch gefror auf den Kleidern. Das laufende Tauwerk war mit Eise so überzogen, daß die größten Fäuste es nicht umspannen konnten, und es äusserst schwer zu behandeln war. Den Vorrath frischen Wassers mußten sie sich bloß dadurch ersetzen, daß sie Treibeis in Bote brachten, und im Schiff es schmelzen liessen, bey welcher Arbeit die Hände erfrohren und beschädiget wurden. Die Seite des Schiffs nach dem Winde zu, war so stark mit Eise überzogen gewesen, daß man es kaum von den umliegenden Eisstücken unterscheiden konnte. Dabey war es in steter

Ge-

Gefahr gewesen, an die hohen Eisstücke zu stossen. Diese Gefahr entstand oft so schnell, daß die Leute gar häufig aus der Ruhe gestört wurden, um in der größten Geschwindigkeit den Wachthabenden zu Hülfe zu kommen, und bey Wendung des Schiffs Hand anzulegen. Ueberhaupt genommen, war es doch eine gar traurige Reise. Ganze Wochen waren sie in undurchdringliche Nebel eingehüllt, und bekamen die Sonne nur gar selten zu sehen. Dadurch ward die Farth ein ewiges, und im höchsten Grade langweiliges Einerley. Gegen alles gleichgültig, was sonst den Geist zu ermuntern pflegt, zu allen Freuden gefühllos, lebten die thätigsten im Schiffe nur ein welkendes Pflanzenleben.

Wie leicht ein Schiff, auch bey der größten Vorsicht des Führers, in Gefahr kommen kann, zeigen Unfälle, die den Kapitain Cook auf seiner Reise im Jahr 1770 betrafen. Von dem ersten heisset es in der Beschreibung dieser Reise: Wir glaubten ziemlich weit von den Klippen entfernt zu seyn; allein, um vier Uhr des Morgens hörten wir das Brausen der Brandung ganz deutlich, und bey Anbruch des Tages sahen wir die Wogen, nur eine Meile weit von uns, in ungeheurer Höhe über die Klippen empor schäumen. Die Wogen wälzten sich gegen die Reihe Felsen hin, und führten das Schiff mit ungestümer Gewalt darauf los. Mit Ankern war kein Boden zu erreichen; und auch die Segel konnten uns nicht retten, denn wir hatten nicht einen Hauch von Luft, geschweige denn Wind. In dieser entsetzlichen Lage, blieb uns kein anderes Hülfsmittel übrig, als Bote. So viel de-

ren brauchbar waren, hoben wir aus, und schickten sie voran, um das Schiff hinweg boogsiren zu lassen. Unterdessen, daß sie damit zu thun hatten, waren wir unserer Seits am Bord auch nicht müssig, sondern erleichterten ihnen die Arbeit dadurch, daß wir am Hintertheil des Schiffs lange Ruder gebrauchten, auf solche Weise brachten wir endlich das Vordertheil gegen Norden herum; eine Wendung, die unsern Untergang, wo nicht verhindern, doch wenigstens verzögern konnte. Mit dieser Arbeit hatten wir bis um sechs Uhr zugebracht; allein wir waren darüber auch so nahe an die Felsen gerathen, daß wir uns kaum noch dreyhundert Fuß weit von denselben befanden, und daß eben dieselbe Woge, welche sich in diesem Augenblick gegen das Schiff brach, den Augenblick darauf, wenn sie jenseit desselben wieder empor stieg, schon unmittelbar an die Klippen anprallte, und, fürchterlich hoch gethürmt, sich daran zerschellte: so sahen wir dann zwischen uns und dem Untergange nur noch ein schmales fürchterliches Thal, nicht breiter als die von der letzten Welle gelassene Vertiefung war. Und gleichwohl war, so nahe wir uns auch schon an den Klippen befanden, die See noch immer unergründlich; wenigstens konnten wir mit hundert und zwanzig Klaftern noch keinen Boden erreichen. All' unser äusserstes Bestreben, würde fruchtlos gewesen seyn, wenn nicht gerade im entscheidendsten Augenblick unsers Schicksals, ein fast unfühlbares Lüftchen sanft in die Segel gehaucht, und mit Beyhülfe der Bote das Schiff, um ein merkliches, quer vom Riffe hinweggetrieben hätte. Nun lebte die Hoffnung von neuem bey

uns auf; allein, in weniger als zehn Minuten, war's wieder um so windstill, als zuvor; die Wellen jagten das Schiff den Klippen wieder zu; und schon sahen wir sie noch einmal kaum sechs hundert Fuß weit von uns. Doch erhob sich wieder ein Wind, und zu gleicher Zeit erblickte man in der Felsenbank eine kleine Oefnung. Man fand, daß dieselbe nicht viel über eine Schifslänge breit, daß das Wasser jenseit der Felsen ruhig war. In der Hoffnung hiedurch unser Leben zu erhalten, versuchten wir durch die Oefnung hindurch zu kommen. Das war zwar unmöglich; aber doch führte die Ebbe, welche mit erstaunlichem Ungestüm durch die Oefnung herausdrang, das Schiff ungefähr eine englische Viertelmeile von der Felsenbank weg, so, daß es mit Hülfe der Bote sich noch weiter entfernen, und endlich ganz aus Gefahr retten konnte.

Die Lage, in welcher sich dieselbe Reisende zu einer andern Zeit befanden, wird also beschrieben. Kaum waren die Vornehmsten auf dem Schiff zur Ruhe gegangen, als das Schiff auf einem unter dem Wasser verborgenen Felsen, von welchem man nicht die geringste Spur zum voraus hatte sehen können, aufstieß, und fest blieb. Die äussern Bretter des Schiffs waren von dem starken Stossen des Schiffs auf den Felsen losgegangen; das Wasser drang schon stärker ein; alle Erleichterung durch Auswerfen des Geschützes, und alles Entbehrlichen, half nichts; und alle Pumpen konnten so viel Wasser nicht herausschaffen, als beständig eindrang. Der Leck hatte endlich alles unsers Bestrebens ohngeachtet, so sehr überhand genommen, daß wir in Besorgniß seyn mußten, das Schiff

würde, wenn es auch von dem Felsen herab gebracht würde, augenblicklich untersinken. Dies war ein so fürchterlicher Umstand, daß wir das Flottwerden des Schiffs jetzt gar nicht mehr als eine Rettung absahen, sondern vielmehr als eine Bewebenheit, die wahrscheinlicherweise unsern Untergang nur beschleunigen würde. Wir wußten wohl, daß weder die Anzahl, noch die Grösse unserer Bote hinreichten, um uns alle an's Land zu führen; wir wußten, daß wenn jener fürchterliche Augenblick da seyn würde, aller Befehl und aller Gehorsam aufhören mußte, und daß wahrscheinlicherweise ein Kampf daraus entstehen würde, wer beym Retten den Vorzug haben sollte. Doch konnten wir uns anderer Seits auch wohl vorstellen, daß diejenigen unter uns, die allenfalls am Borde zurückgelassen, und von den Wogen verschlungen werden sollten, wahrscheinlicherweise im ganzen weniger würden auszustehen haben, als die andern, denen es vielleicht gelingen möchte, das Land zu erreichen. Wir wußten, daß sie dort von allen hinreichenden Mitteln entblößt seyn würden, sich in die Länge gegen die Eingebohrnen zu vertheidigen; daß sie sich kaum durch Netze und Feuergewehre, Lebens Unterhalt würden verschaffen können; und daß, wenn sie auch Nahrungsmittel fänden, sie doch immer verdammt seyn würden, den Ueberrest ihres Lebens, in einer öden Wüste, ohne den Genuß wirklicher, ja ohne alle Haffnung künftiger häußlichen Freuden, hinzuschmachten; daß sie von allem menschlichen Umgange gänzlich abgeschnitten und verwiesen seyn würden, mit nakten Wilden Gesellschaft zu machen, welche die Wüste durchstreifen,

ten, und vielleicht unter die rohesten und ungesittesten Bewohner der Erde gehören mochten. Nur diejenigen, welche in so zweifelhafter Erwartung eine Zeitlang auf die Entscheidung ihres Schicksals geharret haben, nur die können sagen, daß sie den Tod in seiner ganzen schrecklichen Gestalt haben kennen lernen! Da wir über vier und zwanzig Stunden in diesem Zustande zugebracht, hob die steigende Fluth, das Schiff vom Felsen ab, und es hatte nun Tiefe genug. Die Schiffleute waren indessen durch Arbeit so mitgenommen, daß keiner über fünf bis sechs Minuten nach einander pumpen konnte, und sodann sich entkräftet aufs Verdeck mitten in den Strom des aus den Pumpen dringenden Wassers warf. Doch ward mit vieler Mühseligkeit das Schiff über dem Wasser erhalten, und in eine, zum Glück nicht weit entfernte Bucht vor Anker gebracht.

Wie wichtig zur Rettung, oder zum Verderben der Schiffleute oftmals ein geringscheinender Irrthum werden könne, zeigt folgendes Beyspiel. Zur Rettung der fast allgemein erkrankten Schiffleute, auf dem Schiff des Lord Anson, kam alles darauf an, daß sie das nächste ruhige Land, nehmlich die Insul Juan Fernandez bald erreichten. Obgleich nun der Oberbefehlshaber dieselbe, wie er fest versichert war, am 28ten May des Morgens sahe; so ward dennoch, da seine Officiers es für eine Wolke hielten, und der dicke Nebel dieser Meinung einige Wahrscheinlichkeit gab, nach einer Berathschlagung beschlossen, in dem Parallelzirkel der Insel ostwärts zu segeln; um die Insel selbst, entweder gewiß zu treffen,

oder zum wenigsten das feste Land von Chili zu endecken, von wannen sie hernach wieder westwärts segeln, und sich gewiß versichern könnten, die Insel zum andern mahl nicht zu verfehlen.

Die 30ten May erblickten sie die Küste von Chili, und erkannten nun zwar, durch diesen Anblick des Landes, die Stellung, worinn sie sich befanden; hatten aber doch vorher unnöthiger Weise ihren Lauf geändert, da es, nach aller Wahrscheinlichkeit, andem war, daß sie die Insel entdecken sollten. Unterdessen hatte das Sterben unter ihnen erschrecklich zugenommen; und diejenigen, welche noch lebendig geblieben waren, waren durch die aufs neue fehlgeschlagene Hoffnung, und die Vorstellung ihres längern Auffenthalts auf der See, ganz kleinmüthig geworden. Ja, sie fiengen auch an Mangel an Wasser zu leiden, und die dadurch vermehrte Betrübniß verstärkte die giftige Krankheit sehr. Windstillen und widrige Winde hielten sie überdem so sehr auf, daß sie neun Tage, auf eben der Fahrt, nach Westen zubrachten, welche sie ostwärts in zween Tagen verrichtet hatten. Und so entdeckten sie, da ihr Zustand verzweiflungsvoll zu werden anfieng, erst den neunten Junius, die schon lange gewünschte Insel Juan Fernandez. Die beste Abbildung der Noth, welcher sie durch diesen Irrthum ausgesetzt wurden, kann die Bemerkung gehen, daß sie zwischen siebenzig und achtzig Mann in der Zwischenzeit verlohren, die alle ohne Zweifel gerettet wären, wenn man den 28ten May, anstatt das Schiff zu wenden, nur noch wenige Stunden fortgesegelt wäre.

Das

Das Schreckliche des Scharbocks, welcher zwar immer die Seeleute auf einer weitern Fahrt befällt, welchen aber die Schiffe des Admiral Anson in einem ausserordentlichen Grad erfahren mußten, wird uns also vorgestellt: Sobald wir durch die Meerenge le Maire gesegelt waren, fieng der Scharbock an, sich unter uns zu äussern; und unser langer Auffenthalt auf der See, nebst der harten Arbeit, womit wir uns abmatteten, und den verschiedenen und gefährlichen Zufällen die uns betroffen, hatten diese Krankheit dergestalt ausgebreitet, daß am Ende des Aprils sich nur wenige auf dem Schiffe befanden, die nicht einigermassen damit behaftet waren; wie denn in diesem Monate nicht weniger, als drey und vierzig auf dem Centurion starben. Im Monate May giengen fast noch einmal soviel verlohren. Und je länger wir auf der See blieben, desto grösser ward das Sterben; und das Uebel nahm dergestalt überhand, daß nach einem Verluste von mehr als zwey hundert Mann, wir zuletzt zu einer Wache nicht mehr als sechs Mann aufbringen konnten, welche im Stande gewesen wären, Dienste zu verrichten.

Diese Krankheit ist eine der seltsamsten und wunderbarsten, welche den menschlichen Körper angreifen. Denn ihre Zufälle sind unbeständig und unzählbar; und ihr Fortgang, und Wirkungen überaus unordentlich, weil kaum zwey Personen vollkommen in ihren Klagen übereinstimmen. Zuweilen nimmt sie wohl die Gestalt anderer Krankheiten an; aber gewöhnlich hat sie doch ihre eigne Kennzeichen. Diese bestehen in grossen Flecken, welche über den ganzen Leib zer-

streuet sind, in geschwollenen Beinen, faulem Zahnfleische, und vornehmlich in einer ausserordentlichen Mattigkeit, welche auf jede, wiewohl sehr geringe Arbeit zu folgen pfleget; und diese Mattigkeit schlägt zuletzt in häufige Anfälle von Ohnmachten aus. Auch ist dieses Uebel mit einer ungewöhnlichen Angst, und mit einem heftigen Schauer und Zittern vergesellschaftet; so daß der Kranke, bey dem geringsten Zufalle, leicht mit dem entsetzlichsten Schrecken kann überfallen werden. Daher alle die Begebenheiten, welche zuweilen die Hoffnung unsrer Seeleute verminderten, oder ihnen den Muth nahmen, der Krankheit allezeit eine solche Stärke gaben; daß sie gemeiniglich einige tödtete, andre, so vorher noch einige Dienste hatten thun können, das Bette zu hüten, nöthigte. Auch die Nebenumstände waren bey der Krankheit sehr traurig; denn sie verursachten öfters faulende Fieber, Seitenstechen, die gelbe Sucht, und heftige Gichtschmerzen. Zuweilen brachte sie eine starke Verstopfung zuwege, welche gemeiniglich mit einem schweren Athem vergesellschaftet war; und dieses ward für den tödtlichsten von allen scorbutischen Zufällen gehalten. Ein andermal war der ganze Leib, insonderheit aber die Schenkel, von sehr bösartigen Geschwüren angegriffen, bey welchen alle Arzney kraftlos war. Alte Wunden, welche vor vielen Jahren zugeheilet waren, brachen durch dieses giftige Uebel wieder auf, und sahen so aus, als wenn sie niemals wären zugeheilet worden. Ja, die harte Haut, welche vor langer Zeit über ehemals zerbrochene Knochen und Beine gewachsen war, hatte sich dergestalt aufgelöset, daß es

ein

ein ganz frischer Bruch zu seyn schien. Viele von unsern Leuten schienen noch ziemlich gesund zu seyn; denn sie aßen und tranken gern, sie waren lustig, und redeten mit einer lauten und starken Stimme, und gleichwohl, wenn sie sich nur im geringsten, und nicht weiter als von einer Ecke des Schiffs nach der andern bewegten, starben sie auf der Stelle. Andere, welche sich auf ihre Stärke, die sie sich selbst noch zutraueten, verliessen, und sich aus dem Bette machen wollten, blieben todt, ehe sie das Verdeck erreichen konnten.

Die Krankheit hatte, sonder Zweifel durch den Gestank und den Unrath, worinn die Kranken lagen, ungemein zugenommen. Denn die Anzahl derselben war so groß und von der nöthigen Arbeit bey den Segeln konnten so wenige Leute entbehret werden, um ihrer zu warten, daß es unmöglich war, den Punkt der Reinlichkeit gehörig zu beobachten; daher es zwischen den Verdecken des Schiffes sehr ekelhaft aussah. Als sie endlich Land erreichten; so belief sich die Anzahl der Kranken auf hundert und sieben und sechzig Personen, ausser wenigstens einem Dutzend, welche in den Betten starben, als sie in die frische Luft kamen. Der größte Theil dieser Kranken war so schwach, daß wir genöthiget waren, sie in ihren Hangmatten aus dem Schiffe zu tragen, und sie auf gleiche Weise, von dem Wasser über ein steinigtes Ufer, nach ihren Gezelten zu bringen.

Dieses war für diejenigen, die noch gesund waren, eine sehr beschwerliche Arbeit, und daher leistete der Oberbefehlshaber, nach seiner gewöhnlichen Menschenliebe, hierbey nicht

allein persönlichen Beystand, sondern nöthigte auch seine Officiere, ohne Unterschied hülfreiche Hand zu reichen. Man hatte sonst überhaupt befunden, daß das Land und die Erfrischungen, welche es hervorbringt, die Leute von dem Scharbock gar bald wieder herstellen; und wir schmeichelten uns daher mit der Hoffnung, daß diejenigen, welche die erste Wirkung der freyen Luft hatten überstehen können, bald wieder zu ihrer Gesundheit und Kräften gelangen würden. Allein zu unserm größten Leidwesen vergiengen fast zwanzig Tage, nach ihrer Ankunft auf dem Lande, ehe das Sterben einigermassen nachließ; denn in den ersten zehen oder zwölf Tagen begruben wir täglich selten weniger als sechse, und viele von denen, welche lebendig blieben, erhohlten sich nur sehr langsam.

Das übrige Geschwader des Lord Anson, welches eben diese Meere beschiffet hatte, war noch mehr durch Krankheiten mitgenommen. Auf der Schaluppe Trial, die an hundert Seeleute gehabt, waren zwey und dreyssig gestorben, und alle übrige so elend, das der Hauptmann, sein Lieutenant, und drey seiner Leute allein übrig waren, um die Segel zu regieren. Im Schiff Gloucester, welches über zweyhundert und fnnfzig Mann geführt, war diese Zahl bis auf sechs und neunzig herunter gekommen, die alle auch hätten umkommen müssen, wenn sie einige Tage später das Land erreicht hätten.

Wie unglücklich die Lieblosigkeit derer, die einem bedrängten Schiffe zu Hülfe kommen könnten, die Elenden oft mache, zeiget folgendes Beyspiel. Der Engländische Schiffshaupt-

Hauptmann Carteret hatte nach einer unglücklichen Farth im Jahr 1767. endlich die Gegend von Borneo und Celebes erreicht. Das Schiffsvolk war durch Krankheit geschwächt; so daß sich kaum Hände genug zur Regierung des Schiffes fanden. Am zwölften December hatten sie dreyzehn vom Schiffsvolke verlohren, und alle Stunden befürchtete man den Tod von dreyssig andern. Es war unmöglich, Batavia zu erreichen. Da sie nun entweder schleunig Land finden, oder unvermeidlich umkommen mußten, ward beschlossen, zu versuchen, ob sie nach Macassar, einer holländischen Pflanzstadt auf der Insel Celebes, kommen könnten. Den funfzehnten kamen sie etwas über eine Meile weit von Macassar vor Anker. Der Hauptmann bat um die Erlaubniß, Lebensmittel kaufen, und mit seinem Schiff günstigere Jahreszeit abwarten zu dürfen. Es ward keinem von seinem Schiffe erlaubt, ans Land zu gehen, und man ließ die Leute in den Boten, ohne die geringste Erfrischung, Stundenlang in der Sonnenhitze schmachten. Ja, obschon zwischen den Holländern und Engländern Friede war; so rüstete man sich doch von holländischer Seite so, daß man Gewalt brauchen zu wollen schien. Zugleich ward dem Hauptmann Cateret angedeutet, sich sogleich von der Stadt, und der Insel zu entfernen. Der Hauptmann zeigte denen, die ihm diese Anweisung brachten, seine Sterbenden, und bewies ihnen, wie unanständig es sey, Leuten unter solchen Umständen, Erfrischungen abzuschlagen. Ja, er erklärte zuletzt, er werde näher an der Stadt Anker werfen, und wenn man ihm auch da die Nothwendigkeiten ver-

verweigerte; so wollte er sein Schiff auf den Strand laufen lassen: käme er denn mit seinem ganzen Volke um, so wolle er wenigstens gegen alle die, welche ihn hindern wollten, sein und der Seinigen Leben so theuer, als möglich verkaufen. Den andern Tag legten sich bewaffnete holländische Schiffe an die Seiten des engländischen Schiffs. Die Holländer beantworteten keine Frage, die Carteret an sie that. Dieser hob also die Anker, und segelte nach der Stadt zu. Die bewaffneten Fahrzeuge begleiteten ihn; zu gleicher Zeit kamen Abgeordnete aus der Stadt, die aber nicht eher sich mit den Engländern einlassen wollten, als bis sie Anker geworfen. Man brachte einige Speisen und Erfrischungen, verlangte aber zugleich die unbilligsten Dinge, und schleunige Entfernung von dieser Insel. Carteret zeigte ihnen die Leiche eines eben verstorbnen Mannes, und sagte, „dieser Mann würde noch leben, wenn „mann ihm gestern Hülfe gegönnet hätte. Er aber, und die „noch übrigen wolle es nicht abwarten, so umzukommen wie „dieser, sondern sie wollten entweder sich Hülfe schaffen, oder „den Tod unter den Waffen finden.“ Nun erst ward ihm gestattet, seine Kranken an das Land zu bringen, und sein Schiff auszubessern. Aber auch hiezu ward ihm ein so entfernter Ort angewiesen, daß er erst den zwanzigsten December Anker werfen konnte. Hier ward ihnen ein Haus eingeräumt, vor welchem Wache stand, die keinem über dreyssig Ellen vom Hause sich zu entfernen, oder in ein Gespräch, mit den Einwohnern sich einzulassen erlaubte; dagegen alle Lebensmittel mit mehr denn zehnfachen Profit verkaufte. Auch wurden

den die Engländer, ihren ganzen Aufenthalt hindurch, in steter Furcht der Verrätherey, oder eines feindlichen Angriffs gehalten.

Gefährliche Jagd.

Im mitternächtlichen Theil von Norwegen findet sich eine unbeschreibliche Menge von Vögeln, welche auf den fürchterlichsten und höchsten, an den Ufern des Meeres gelegnen Felsen, eine Freystadt suchen. Die Bewohner dieses Landes haben alle ein gleiches Recht zur Jagd dieser Vögel, und halten, um von dieser Freyheit gleiche Vortheile zu ziehen, jeder eine bestimmte Anzahl von Jagdhunden, die keiner überschreiten darf. Ausser dem Fleische dieser Vögel, das zur Nahrung dienet, werden auch ihre Federn sehr hochgeachtet. Es giebt kleine norwegische Bezirke, welche alle Jahre wohl für zwanzig bis dreyssig tausend Thaler solcher Federn nach Kopenhagen verschicken.

Man stellet diese Jagd auf zweyfache Art an, wovon die eine so gefährlich ist, als die andere. Die Jäger fahren mit einem Kahn an den Fuß eines Felsen. Einer von ihnen sucht, durch Hülfe einer Stange, womit seine Kameraden ihn unterstützen und aufheben, die erste sichere Stelle, worauf er fussen kann. So bald er spühret, daß er fest auf seinen Beinen stehet, läßt er einen Strick herab, woran ein anderer sich fest hält, und hierauf ziehet er diesen nach sich. Auf diese Art helfen sie sich wechselsweise von einem Absatze des Fel-

Felsens, auf den andern, bis sie an die unterschiedenen Stellen gekommen, wo die Vögel ihre Nester haben.

Oft geschiehet es, wenn derjenige, dem man mit dem Stricke aufhelfen will, nicht festen Fuß finden kann, oder wenn er allzuschwer ist, daß er den mit herunterzieht, der ihm in die Höhe helfen wollte, und daß sie dann beyde umkommen. Durch solch ein Unglück lassen sich andre aber nicht abhalten; sondern setzen mit der erstaunenswürdigsten Herzhaftigkeit ihr Geschäfte fort. So bald beyde Jäger auf die Spitze des Felsens gekommen, stellen sie daselbst Netze aus, und suchen dann alle Nester auf. Die jungen Vögel nehmen sie alle heraus, und die Alten können den gelegten Netzen nicht entgehen. Ist die Witterung schön, und das Wildpret häufig, so verweilen einige von solchen Jägern ganze Wochen lang unter dem Felsen; andere hingegen, die ihnen täglich ihr Essen zubringen, tragen die gemachte Beute nach Hause.

Es giebt Felsen, denen von der Meerseite gar nicht beyzukommen ist, obgleich diese Seite für die Jagd am einträglichsten ist, weil sie die Vögel besonders wählen, ihre Nester dahin zu bauen. In diesem Fall bemühen sich die unerschrockenen Jäger von der Landseite erst die Spitzen der Felsen zu erklettern; hernach lassen sie sich vermittelst eines Zolldicken Taues, von der Spitze herab. Diesen Tau schlingen sie um den Leib, und ziehen ihn zwischen den Beinen durch. Die Cameraden lassen den Tau gemächlich herunter, und der abfahrende Jäger hält ein dünnes Seil in der Hand, wodurch er Zeichen geben kann, wenn er tiefer herabgelassen, in die

Höhe

Höhe gezogen seyn, oder eine Weile anhalten will. Der Tau reißt oft grosse Steine los, denen er aber, durch geschiktes Balanciren, noch wohl ausweichen kann. Eine sehr dicke Mütze schützt ihn wider die Beschädigung, die er von kleinen Steinen bekommen würde. Es giebt Felsen, welche mehr als hundert Ruthen über das Meer hervorragen, und um welche her von allen Seiten sich Abgründe zeigen. An diesen befestiget man von einer Klippe zur andern dicke starke Seile, welche man die ganze Jagdzeit, die gemeiniglich den ganzen Sommer hindurch fortdauert, daran sitzen läßt.

Ehemals hatte man in diesem Lande ein Gesetz, welches denen ein ehrlich Grab versagte, die das Unglück gehabt, auf dieser Jagd umzukommen; weil man diese Todesart für einen Schimpf der Familie hielte. Und diese Schande auszulöschen, war der nächste Verwandte des Verstorbenen verbunden, eben die Stelle zu erklettern, wovon der vorige herabgestürzet war, und sich gleicher Lebensgefahr auszusetzen. Jetzt aber ist dieses barbarische Gesetz aufgehoben.

Der geehrte, glückliche Landwirth.

Jacob Gujer, sonst Kleinjogg genannt, von Werinetschweil im Kirchspiel Uster des Canton Zürich, ein Mann, der seine viele Vorzüge der Natur, und dem eignen Nachdenken zu verdanken hat. Er suchte nicht etwann durch den Umgang mit den Einwohnern der Stadt, durch den Umgang mit Gelehrten, oder durch Bücher, sich zu einem Halbgelehrten, oder über seinen Stand zu erheben; sondern er blieb nach dem

Tode

Tode seines Vaters mit einem seiner Brüder in einer unzertrennlichen Haushaltung, auf dem Hofe, den der Vater ihm so verschuldet hinterlassen hatte, daß er so viel verzinsen mußte, als die ganze Besitzung werth war. Im Zutrauen auf seine Arbeitsamkeit, hatte er den Muth, die Wirthschaft zu übernehmen, von der jeder glaubte, sie würde ihn zu Grunde richten. Sein älterer Bruder, erkannte bald die vorzüglichen Fähigkeiten Kleinjoggs, und überließ ihm die Sorge und den Rang des Hausvaters. Dieser nahm sich desselben nur darum an, um der erste und letzte bey allen Arbeiten zu seyn, und allein durch sein Beyspiel alles zu vermögen.

Die Verbesserung seines Landhofes brachte er durch wenig Hände zu Stande. Nur vier erwachsene Personen fanden sich darauf, von denen die Weiber im Hause bey der Erziehung der Kinder genug zu thun hatten. Seine größte Aufmerksamkeit gieng auf den Dünger; von seiner geringen Anzahl Vieh macht er jährlich hundert Fuder Mist, da er anfänglich kaum die Hälfte zusammenbrachte. Viel Vieh zu halten scheint ihm nicht zuträglich zu seyn, weil man es auf die Weiden gehen lassen müsse, wo der Dünger verlohren geht, und die Weiden verschlimmert werden. Um diesem Vieh eine dienliche Streu zu verschaffen, suchet er von seinen Gütern alles zusammen, das Laub von den Bäumen, Moos, Riedgras, selbst Rasen von den hohen Wiesen; vor allen fand er in den kleinsten Aestgen und Nadeln der Tannen und Fichten einen grossen Vorrath, und widmete, um diese zu schneiden,

und

und die Nadeln abzustreifen, die meisten Stunden, die ihm von der Feldarbeit übrig blieben. Die Fäulung der ausgeführten Streu sucht er zu befördern, indem er dieselbe öfter begiesset. Zu diesem Ende hat er nicht nur sieben grosse Kasten verfertigen lassen, worinn durch Gährung ein zuträglicher Dünger entstehet; sondern er grub in seinem Baumgarten einen Brunnen, leitete durch hölzerne Rinnen das Wasser erst zum Gebrauch der Haushaltung, sodann in Wassersammler, deren einer immer tiefer, denn der andre, bey den Gebäuden eingegraben ist! an der niedrigsten Stelle der Miststatt ist dann eine tiefe Grube angebracht, wohin alles von Mist abfliessende Wasser sich sammlet.

Jede Vermischung einer andern Art von Erde, als des schweren Bodens mit dem leichten, des Lettens mit dem Sande, des rothen Lettens mit dem blauen, hält er für ein taugliches Düngungsmittel. Ja er kaufte sogar schlechte Aecker, und durch dies Mittel, Erd- Sand- ja Stein-Arten nach Befinden zu vermischen, hat er diese Aecker so verbessert, daß er in wenig Jahren sie um den vierfachen Preis verkaufen konnte. Zur Wässerung der Wiesen, wählt er reines Quellwasser; besonders, wenn es nicht weit von der Quelle auf die Wiese zu fliessen hat; und wenn Brunnengresse, Bachbungen, und andre fette Pflanzen an diesem Wasser wachsen.

Damit in Wiesen nicht von untauglichen Pflanzen bedeckt, und dadurch das Aufkeimen besserer Grasarten verhindert werde; so lässet er solche Wiesen umpflügen, einige Jahre mit Getreide besäen, und sodann wiederum zur Wiese zurichten

Auch beobachtete er, daß die öftere Abänderung der Getreidearten sehr viel zu einer reicheren Aerndte beytrage. Wenn er das Korn zur Aussaat auch nur aus einem zwey Meilen weit entferntem Orte her einkaufte; so fand er schon einen vortheilhaften Unterschied.

Küchengewächse giebt seiner Haushaltung fast den ganzen Sommer genugsame Nahrung; und deswegen legte er zuerst in seiner Gegend geräumige Kohlgärten an. Er war der erste in seinem Dorfe, der die Erdäpfel (Erdtoffeln) häufig anpflanzte, und häufig in der Wirthschaft brauchte; vor ihm hatte man viel Vorurtheile dagegen.

Viel solcher Vorurtheile entdeckte seine Weisheit, und schwächte seine Standhaftigkeit. Nichts wünschte er sehnlicher, als daß man die Einwohner seiner Gemeine überreden könnte, ihre Einwilligung zur Vertheilung der Gemeinweyde zu geben. Das Land, welches in dem jetzigen Zustande wenig einträgt, würde nach der Vertheilung eine grössere Zahl von Vieh ernähren, und seine Besitzer bereichern. Er war der Weinschenke in dem Dorf, und zog, wie es schien, davon beträchtlichen Gewinn. Aber ihn schauerte vor dem Gedanken, daß seine Kinder durch das Beyspiel der Gäste möchten verdorben werden. Er gab deswegen, um den Ausschweifungen zuvorzukommen, keinem Weingaste mehr, als zur Erfrischung des Leibes und zur Erhohlung von harter Arbeit, oder einem weiten Wege nöthig war; und dies hatte er auf einen Schoppen, etwan ein Pfund, bestimmt. Obwohl nun die meisten Weingäste abgiengen, und alle seine Hausgenossen

sen sich bitter über seine sonderbare Grundsätze beklagten: so blieb er doch denselben treu. So hatte er es zum Gesetz gemacht, weder von Gevattern für seine Kinder, noch von Verwanden, noch von irgend jemand Geschenke anzunehmen; auch keine zu geben. Denn er entdeckte eine Quelle des Verderbens in der Gewöhnheit, bey Kindtaufen, Jahrwechsel u. s. f. die Kinder zu beschenken. Die Geschenke, sagte er, gewöhnen die Kinder schon frühe, auf eine andre Weise, als durch Fleiß und Arbeit, Vortheile zu suchen; geben Anlaß zum Müssiggang; und, da diese Geschenke meistentheils in unnützen, oft schädlichen Speisen oder Spielzeug bestehen, so hat niemand wahren Vortheil davon. Mit Standhaftigkeit verbannete er den Unterschied der Tage, in Ansehung des Wohllebens, bey Sonn- und Feyertagen, Beschluß der Erndte, Kirmes. Es schien ihm widersinnig, an den Ruhetagen dem Leibe mehr Nahrung zu geben, als an den Werktagen, da die Kräfte durch harte Arbeit mitgenommen werden, und also mehr Nahrung nöthig haben. Seine Kinder lässet er nie aus den Augen; sie müssen ihn so viel möglich bey aller Arbeit begleiten. Um sie gegen böse Begierden und Beyspiele zu verwahren, lässet er sie zu keinen öffentlichen Lustbarkeiten, Jahrmärkten, Kirchmessen gehen; so sehr es auch die Nachbarn tadeln. Er unterwies die Kinder selbst, und widmete dieser Beschäftigung die Sonntäglichen Ruhestunden. Durch gereizte Ehrbegierde ermunterte er sie zur Arbeit. Die jüngsten Kinder, so lange sie zu der Feldarbeit untüchtig sind, lässet er ihr Mittagsessen auf dem Boden geniessen; sobald sie

aber anfangen, ihm beym Feldbau Hülfe zu leisten, werden sie zu den ältern mit an den Tisch gesetzt. Er giebt ihnen damit zu verstehen, daß ein Mensch so lange er nicht arbeitet, noch als ein Thier anzusehen ist; welches wohl auf die Ernährung, aber nicht auf die Ehre eines Hausgenossen ein Recht hat.

Als Schulmeister wuste er das nächtliche Herumschwärmen der Dorfschüler, und das Besuchen des Weinhauses, durch ernste Vorstellung, gegen den Willen des ganzen Dorfs, abzuschaffen. Seine Schüler sind vielleicht die einzigen im Lande, die aus der Nachtschule stille zu Hause gehen. Er bewies ihnen ferner das Läppische von den Fastnachtsbelustigungen, und brachte es dahin, daß der bisher allgemeine unsinnige Lerm wirklich unterblieb.

Zu seiner und der Seinigen Kleider, wählt er den dauerhaftesten aber dabey wohlfeilsten Zeug. Denn so sehr er auf Reinlichkeit hält, so ist in seinen Augen doch Kleiderpracht zugleich die lächerlichste Sache, und das sicherste Verderben der Haushaltung. Wenn er in die Stadt kommt, trägt er einen grauen Kittel von Zwilch, der mit eisernen Heftgen zugemacht wird. Und doch ist ihm dies ein Feyerkleid, welches er mit seinem Bruder gemein hat.

Am Tage der Verheyrathung seiner Tochter, arbeitete das ganze Haus bis zu Mittage, wie jeden andern Tag; das Brautpar gieng zu Fuß in die Stadt, um sich trauen zu lassen, obschon müssige Pferde im Stall waren; und wenn er gleich seinen Söhnen erlaubte, sich neue Kleider machen zu lassen; so blieb er doch in seinem gewöhnlichen Kleide. Sein Witz während

des

des Hochzeitmahls, besonders sein sanfter Spott über die Weichlichkeit und Pracht, belebte und erfreuete die ganze Gesellschaft.

Noch nie hat man ihn niedergeschlagen gesehen; auch wenn er in Krankheiten des Arztes Hülfe brauchte, war er immer ruhig. Seine feurigen Augen lachen beständig aus seinem röthlichen gesunden Gesichte, und lassen bey dem ersten Anblick die Schönheit seiner Seele erkennen. So sehr er der Arbeit ergeben ist, verlässet er sie doch gern, wenn er einem Freund dadurch gefällig werden kann. Sein Umgang ist auch bey Fremden frey und beredt, er drückt sich auf eine eigne ungekünstelte Art aus; so daß man sieht, sein Gedanken sind nicht entlehnt. Nirgends ist er vergnügter, als in Gesellschaften, wo von der Beförderuug des gemeinen Bestens mit Eifer und Nachdruck geredet wird. Da entdeckt er von allen Pflichten, von den Fehlern aller Stände seine Gedanken frey, doch ohne Grobheit. Alles dieses bringt ihm den Beyfall aller Redlichen zu wege. In allen Gesellschaften auch wo man eine vortheilhafte Erwartung von ihm hatte, ward am Ende doch seine Weisheit noch über die Erwartung bewundernswürdig befunden. Leute, die anfänglich ihn und seine Bewunderer verlacht hatten, erhoben ihn zuletzt mit der grösten Hochachtung. Verschiedne der weisesten und besten Häupter des Züricher Stats, finden in senem Umgange das größte Vergnügen. Dieser Beyfall macht ihn nicht stolz, er verbessert und berichtiget vielmehr seine Begriffe nach dem, was er Lehrreiches in diesem Umgange findet.

Als ihm eröffnet wurde, daß die Schilderung seines Charakters der Welt sollte mitgetheilt werden, so sagte er mit ungezwungenem Lächeln; thut es immerhin, wenn ihr glaubt, damit einen Nutzen zu schaffen. Ich werde dadurch weder schlimmer noch besser, ob man mich lobe oder tadle.

Der Zustand der Welt, die Sitten der Völker, und ähnliche Kenntnisse reizen seine Neugier gar nicht. Er denkt blos über das nach, was zu dem Kreise seiner Geschäfte, und zur Bestimmung eines Landmanns gehört. Man kann aus seinen Reden eine Menge Denksprüche sammlen, die wegen ihrer Neuheit und Stärke, Bewunderung erregen. Z. B. Ein fleißiger Bauer hat keine Fehljahr. Nur ein Müssiggänger erwartet alles vom Himmel, und schreibt es dem Unglück zu, wenn er weniger einsammlet, denn der Nachbar. Harte Arbeit ist keine Mühe, die unglücklich macht, und muß nicht dem durch Lohn gedungenen überlassen werden. Das erste in allen Handlungen sey, den nächsten Weg zu gehen. Wenn alle Menschen das Feld baueten; so würde man von keinem Betruge, oder Gewalthätigkeit wissen; sondern Zufriedenheit würde allenthalben herrschen. Seine Religion ist diese; Arbeite getreu in deinem Berufe. Thue allemal das, was du in diesem Augenblick empfindest, daß du thun solltest. Erwarte keinen Segen zum Lohn, als nur nach einer überlegten und getreuen Arbeit. Handle gegen jedermann, wie du wünschest daß man gegen dich handle; so kannst du der Liebe Gottes versichert seyn, und dem Tode unerschrocken entgegen sehen, der dich zur Seligkeit führt. Der Heiland hat den Himmel verdient,

dient; dafür hat er gesorgt: vom Menschen fordert er, daß er recht handle; das ist des Menschen Geschäfte. Durch Befolgung dieser Grundsätze ist er dahin gekommen, daß er gewöhnlich sagt: ich habe noch niemanden gesehen, mit dem ich mein Glück vertauschen möchte; und habe noch nie, weder der Nothwendigkeit, noch Begierde empfunden, einem andern das Seine zu rauben.

Und es kam denn auch dieser Kleinjogg zu einem merkwürdigen Beyspiel dienen, wie die Vorsehung die redliche Arbeit segnet. Sein Gut trug ihm immer mehr ein. Die hohe Landesobrigkeit trug ihm aus eigner Bewegung, die Aufsicht über einen weitläuftigen Lehnhof auf, der seine Verbesserungen zwar forderte, seine Besorgungen mehrte, aber auch durch guten Gewinn seine Arbeit segnete. Mit dem Anwachs seiner Familie erhielt er die Hülfe so vieler arbeitenden Hände; denn seine Kinder hatten gelernt, in der Arbeit allein ihr Vergnügen suchen. Mit seinem Grundsatz, seine Kinder und Kindeskinder in einer Haushaltung vereint zu erhalten, stimmen die Gesinnungen der Söhne vollkommen überein. Kein angebothenes Glück ist vermögend, sie von einem Vater zu trennen, dessen Erziehung für sie so gesegnet gewesen. Die Töchter der reichsten Landleute, welche seine Söhne geheyrathet, nehmen die Sitte seines Hauses an; und so verbreitet sich die Glückseligkeit auf seine Nachkommen, und einen beträchtlichen Theil der Landschaft.

Im Stifte Aggerhaus in Norwegen, lebte vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Mann, Namens Niels Lembart, der den Landbau zu seinem Hauptwerk machte. Da er selbst kein grösser Vergnügen kannte, als ungebautes Land urbar, und schlechten Acker fruchtbar zu machen; so wars ihm auch darum zu thun, bey seinen Nachbaren ähnliches Bestreben zu erwecken. Da er ein wohlhabender Mann war, keine Kinder hatte, sehr sparsam lebte; so setzte ihn dies in Stand Gutes zu thun, und Industrie zu belohnen, wo er sie fand.

Im Jahr 1748, als unter dem Volk Mangel an Saatkorn herrschte, liehe er von seinem eigenen Getreide, vornehmlich an die Aermsten, ein hundert sechzig Tonnen Hafer. Da jeder nach seiner Bequemlichkeit wieder bezahlen durfte; so stand mehrere Jahre nachher, bis zu seinem Tode, noch manches unbezahlt.

Er kaufte ein grosses, aber vernachlässigtes und schlecht bearbeitetes Bauergut im Kirchspiele Höland. Auf diesem unterhielt er mehrere Jahre hindurch, verschiedene der ärmsten aber arbeitsame Familien dieses Kirchspiels; und unter seiner Anweisung lernten sie die beste Art Ländereien anzubauen. Es währte nur eine kurze Zeit; so hatte er die Aussaat dieses Gutes von dreissig auf siebenzig Tonnen vermehrt, und ärndtete zwischen vier und fünfhundert Tonnen. Nun schenkte er dies in Stand gesetzte Gut, einem armen, und ihm gar nicht verwandten, jungen Bauer, den er als einen

Kna

Knaben zu sich genommen hatte; und gab ihm überdem noch zweytausend Reichsthaler zur ersten Einrichtung.

Zur selbigen Zeit kaufte er auch den vierten Theil eines andern Guts im nähmlichen Kirchspiel; und nachdem er ihn durch Ausroden und andere Arbeiten so verbessert hatte, daß mehr als noch einmal so viel darinn gesäet werden konnte, auch ein gut Stück Wiesenland durch Gräben dazu gewonnen war; so schenkte er alles einem alten getreuen Bedienten, den er auch im Ackerbau unterrichtet hatte.

Durch sein Beyspiel ermuntert, fiengen nun viele an, sumpfige Wiesen durch Abzugsgräben zu trocknen; Wege zu bessern; und aus der bisher ungenutzt gelassenen Moorerde, Torf zu gewinnen. Für diese ließ er viereckigte Stück Silber verfertigen, auf deren einer Seite ein Pflug steht, mit der Innschrift, dem fleissigen Bauer. Diesen Preis begleitete er mit einigen von ihm selbst verfertigten, ungekünstelten Liedern, die er selbst in Musik setzte, und zur Zitter absang.

So ermunterte er auch den Fleiß in andern Arbeiten. Wenn die Bauerfrauen oder Mädchen Wollenzeuge, oder Leinen zeigten, das sie verfertigt hatten; so gab er ihnen mehr dafür, als sie gefordert hatten; und gebrauchte dasselbe lieber als alles andere, wenn es gleich nicht so gut war, als er es anderweitig bekommen hätte. Armen Käthnern, die in Holz arbeiteten; und Pflüge, Eggen, und dergleichen Ackergeräthschaft verfertigten; kaufte er solches ab, wenn er es gleich nicht nöthig hatte; blos um ihnen Nahrung zu geben. Dahingegen war er gegen Müssiggänger unerbittlich. Er versagte

nicht allein ihnen allen Beystand; sondern beförderte sie auch gern an solche Orte hin, wo sie zur Arbeit gezwungen werden konnten.

In seinem ganzen Lebenswandel bezeigte er sich als einen tugendhaften, und vernünftigen Mann. Die Religion schätzte er hoch, und handelte stets nach Ueberzeugung und Gewissen. Kurz ehe er starb, verlangte er in seinem letzten Willen, daß ihn zwölf der fleisigsten Bauern zu Grabe tragen möchten; und setzte für sie so viel zur Belohnung aus, daß jeder sich zum Andenken dieses Mannes ein Stück Silbergeräthe dafür verfertigen ließ. Auch wurden nach seiner Anordnung noch andere Belohnungen nach seinem Tode ausgetheilt. Noch jezt steht nicht nur sein Andenken in grosser Hochachtung in der Gegend, wo er wohnte; sondern die Gegend selbst unterscheidet sich noch von andern durch die Früchte, welche seine Bemühung hervorgebracht.

* * *

Ein Straßburgischer Juwelier, Straß mit Namen, erfand oder verbesserte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein Crystallglas, welches nach seinem Nahmen Straß genannt wurde, und zur Grundmasse solcher Flüsse dienet, welche an Farbe und Glanz den Edelgesteinen gleichen. Er starb in Paris, und hinterließ seinem Sohn eine halbe Milion.

Den Strumpfwirkerstuhl, ein Meisterstück der Erfindungskraft, und des Witzes, das künstlichste Werkzeug aller Handwerker und Künstler, mit seinen mehr als drittehalb tausend Theilen, ohne viele und grosse Zeichnungen, mit wenigen

nigen Worten, verständlich beschreiben wollen — Das hiesse beweisen, daß man ihn nicht kenne. Es gehört schon kein gemeiner Scharfsinn dazu, wenn jemand mit einer vollständigen Beschreibung in der Hand, dem Arbeiter, zusieht; und alsdann, den ganzen Mechanismus des Werkzeugs vollständig begreifen kann. Und doch ist dieses Werkzeug gleich vollkommen aus der Hand des Erfinders gekommen, und hat in mehr als anderthalb Jahrhunderten, von Engelländern, Franzosen, Holländern, und Deutschen, nur kleine Veränderungen, kaum wahre Verbesserungen erhalten. Bey dem Anblick der fast unzähligen Theile, woraus die Maschine besteht, und die alle in Bewegung gesetzt werden; bey den unübersehbaren und so ganz verschiednen Wirkungen derselben, geräth man in das tiefste Erstaunen. Sieht man einen Strumpf stricken; so bewundert man die Geschmeidigkeit und Gelenkigkeit der Finger, obgleich nur eine Masche auf einmal fertig wird; was ist dies gegen ein Werkzeug, das hundert Maschen zugleich, und also in einem Augenblick alle die verschiedne Bewegung macht, welche Menschenhände in der Zeit einer Stunde vielleicht würden vollendet haben?

So viel Ehre dem ersten Erfinder dies Werk nothwendig machen mußte: so ist doch sein Nahme nicht mit Gewißheit bekannt. Die Franzosen, ohne den Erfinder nennen zu können, eignen ihrer Nation die Erfindung zu; und nennen den ersten Nachahmer des Werkzeugs Jean Hindret, der im Jahr 1656 zu Paris einen Freyheitsbrief über die Strumpfstrickerey erhalten. Aber viel wahrscheinlicher ist die Behaup-

tung,

tung der Engelländer, daß William Lee, ein Magister aus dem St. Johannis-Collegio in Cambridge, im Jahr 1589 den Stuhl erfunden habe. Lange sind wenigstens die Strumpfstrickerstühle in England allein gebräuchlich gewesen, und geheim gehalten worden. Doch hatte schon im Jahr 1614 der Venetianische Gesandte, Antonio Correr, einen solchen Stuhl und auch Strumpfwirker, heimlich aus England nach Venedig geschaft. Die Deutschen kennen und nutzen dieses Werkzeug kaum seit hundert Jahren.

Johann Friedrich Böttcher, aus Schleiz in Vogtlande, hatte in Berlin bey dem Apotheker Zorn die Apothekerkunst gelernt, und war im Jahr 1700 von da, weil er sich die Nachrede, Gold machen zu können, zugezogen hatte, nach Sachsen entwichen. Daselbst ward er angehalten, das Pulver zur Veredlung der Metalle, wovon er einen kleinen Vorrath von einem Unbekannten geerbt haben mochte, selbst zu verfertigen. Aber in der Verlegenheit, worinn ihn die Zumuthungen und Drohungen versetzt hatten, erfand er nach vielen Versuchen die Kunst, Porzellan zu machen, die für Sachsen wichtiger geworden ist, als die Kunst die man suchte, jemals hätte werden können. Das erste Porzellan ward im Jahre 1706 auf der sogenannten Jungfer in Dresden verfertigt, und zwar von brauner, und rother Farbe, aus einem braunen Thone. Dergleichen machte man noch bis gegen das Jahr 1730, hernach aber nicht mehr, weil das Weisse, wovon die erste Probe 1709 gelang, mehr Beyfall fand. Zumal da das Braune sich nicht recht ausschleifen ließ, und

leicht

leicht von dem, was es enthielt, einen Geschmack annahm. Im Jahre 1710 ward die Fabrique zu Meissen auf dem Churfürstlichen Schlosse, die Albrechtsburg genannt, angelegt; und in der Ostermesse desselbigen Jahrs wurde zum erstenmale der angefertigte Vorrath öffentlich verkauft.

Der König August II. bezeigte seine Freude über diese Erfindung so ungezwungen, daß er sich in seinem Mandate also ausdrückte: „Der Höchste hat uns so weit gesegnet, daß „aus denen in unsern Landen häufig und überflüssig befindli„chen Materialen nicht allein eine Art rother Gefässe, so die „Indianischen weit übertreffen, verfertiget werden; sondern „auch bereits ziemliche Probstücke von dem weissen Porcellan „uns vorgelegt worden". Ganz Europa ward über diese Erfindung eifersüchtig. Holländer und Engelländer liessen die Materialien aus China kommen. Auch die Franzosen brauchten Jesuiten als Unterhändler: aber die Versuche dieser Nationen, ächtes Porzellan darzustellen, waren vergebens. Böttiger ward vom Könige, als damaligem Reichsvicarius, in den Reichsfreyherrnstand erhoben. Aber mehr als diese Ehre mußte ihm die Zufriedenheit gelten, daß er etwas erfunden, was mehr als tausend Arbeiter auf eine reichliche und nicht gefährliche Art nähret; und ganze Provinzen bereichert.

Robert Stephanus, dieser gelehrte Buchdrucker, dem die Wissenschaften so viel typographische Meisterstücke, in Ansehung der Richtigkeit und Sauberkeit des Drucks, zu danken haben, wurde von Franciscus dem ersten so geschätzt und geliebt

liebt, daß er in seinem Umgange fast vergaß, daß er König war. Es ist eine von vielen Schriftstellern bestätigte Sache, daß Franciscus der erste es nicht zu gering achtete, den Stephanus bisweilen zu besuchen; daß er ihn in seinen Arbeiten zu stöhren befürchtete; und daß man ihn so lange warten gesehen, bis der Buchdrucker Zeit gehabt.

So ehrte Franz der erste auch die Mahler. Leonhart Vinci starb in seinen Armen; und Raphael durch des Königs Güte verpflichtet, vermachte ihm den kostbaren Stein, in welchem zwey und zwanzig Figuren geschnitten sind, und der noch jetzt zu den Kleinoden der Krone gerechnet wird.

Albrecht Dürer, der erste grosse Mahler und Kupferstecher, den Deutschland hervorgebracht, reisete im Jahr 1520, mit seiner Frau und einer Magd zu Schiffe, und mit erbetenen Freybriefen von Nürnberg nach den Niederlanden, um seine Kupferstiche und Holzschnitte an den Mann zu bringen. Als er nach Antwerpen kam; so wurde er von den dortigen Mahlern, mit seiner Frau und deren Magd, auf die Versammlungsstube dieser Künstler geladen. Als er sich dahin begab; so stand auf beyden Seiten Volk, und unter diesen auch viel reiche und vornehme Männer, in Reihen; wo er gieng, da neigte sich alles, als vor einem grossen Herrn; und jeder bot ihm seine Dienste und Bemühungen zu seinem Vergnügen an. In der Versammlungsstube fand er alle Mahler und deren Frauen; die Tische mit Silbergeschirr, und den ausgesuchtesten Speisen besetzt; und das ganze Zimmer, mit Pracht geschmückt. Während der Mahlzeit kam ein Abgeordneter vom

Rath

Rath der Stadt, der ihm im Namen des Raths ein Geschenk von Wein überreichte, und des Raths guten Willen und Dienste entbot. Gleiche Verehrung bezeigte man auch in Brügge gegen ihn; und, nach dem Gastmahl, begleitete ihn die ganze Gesellschaft von sechzig Personen mit Windlichtern zu Hause. Zuletzt ward er von Kayser Karl dem fünften zum Hofmahler ernannt; dessen Schwester Margareth nahm viele Geschenke von seiner Arbeit begierig an, und erzeigte ihm viel Ehre; der König von Dänemark, Christian der Zweyte, der eben den Kayser besuchte, lud den Künstler zur Tafel, und bewies ihm auf alle Weise seine Achtung.

Ludwig Pfiffer, Herr von Wyer, Generallieutenant der Königl. Französischen Armeen, Ritter des Ludwigordens, machte sich durch ein besonders Kunstwerk berühmt. Er unternahm, die ganze Schweiz nach geometrischem Maasstabe in erhobner Arbeit von gefärbtem Wachse, und in der Proportion eines französischen Schuhes für eine halbe teutsche Meile gerechnet, in ihrer natürlichen Gestalt abzubilden. Man erkennet daran sehr deutlich, und mit der größten Richtigkeit, alle Gegenstände, bis auf die geringste Abänderung. Berge, Thäler, Flüsse, Seen, Bäche, grosse und kleine Wege, sogar diejenigen, die nur von Jägern gebraucht werden, Dörfer, Höfe, einzelne Landhäuser, die verschiedenen Arten von Holzungen, kurz, alles was eine so grosse Strecke Landes, Merkwürdiges in sich fasset, ist mit so grossem Fleiß, Wahrheit, und richtigem Ebenmaas ausgeführet, daß man dieses Werk nie genug betrachten, und bewundern kann. Er fieng

diese grosse Arbeit bey dem berühmten Pilatus-Berge an: 1774 hatte er sie schon bis an den Hauenstein, die Grenze des Basler Gebiets, gebracht; und bis zum Jahr 1779 hat er, wie man weiß, sie unermüdet fortgesetzt.

Wenn bey den ersten grossen Handelsleuten eine Anstrengung des Genies erfordert wurde; wenn die sich aus einer grossen Menge von Begriffen gleichsam Lehrsätze entwickeln mußten: so sind diese nun schon allgemeine und erleichterte Maximen geworden. Der Kaufmann hat nicht mehr die Kunst zu erfinden nöthig; alles ist schon vorhanden; er darf es sich nur bekannt machen, und in Ausübung bringen. Die Einrichtung der Buchhandlung, der Verführung der Waaren, der Verwechselung der Gelder, die Vorsichten, die man in acht zu nehmen hat, sind in allen Comtoiren die nähmlichen. Alles dieses lässet sich so leicht erlernen, wie eine Sprache; es erfordert nur Aufmerksamkeit, Geduld und Uebung.

Das Geschlecht der von Fugger hat unermeßliche Reichthümer, und ein ausserordentliches Glück ganz den Fabriken, und der Handlung zu danken. Wenn aber die Reichthümer dieses Hauses bloß Aufsehen machten: so machte das demselben schon seit dem funfzehnten Jahrhundert wahre Ehre, daß es weisen Gebrauch von seinen Reichthümern mache, daß es Künstler und Gelehrte schätze und unterstütze, und daß viele aus diesem Hause durch Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit sich ausgezeichnet haben.

Johann

Johann Fugger kam im Jahr 1370 von dem Dorf Seggingen nach Augspurg, ward Bürger und trieb das Weberhandwerk. Fast hundert Jahre nachher traten die Fugger aus dem Gewerk der Weber in die Gilde der Kaufleute über, und wurden bald darauf Rathsfähig. Nun gewannen sie allmählich ausnehmenden Reichthum, und traten schon vor Ablauf des funfzehnten Jahrhunderts mit den vornehmsten Familien in Verwandschaft, so daß sie Frauen aus den ersten Augspurgischen Geschlechtern heyratheten, und andre, selbst Ausländer, vom höchsten Range ihre Töchter zur Ehe begehrten. Im Jahr 1505 verpfändete der Kayser Maximilian die an ihn verfallene Grafschaft Kirchberg, und Herrschaft Weissenhorn, für siebenzig tausend Gulden, an drey Gebrüdere Fugger. Raimund und Anton Fugger schossen ihm bald darauf noch ein grösseres Capital vor, und nun wurden jene Herrschaften, unter Bestätigung des Reichstages, erblich und eigenthümlich an sie abgetreten; sie selbst wurden in den Freyherrnstand mit dem Vorrechte, Münze ausprägen zu lassen, erhoben. In eben dieser Zeit hatten die Fugger, und einige andre augspurgische Kaufleute ein und dreyssig tausend Dukaten auf Ausrüstung dreyer Seeschiffe verwandt, welche mit einer portugiesischen Flotte nach Calecuta in Ostindien fuhren. Die Schiffe kamen glücklich zurück, und, nachdem man dem Könige von Portugall den vierten Theil des Gewinnstes, wie es damals üblich war, abgetragen, auch alle Unkosten abgezogen hatte; so blieb so viel reiner Gewinn übrig, daß jedes hundert Dukaten, hundert und fünf und siebenzig andre Du-

katen, einbrachte. Unterdessen unterschied sich dieses Geschlecht der von Fugger durch den vorzüglichen Schutz, den es Künstlern und Gelehrten wiederfahren ließ. Jeder, der Wissenschaften liebte und beförderte, ward von ihnen aufgesucht, geehrt, und, wenn ers nöthig hatte, unterstützt. Dabey stand, in diesem edlen Hause, ein Mann von vorzüglichen Gaben und Gesinnungen nach dem andern auf. Im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts lebte Georg Fugger, ein grosser Mathematikus, und Freund aller Wissenschaften, zugleich in ritterlichen Künsten so geübt, daß er, zum Beyspiel, in schwerer Rüstung auf das höchste Pferd voltigiren konnte. Er hinterließ eine so sorgfältig unterrichtete Familie, daß auch seine Töchter nett und fertig Latein sprachen. Raimund Fugger hinterließ den Ruf, daß er an Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit wenig seines Gleichen habe, daß seine Kenntniß in allen Wissenschaften, und in der alten Geschichte besonders, ganz ausnehmend gewesen, und daß die Gelehrten einen Maecen, die Dürftigen einen Vater an ihm verlohren. Jacob Fugger, Kaysers Karl des fünften Geheimerrath, hieß unter seinen Mitbürgern die Zierde seiner Vaterstadt, und des Adels. Im besten Gebrauch seines unbeschreiblichen Reichthums, in Freygebigkeit, und Großmuth, und im unsträflichen Wandel war er der einzige Mann seiner Art. Hieronymus Fugger, war in Leibesübungen sehr geschickt, und hatte viele glänzende Eigenschaften. Er zog aber dem geschäftigen Leben den Privatstand vor, und brachte von ärmern Freunden umgeben, sein Leben in Wohlthun zu, und vermachte auf seinem Todbette

vierzigtausend Dukaten zu frommen Stiftungen, von denen seine Erben, welche den Ort Waltenhausen kauften, unter andern auch daselbst ein Hospital für vierzig Dürftige errichteten. Alle diese Männer lebten in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Im Jahr 1560 starb Anton Fugger. In seiner letzten Krankheit ließ er jedem der Armen, die im Stadt-Hospital, und den drey Aussatzhäusern waren, vier Dukaten austheilen. Tausend Thaler ließ er Hausvätern, die ihre Miethe nicht bezahlen konnten, und dürftigen Witwen reichen. Jedem Bettler in Augspurg ließ er vier Dukaten geben, und am Tage seiner Leichenrede mußten jedem noch sechs Kreutzer ausgezahlt werden. Solcher Bettler waren damals in Augspurg viertausend. Die Gesinnung, den Reichthum auf milde Stiftungen, oder Gebäude, die der Stadt zur Zierde, oder den Armen zu Nutzen gereichten, zu verwenden, scheint in dem Geschlecht der Fugger so erblich, als der Reichthum selbst gewesen zu sein. Ulrich, Georg, und Jakob Fugger errichteten eine eigne schöne Kapelle, und liessen in der St. Annen-Kirche, wo der Fugger Erbbegräbniß, und an demselben Inschriften mit Buchstaben von Gold eingelegt sich finden, eine kostbare Orgel machen. Eben dieselben liessen im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in Augspurg, am Jacobsthor, eine Vorstadt bauen, die aus einhundert und sechs Häusern bestand, welche alle die Bestimmung hatten, fleissigen, ordentlichen, aber verarmten Augspurger Bürgern zur freyen Wohnung zu dienen. Auch legten sie ein Lazareth an, in welchem zwey und dreissig Auswärtige, besonders sol-

che Kranken, die damals durch Guajac curirt wurden, Aufenthalt, Verpflegung, und alles, was zur Cur erfordert ward, unentgeltlich fanden.

Valentin Degenhard, Ein heßischer Unterthan, machte als gemeiner Dragoner im Jahr 1670 den Feldzug in Flandern mit, und lernte die dort gangbare Wollenmanufakturen kennen. Nach dem Feldzuge nahm er seinen Abschied, und entschloß sich, um die gesammleten Kenntnisse und Handgriffe in Ausübung zu bringen, in seinem Geburtsorte ein Raschmacher zu werden. Da man ihn nicht für zünftig ansehen wollte, und ihm Schwürigkeiten machte; so ließ er im Eichsfelde, in dem Dorfe Grossen-Bartlof sich nieder, wo er eine Familie fand, die aus Achen sich dahin begeben hatte, und mit der Wollenspinnerey umzugehen wußte. Sein Vermögen bestand in 120 Reichsthalern; hiermit fieng er seine Arbeit an. Da er an jedem Stück Rasch bis zwey Thaler gewann; so gelang es ihm, die benachbarten Weber zu seiner Fabrike zu ziehen, viele Gesellen und Lehrjungen vortheilhaft zu beschäftigen, und sein Gewerbe sehr zu erweitern. Als er gestorben war, erbte jedes von seinen sieben Kindern achthundert Reichsthaler. So viel hatte also, durch seinen Fleiß, das kleine Capital eingebracht.

Johann Degenhard, der älteste Sohn Valentins, lernte auswäriig andre Arten von Wollenzeugen verfertigen; legte, nach seiner Rückkehr von Reisen, in seinem Hause eine Schönfärberey, eine Presse, und andre Maschinen, auch eine Walkmühle

mühle an; und von der Zeit an wurden Etamine, Kamlotte, Flanelle und Plüsche hier verfertiget; und die Wolle, welche bisher roh nach England ausgeführt war, wurde nun zum größten Vortheil von Deutschland im Lande verarbeitet. Auch das an sich arme unfruchtbare Eichsfeld, welches vor Degenhards Ankunft nicht zwanzig tausend Einwohner zählte, und keinen Weberstuhl hatte, wurde durch diese beyde Männer volkreich und blühend. Es hat jetzt dreytausend Weberstühle, wodurch allein an dreyssigtausend Menschen ernährt werden; und zählt vier und siebenzig tausend Seelen, so daß im Durchschnitt auf jede Quadratmeile 1850 zu rechnen sind.

Christen Cornelisen (oder Nielsen), wurde zehn Jahr, nachdem die Dänen festen Fuß auf Guinea gefasset, als Oberkaufmann der Handlungsgesellschaft dahin geschickt. Dieser wakre Mann verstand es, Handel zu treiben, und Gebieter zu seyn, ohne der Menschlichkeit zu nahe zu treten. In der ganzen Zeit, da er sich daselbst im Dienste der Gesellschaft aufhielt, begegnete er den Negern, sowohl denen, die seine Sklaven waren, als andern, mit einer ausnehmenden Freundlichkeit; und zeigte sich überhaupt mehr als Freund und Vater, denn als Kaufmann und Herr. Die Neger, die dergleichen Begegnung nicht gewohnt waren, ehrten und liebten ihn; ja, als niederträchtige Neider darauf lauerten, ihn aus dem Wege zu räumen, so waren es Neger, die ihn retteten. Unter williger Zustimmung der Eingebohrnen breitete sich der

Handel der Dänen ungemein aus; ihr Ansehen ward befestiget; und der Ort Christiansburg auf dieser Küste ward mit Mauern versehen. Nach sechsjährigem treuem Dienste wurde er in das Vaterland zurückberufen. Als er die Küste verlassen sollte, entstand eine allgemeine Betrübniß. Die Neger begleiteten ihn Schaarenweise ans Ufer; einer der benachbarten König kam selbst, mit einem grossen Gefolge, so weit hin gegen den Strand, als er noch nie zuvor gewesen; blos um Cornelisen seine Achtung zu bezeigen; und da er den Sitten des Landes zufolge nicht selbst bis an den Strand hinunter gehn durfte; so ließ er sein ganzes Gefolge hingehn, um ihm alle die Ehrenbezeigungen zu erweisen, die er erdenken konnte. Nach seiner Abreise wurde sein Andenken auf der Küste noch so hoch gehalten, daß viele Schwarze, zu seines Nahmens Gedächtniß, ihre Kinder Cornelisi nannten.

Ein anderer menschenfreundlicher Däne, Schilderup, war in den Jahren 1735 und 1736 Gouverneur. Er lebte nur acht Monathe daselbst: in dieser kurzen Zeit aber, erwarb er sich so viele Liebe und Achtung, daß die Neger ihn mehr wie einen Gott als wie einen Menscheu, liebten und verehrten. Die Holländer, die sich auch da auf der Küste niedergelassen, hatten vorher angefangen, sich eine Art von Gewalt über die dänischen Neger anzumassen, die ihnen nicht zukam. Schilderup konnte dies nicht leiden; die Holländer wurden erbittert, und wollten es mit Macht durchsetzen; als es aber so weit kam, konnten sie nicht den dritten Theil ihrer eigenen Neger

dahin

dahin bringen, den Angriff zu thun. — Andre Neger, kamen hundert Meilen aus dem Innersten des Landes, bloß um ihn zu sehen. Die benachbarten Könige luden ihn auf die verbindlichste Art zu sich; ja der König Ursue schickte ihm eine seiner Töchter mit ansehnlichen Geschenken, und ließ ihm entbieten, wie er wünschte, einen Enkel von einem so würdigen Mann zu erziehn: man kann leicht denken, daß Schilderup diese Ehre verbat. Der Handel wurde zu seiner Zeit mit grossem Vortheil betrieben; man konnte nicht so viel Waaren ihm zuschicken, als er abzusetzen im Stande war. Da er starb, verbreitete sich eine ganz ungewöhnliche Trauer unter den Schwarzen. Sie beweinten ihn als einen Vater; einige liefen verwirrt umher, als wollten sie sich das Leben nehmen; und nie ist eines Europäers Tod so auf diesen Küsten beklagt worden.

Weisheit.

Die Athenienser schickten einsmals eine Anzahl ihrer Bürger nach Sicilien, um daselbst eine neue Stadt zu bewohnen. Unter diesen befand sich auch ein Tonkünstler, Namens Philoxenes, welcher ein Haus und schöne Güter zu seinem Antheil bekam. Als er aber bemerkte, daß man in dieser Colonie ohne Arbeit und Geschäfte ein wollüstiges und üppiges Leben führte; und daß wegen des Ueberflusses, den man an allen Dingen hatte, sich niemand auf Künste legte, die Nachdenken erfordern, faßte er den Entschluß, ein so wollüstiges Land zu verlassen, und wieder nach Athen zu gehen. Es ist besser,

sagte er, daß ich meine Güter hier verderben, und zu Grunde gehen lasse, als daß sie mich verderben.

Kluge Wahl.

Die Milesier hatten eine so schlechte Polizey, und so verdorbene Sitten, daß sie sich selbst nicht mehr helfen konnten; sondern die Parier baten, beyde in bessere Ordnung zu bringen. Diese fanden die Stadt voll von Leuten, die zu keinem Geschäfte, am wenigsten zur Regierung eines Staats, tüchtig waren. Sie giengen also auf der Landschaft herum, gaben acht welcher Bauern Felder am besten angebauet waren, und in welchen Häusern die beste Ordnung herrschte. Die Eigenthümer dieser Felder, und Häuser, setzten sie zur Landesobrigkeit an.

Man muß sich die Gelegenheit zu Nutze machen.

Als Paulus Aemilius dem überwundenen und ganz niedergeschlagenen Perseus Muth zugesprochen hatte, hielt er an die siegende Römer diese Rede: „Ihr sehet hier ein merkwürdiges Beyspiel der Veränderlichkeit der menschlichen Dinge. Ich sage das vornehmlich euch, ihr Jünglinge. Darum muß man sich in glücklichen Tagen gegen niemand stolz und gewaltthätig beweisen; noch dem Glücke zu viel trauen. Nur der ist ein Mann, dessen Seele weder durch Glück aufgeblasen, noch durch Unglück niedergeschlagen wird.“

Der

Der Cardinal Mazarin zog eine Bande italiänischer Komödianten nach Paris. Einige in die italiänischen Stücke eingeschaltete französische Scenen fanden so grossen Beyfall, daß man nach und nach, nur lauter ganz französische Stücke auf diesem Theater aufführete. Die französischen Komödianten litten dabey einen ansehnlichen Verlust, und brachten eine Klage gegen die Italiäner an. Ludwig der vierzehnte wollte in dieser Sache selbst Richter seyn. Nachdem der berühmte Baron für die französischen Komödianten gesprochen hatte; gab der König dem Domeniko, der den Harlekin auf seinem Theater machte, die Erlaubniß zu reden. Dieser fragte, nach einigen possenhaften Spüngen, den König dreust; in welcher Sprache befehlen Ew. Majestät mir zu reden? — Rede in welcher du willst, antwortete der König. Nun bedarf es keiner Rede mehr, Sire, erwiederte Domeniko, meine Sache ist gewonnen. Der König lachte über diese Ueberraschung, und sagte; ich habe das Wort einmal gesagt, so will ich es auch nicht wieder zurück nehmen.

Verstand, schnell die rechten Maasregeln zu finden.

Der Graf Manchester, Generalissimus des Parlaments gegen Karl den ersten, flohe in einer Schlacht ohne Noth. Kromwell, ohne sich merken zu lassen, daß er die Wendung des Grafen, wie es wirklich war, für eine Flucht hielt, ritt ihm entgegen. „Sie irren sich, Mylord, sagte er, die

„Feinde haben sich hier weggezogen, — dort sind sie, — und zeigte mit dem Finger auf sie hin. Der Graf mußte umkehren, und die Schlacht wurde gewonnen.

Dem Kayser Tsi starb sein Lieblingspferd, aus Nachläßigkeit des Stallknechtes. Der Kayser stieß im Zorn nach dem Menschen; der Mandarin Yemt: se aber hielt den Stoß ab. „Sire, dieser Mensch ist von seinem Verbrechen, weswegen „er sterben soll, noch nicht überzeugt.“ So mache es ihm bekannt, versetzte der Kayser. „Höre Böswicht,“ so fieng der Minister an, „die Verderben die du begangen hast. Fürs „erste, hast du ein Pferd sterben lassen, welches dir dein Herr „anbefohlen hat; Zweytens bist du Ursach, daß unser Fürst „in solchen Zorn gerathen ist, daß er dich mit eigener Hand „hat umbringen wollen. Aber höre nun noch ein weit grösseres „Verbrechen: du bist Ursach, daß der Regent in Gefahr „gewesen, sich vor allen benachbarten Prinzen und Staaten „Schande anzuthun, und sie wissen zu lassen, daß er eines „Pferdes wegen, einen Menschen ums Leben gebracht. Von „allem bist du die Ursach, Böswicht.“ Man lasse ihn nur hingehen, sagte der Kayser, ich vergebe ihm sein Vergehen.

Es fragte einsmals ein guter Freund, einen alten Geistlichen, wie er es doch machen sollte, daß er der Leute los würde, durch deren Zuspruch er so viel Zeit unnützerweise verliehren müßte. Der Alte antwortete ihm: Leihe den Armen Geld daß sie dir schuldig werden, und bitte die Reichen um etwas, so werden sie beyde nicht mehr zu dir kommen.

Diese

diese, daß du nicht wieder etwa von ihnen etwas bittest, und jene, daß du sie nicht mahnen mögest.

Ludwig der dreyzehnte, wollte von einem Balle, wobey ihm die Zeit lange wurde, weggehen, als in eben dem Augenblick auch der Kardinal Richelieu hinweg gieng. Jedermann trat auf die Seite, um letzteren Platz zu machen. Man erwies selbst dem König, der unmittelbar folgte, nicht die Ehrerbietung, die ihm gehörte. Der Kardinal, der es nicht eher gewahr wurde, daß der König weg gieng, bis er einige von seinen Pagen sahe, trat auf die Seite, um ihn vorbey zu lassen. „Ey warum gehen sie nicht Herr Kardinal!“ sagte der König, „sind sie nicht der erste?“ Anstatt zu antworten, nahm Richelieu einem Pagen die Fackel aus der Hand, und gieng so vor dem Könige her.

Der verständige Narr.

Ein Fürst hielt zur Lust einen Narren, oder kurzweiligen Rath an seinem Hofe, und gab ihm einen Stock, mit dem Befehle, wenn er einen fände, der ein grösserer Narr wäre als er, sollte er diesen Stock demselben übergeben. Etliche Jahre nachher, wurde der Herr krank, sein Hofnarr besuchte ihn. Da ihm der Herr sagte, daß er ihn bald verlassen müßte, so fragte er: “und wo wilst du hin? in eine andere Welt, antwortete der Herr. “Und wann wilst du denn wiederkommen? Etwa innerhalb vier Wochen? Nein! “innerhalb einem Jahre!“ Nein! „wann denn?„ Niemals! „und womit hast du dich auf eine so weite

Reise,

Reise, und zu deinem Aufenthalt an dem Ort, wo du hinreisest, versorget? „Mit gar nichts? Wie? mit „gar nichts? versetzte der Narr, Da nimm meinen Stock „Bist du im Begriff auf ewig wegzureisen, und hast „keine Anstalt gemacht, noch dafür gesorgt, wie du in „der andern Welt, von der du niemals zurückkommen „wirst, glücklich und vergnügt leben kannst? Da nimm „hin meinen Stab, denn einer solchen Thorheit habe „ich mich noch nicht schuldig gemacht; Du bist ein „grösserer Narr, als ich.“

Richtiges Urtheil.

Ein Araber klagte einsmals einem alten ehrlichen Mann mit vielem Schmerze, daß ein gewisser boshafter Mensch ihm sehr beschwerlich wäre, indem er ihn allenthalben verläumdete. Dieser antwortete ihm: Den Menschen kanst du nicht besser, als durch Tugend, und einen ehrbaren Wandel schamroth machen. Er wird alsdann nichts Böses von dir zu sagen wissen. Ich habe noch nie auf eine wohlklingende Laute, deren Saiten reingestimmt waren, schelten hören.

Ein Weiser in Persien ließ, da er sich seinem Tode nahe fühlte, seine Söhne vor sich kommen, um ihnen seine letzte Vermahnung zu geben. Lernet, sagte er, meine Kinder alle Wissenschaften, zu welcher ihr nur irgend etwas Geschick habt; aber für drey hütet euch, für Astrologie, Alchimie, und Controvers. Die erste vermehrt

nur den Verdruß des Lebens; durch die andre geht das Vermögen im Rauch auf; und die dritte macht, daß wir die Religion gar verliehren.

Ein König aus Persien schickte dem Mahomed einen gelehrten und erfahrnen Arzt zu, damit die Leute, wenn es nöthig wäre, seine Kur gebrauchen könnten. Als der Arzt sich etliche Jahren in Arabien aufgehalten, und ihn niemand gebraucht hatte; gieng er eines Tages zu Mahomed, seinem Herren und beschwerte sich, er sey noch von niemanden gefordert und gebraucht worden, um Proben von seiner Kunst ablegen zu können. Der Prophet antwortete ihm: Die Leute in diesem Lande leben so, daß sie niemals essen, ausser wenn sie hungert; und aufhören zu essen, wenn ihnen der Appetit noch nicht ganz vergangen ist. „Gut, „sagte der Arzt, dies ist das einzige Mittel zur guten Gesund„heit, aber denn bin ich auch hier nichts nütze," küssete die Erde, beurlaubte sich, und zog davon.

Heinrich der vierte hatte auf Fürbitte des Marschalls de Bois Dauphin, einen Edelmann, Nahmens Berthold, begnadiget, welcher während den Unruhen als Lieutenant unter dem Regiment des Marschalls gedienet hatte, und vom Parlament verurtheilt war, den Kopf zu verliehren. Da das Parlament erfuhr, daß der Verurtheilte begnadigt werden sollte; schickte es den Präsidenten de Thou an den König ab, und ließ vorstellen, wie nöthig es sey, daß das Urtheil des Parla-

ments vollzogen würde. Die Vorstellung des Thou geschah in Gegenwort des Marschalls. Der König schien anfänglich in einiger Verlegenheit zu seyn, sagte aber endlich zu dem letztern: Mein Herr de Bois Dauphin geschiehet es nicht aus Freundschaft gegen den Berthold, daß Sie für ihn bitten? „Ja Sire, antwortete der Marschall. — Darf ich aber nicht glauben, fuhr der König fort, daß Sie für mich eben so viel Freundschaft haben, als für ihn? „O Sire, welche Vergleichung!" erwiderte der Marschall. — Nun so wollen wir der Gerechtigkeit freyen Lauf lassen; setzte der König hinzu, weil sie mich um meine Seele und um meine Ehre bringen, wenn Sie dem Berthold das Leben retten. Ich beleidige ohne dem Gott oft genug, daß ich nicht nöthig habe, meine Sünden noch mit dieser zu vermehren. – Das Urtheil wurde demnach vollzogen, und dem Berthold der Kopf abgeschlagen. —

Kluge Widerlegung.

In der ehemaligen Stadt Capua war einsmals alles in einer gefährlichen Gährung; das Volk war gegen seinen Regenten äußerst erbittert, und man befürchtete einen allgemeinen Auflauf. Pacuvius Calavius, der damals das Haupt der Regenten war, versprach ihnen die Ruhe in der Stadt wieder herzustellen, wenn sie ihm nur freye Hände lassen wollten, die Sache zu veranstalten. Als sie damit zufrieden waren, versammlete er sie eines Tages auf dem Rathhause,

schloß

schloß sie daselbst ein, und besetzte es mit Wachen. Hierauf ließ er das ganze Volk vor dem Rathhause versammlen, trat hervor und erklärte, daß itzt die Zeit gekommen sey, da es sich an seinen unwürdigen Regenten rächen könnte; er habe sie alle auf dem Rathhause eingesperrt, und nun komme es darauf an, was mit ihnen zu machen sey; er selbst hielt dafür, man sollte einen nach dem andern herausführen lassen, ein Urtheil über ihn fällen, und es auch gleich vollziehen; doch müßte vorher auch allemal zugleich von den Bürgern an des Verurtheilten Stelle ein anderer gewählt werden, damit keine Magistratsstelle ledig bleibe. Dem Volke gefiel der Vorschlag sehr wohl, und man fieng an, den Nahmen eines Rathsherrn auszurufen, welcher zuerst verurtheilt werden sollte. So wie das Volk den Nahmen hörte, entstand ein allgemeines Geschrey, dieser sey ein böser und gottloser Mann, der das Leben verwürkt habe. Gut, sagte Pacuvius, ich sehe, daß ihr diesen, als einen Bösen entsetzet: nun wählet euch nur einen bessern an seiner Stelle. Jedermann schwieg, keiner wußte einen bessern vorzuschlagen, endlich aber that ein schlechter Kerl, so wie es ihm einfiel, einen Vorschlag. Aber gleich entstand ein Geschrey und Lermen; einer rufte: er kenne diesen Mann gar nicht; ein anderer, er wäre ein schlechter untüchtiger Mensch; viele andere brachten verschiedene Beschuldigungen gegen ihn an. Als man zur zweyten und dritten Wahl schreiten wollte, ward der Lerm noch ärger, und es war unmöglich, etwas zu beschliessen. Das Volk wurde endlich des Tumults überdrüssig, viele giengen davon,

die

die Versammlung gieng nach und nach aus einander, ohne daß etwas beschlossen wurde; und es blieb beym alten.

Verstand in kurzen Reden.

Demosthenes, ein Athenienser, war der berühmteste Redner seiner Zeit, und auch nach ihm hat ihm noch keiner den ersten Rang streitig gemacht. Indessen konnte Phocion, welcher oft über die allgemeine Angelegenheiten des Staats anderer Meinung war, als der große Redner, oft ganz kurz widerlegen, was jener mit großer Beredsamkeit behauptet hatte. Daher sagte er einsmals, als Phocion nach ihm vor dem Volke auftrat, um zu reden: da kommt die Axt meiner Reden. Folgendes kann zur Probe seiner kurzen und nachdrücklichen Reden dienen.

Er war zwar von Natur sehr sanftmüthig und leutselig; sah aber im Gesicht finster und mürrisch aus. Einmals spottete jemand vor dem versammleten Volke über sein finsteres Gesicht, um das Volk, welches sehr leichtsinnig war, über ihn lachen zu machrn. Phocion sagte ihm darauf: **Mein finsteres Gesicht hat euch noch niemals betrübt; aber das Gelächter dieser Leute hat unserer Stadt viel Thränen gekostet.**

Zu seiner Zeit war das atheniensische Volk von seiner ehmaligen Tugend und Tapferkeit sehr abgefallen; so daß er, als ein kluger Regent, ihm ofte scharfe Verweise geben mußte: daher sagte ihm Demosthenes einsmals: **Phocion, die Athenienser werden dich noch einmal in ihrer Raserey**

um

umbringen. Worauf dieser antwortete: Und dich, wenn sie bey gutem Verstande sind.

Ein gewisser Aristogiton, ein unruhiger und betrügerischer Mensch, der in Athen viel Unheil gestiftet, und sich den guten Rathschlägen Phocions oft widersetzt hatte, wurde endlich verurtheilet, und ins Gefängniß geworfen, da er dann den Phocion zu sich bitten ließ. Er gieng zu ihm, und sagte zu seinen Freunden, die ihn davon abhalten wollten: Laßt mich mich immer gehen; denn wo könnte man den Aristogiton lieber sprechen wollen?

Es bezeugte jemand gegen den älteren Cato seine Verwunderung darüber, daß ihm keine Ehrensäulen gesetzt worden, da diese Ehre vielen andern von geringern Verdiensten wiederfahren sey. Cato antwortete: es ist mir lieber, daß man fragt, warum mir diese Ehre nicht wiederfahren sey, als wenn man fragte, warum es geschehen.

Dem berühmten Geschichtschreiber Polybius, welcher in Rom anhielt, daß er mit den übrigen aus ihrem Vaterlande vertriebenen Achäern, wieder in die vorige Ehrenstelle möchte eingesetzt werden, gab Cato zur Antwort: Du machst es nicht wie Ulysses; da du in die Höhle des Cyclopen wieder zurückgehen willst, um einen Hut und Gürtel herauszuhohlen, den du darinn gelassen hast.

Eben dieser grosse Mann, zu dessen Zeit die Ueppigkeit in Rom anfieng überhand zu nehmen, hat dieses einschleichende Uebel seinen Mitbürgern oft beissend vorgeworfen. Einsmals fieng er seine Rede an das Volk also an: Ich halte es, ihr

Römer, für eine schwere Sache mit dem Bauch zu reden, der keine Ohren hat. In einer andern Rede sagte er: Eine Stadt kann nicht mehr lange bestehen, wenn es schon dahin gekommen ist, daß ein Fisch mehr gilt, als ein Ochse.

Alexander der Große zog unter den verschiedenen Feldherrn, die unter ihm dienten, den Hephästion und den Kräterus besonders hervor. Aber er pflegte zu sagen: Hephästion ist ein Freund Alexanders, Kraterus aber ist ein Freund des Königs.

Zween Griechen, einer aus Sparta, der andere aus Athen, waren in einen Wortwechsel gerathen, der den Vorzug der Tapferkeit betraf. Der Athenienser sagte: Wir haben euch ofte von dem Fluß Kephissus weggejagt. Wir aber, antwortete der Spartaner, haben euch niemals von dem Eurotas wegjagen dürfen. Eine ähnliche Antwort gab ein gemeiner Spartaner einem Argiver; dieser stichelte auf jene: Viele von euch liegen in Argolis begraben. Aber keiner von euch, sagte der Spartaner, liegt in Lakonien.

Man erzählte in Gegenwart des Sokrates, das Archelaus König in Macedonien, grosse Summen Geldes auf die Verzierung seiner Palläste verwende, und daß er kürzlich den berühmten Mahler Zeuxis zu sich zu berufen habe. Worauf Sokrates sagte: Es reisen in der That viel Leute nach Macedonien, um die königliche Gebäude zu sehen: ich

höre

höre aber nicht, daß jemand dahin gehe, um den König selbst zu sehen.

In dem Kriege, den Theben gegen Sparta hatte, trug es sich einsmals zu, daß die Thebaner unvermuthet auf eine starke feindliche Parthey trafen. Wir sind den Feinden in die Hände gefallen! rief ein Thebaner. Warum sagst du nicht, versetzte Pelopidas, daß sie uns in die Hände gefallen.

Es sagte jemand zu dem Weltweisen Diogenes: Siehe, hier sind Leute, die deiner spotten. Das kann seyn, antwortete Diogenes, ich aber werde nicht verspottet.

Der Philosoph Anaxagoras fand sich in seinem Alter von jedermann verlassen, und nahm sich deshalb vor, Hungers zu sterben. Als Perikles, der sein Schüler gewesen war, dieses hörte, lief er gleich zu ihm, und bat ihm auf das beweglichste, seinen Entschluß zu ändern, und ihm bey seinen schweren Regierungsgeschäften ferner mit gutem Rath beyzustehen. Hierauf dekte sich Anaxagoras auf, und sagte: Perikles, wer eine Lampe nöthig hat, gießt auch Oel darauf.

Bey Ivri redete Heinrich der IV. seine Truppen mit den Lakonischen Worten an: Ihr seyd Franzosen, hier seht ihr die Feinde, und ich bin euer König! Als sein Vordertreffen wich, rief er den Fliehenden zu: wendet euch um, und wenn ihr nicht streiten wollt, so sehet mich wenigstens sterben.

Die Athenienser wollten ein grosses Gebäude aufführen lassen, zwey Baumeister meldeten sich, der eine machte weitläuftige Versprechungen, Ihr Herren, sagte der andere, was dieser gesagt hat, will ich thun.

Man wollte einem Gelehrten, als eine Seltenheit ein Kind zeigen, welches den ganzen Virgil auswendig gelernt hatte. Gebet euch keine Mühe, sagte er, denn ich habe das Buch selber.

Welches ist das beste Mittel, tugendhaft zu werden, fragte jemand den Sokrates? Wenn man sich bemühet das zu seyn, was man scheinen will.

Philipp, König in Macedonien, schrieb dem Weltweisen Zeno, komm, unterrichte mich; so werden alle Macedonier besser werden.

Ein Soldat kam ganz erschrocken zum Leonidas, und berichtete ihm, daß der Feind nahe sey; wenn er uns nahe ist, antwortete er: so sind wir ihm auch nahe.

Scherz und Spott.

Der Spott ist die beste Widerlegung oder Abweisung der Thoren. Man wollte bey einer gewissen Gelegenheit dem Leotychides bange machen, da man ihm als ein böses Wunderzeichen erzählte, es habe sich eine Schlange um einen Schlüssel herumgewunden. Dieses finde ich nicht wunderbar, sagte er, aber wenn der Schlüssel sich um die Schlange gewunden hätte, denn wäre es ein Wunder gewesen.

Als

Als Hannibal vor der Schlacht bey Kannä austritt, um das römische Heer zu übersehen, das wegen seiner überlegnen Größe den Karthaginensern Schrecken verursachte, gab einer von den Anwesenden, Namens Giskon, seine Furcht und Verwunderung zu erkennen. Hannibal kehrte sich gegen ihn um, und sagte: Mir ist von den Römern etwas bekannt, worüber du dich weit mehr wundern würdest. Giskon fragte: was das wäre? Worauf Hannibal sagte: Keiner unter so vielen heisset Giskon. Dieser unerwartete Spott erweckte ein grosses Gelächter, und die Karthaginenser, die dieses sahen, kamen dadurch von ihrem Schrecken zurück, und faßten Muth.

Ein unverständiger Mensch fiel einem Spartaner durch mancherley unzeitige und vorwitzige Fragen beschwerlich. Unter andern wollte er auch wissen, wer der beste Spartaner sey? Der, war die Antwort, der dir am wenigsten gleichet.

Als der König Antiochus, dem Hannibal die Armee zeigte, womit er die Römer bekriegen wollte, und auf den Glanz und Reichthum der Waffen sich etwas einbildete, fragte er den Karthaginenser: Was meinest du wohl, wird dies genug seyn für die Römer? Worauf Hannibal antwortete: Ich kenne sie zwar als sehr geitzige Leute, aber ich denke, sie werden sich damit begnügen.

Dionysius, der Syrakuser Tyrann, fragte den Philosophen Aristippus spöttisch: Woher mag es kommen, daß man die Philosophen so ofte in den Häusern der Rei-

chen findet, da man die Reichen niemals zu den Philosophen gehen sieht? Dieses kommt daher, antwortete Aristippus, weil die Philosophen erkennen, was ihnen fehlet, aber die Reichen erkennen es nicht.

Der Weltweise Bias, befand sich mit einigen ruchlosen Männern auf der See. Bey entstandenem Sturm, fiengen die an laut zu beten; Bias aber sagte ihnen: „Seyd ja still, „damit die Götter nicht erfahren, das ihr hier seyd.“

Domitius ein Römer, warf dem Crassus öffentlich vor, daß er geweinet habe, als ihm ein grosser Fisch, den er in seinem Garten in dem Teich gehabt, gestorben sey. Worauf Crassus versetzte: Das ist wahr; aber es ist auch wahr, daß du niemals geweint hast, wenn du eine deiner verstorbenen Frauen hast begraben lassen.

Ein gewisser Athenienser warf dem berühmten Redner Demosthenes vor: Seine Reden röchen nach der Lampe. Worauf dieser antwortete: Allerdings! aber meine Lampe weiß von mir das nicht, was die deinige von dir weiß.

Als der jüngere Dionysius in Corinth als ein gemeiner Mann lebte, suchte ein witziger Kopf dadurch sein Gespött mit ihm zu treiben, daß er beym Eintritt in sein Zimmer, sein Kleid ausschüttelte, welches man ehedem hatte thun müssen, als Dionysius Syrakusa noch beherrschte. Allein dieser warf den Spott auf den andern zurück, indem er zu ihm sagte: Thue dieses hernach, wenn du von mir heraus gehest, damit ich sehe, ob du mir nichts mitnimmst.

Eben

Eben derselbe hat auch dem macedonischen König Philippus einen Spott auf eine feine Art bezahlt. Der König spottete über die Trauerspiele und Gedichte des ältern Dionysius, und sagte: Ich begreife nicht, zu welcher Zeit er sie kann verfertigt haben. Zu der Zeit, antwortete Dionysius, da du, und andere deines gleichen schwelgeten.

Man erzählte dem Kayser Augustus, daß bisweilen ein Mensch vom Lande herein nach der Stadt (Rom) käme, der ihm ungemein ähnlich wäre. Augustus befahl an den Thoren, auf ihn acht zu haben, wenn er wieder kommen würde, und ihn nach dem Pallast zu weisen. Dieses geschahe, und der Kayser fand in der That, daß sie sich wie Brüder glichen. Dieses gab ihm Anlaß, den Landmann aufzuziehen, und ihn spöttisch zu fragen: Vermuthlich ist deine Mutter ehedem oft nach der Stadt gekommen? Niemals, antwortete der andere, aber mein Vater ist oft herein gekommen.

Ein Schwätzer hielt den Philosophen Aristoteles auf der Strasse an, und erzählte ihm viel läppisches Zeug, wobey er immer ausrief: Ist das nicht wunderbar! So wunderbar nicht, sagte der Philosoph endlich, als daß ein Mensch der seine Beine noch hat, still stehet, und dein Geschwätz anhöret.

Ein elender Dichter hatte dem Theokritus seine Verse vorgelesen, und fragte ihn nun: Welche unter allen ihm am besten gefallen? Die, war die Antwort, welche du weggelassen hast.

Würkung eines sehr wohl angebrachten Scherzes.

Der chinesische Kayser Tsching-thi wollte eine schöne Tänzerinn zur Gemahlin nehmen; die Großen des Reichs waren äusserst mißvergnügt; sein ganzer Hof war wider ihn empört; allein seine Leidenschaft achtete auf nichts; der Tag des Hochzeitfestes kam, und die Tänzerinn erschien als eine Göttin. Eifersucht war auf allen Seiten der Tafel zu sehen. Unter andern sagte der Kayser zu der gegen ihn über sitzenden Pan-hiai: ich weiß, daß sie aufrichtig sind, sagen sie, ich bitte, was halten sie von unserer neuen Kayserinn? „Sie ist vortreflich, versetzte diese, sie spielt sehr wohl, „und eine Hauptrolle steht ihr sehr gut.' — Ein Gelächter schlug von allen Seiten auf, der Kayser lachte gezwungen mit; und um sich nicht selbst lächerlich zu machen, eröffnete er, daß Pan-hiai es getroffen, und daß die Erhebung der Tänzerinn nur ein Scherz sey. Und in der That trat diese Person, zur grossen Freude des Hofes, wieder in ihren vorigen Stand zurück.

Eine feine Antwort.

Als das Heer Franz des ersten, bey Pavia geschlagen und er selbst umringt war, wollte er sich keinem andern, als dem Vicekönig von Neapolis gefangen geben. Mein Herr de Launoy, sagte er zu ihm, hier haben sie den Degen eines Königes, welcher gelobt zu werden verdient;

weil

weil er sich dessen so bedient hat, daß viele von den Ihrigen dadurch das Leben eingebüßt haben. Das widrige Glück, und nicht meine Feigheit ist Schuld, daß ich gefangen worden. De Launoy fiel ihm zu Füßen, nahm mit Ehrerbietung dem Könige den Degen ab, und küßte ihm die Hand. Ich bitte Ew. Majestät, sagte er, mir zu erlauben, daß ich ihnen hier meinen Degen gebe, der vielen von den Ihrigen das Leben geschonet hat.

Der Khalif Ali, ein weiser, gerechter und gottesfürchtiger Regent, hatte eine unglückliche und durch Aufruhr seiner Unterthanen sehr beunruhigte Regierung. Ein Feldherr fragte ihn einst mit dem größten Uebermuthe: „warum sind die „Regierungen Abubekers und Omars so ruhig gewesen, und „warum fallen hingegen unter deiner, und vorher unter des „Othman Regierung so viel Unruhen vor? Die Ursach ist „ganz klar, antwortete Ali, denn Othman und ich dienten „Abubeker und Omar; wir aber fanden in unsern Diensten „dich, und deines gleichen.“

Der Präsident Jeannin wurde als Bothschafter zum König von Spanien geschickt, von welcher Gesandschaft er auch nachgehends den Nahmen Jeannin von Castilien erhielt. Die stolzen Spanier, die die niedrige Herkunft dieses grossen Mannes kannten, beklagten sich bey ihrem Könige, daß die Franzosen ihnen so wenig Achtung bezeugten, und nicht einmal einen Edel-

mann als Gesandten an ihren Hof schickten. Den Morgen darauf hatte Jeannin seine erste Audienz. Der König fragte, ob er ein Edelmann sey? Er antwortete; „Ja, wenn Adam „anders einer war.“ — Wer sind eure Eltern? Fragte der König ein wenig empfindlich über seine Antwort. „Ich bin der Sohn meiner Tugenden, versetzte der Präsident.„ — Diese Antwort, und die Freymüthigkeit, mit der er sie sagte, rührten den König. Er hörte ihn gütig an, und Jeannin erwarb sich das vollkommenste Vertrauen des Königs, die Hochachtung des ganzen Hofes; führte seinen Auftrag an demselben glücklich aus; sein Abschied ward durchgängig bedauert; und sein Nahme nicht anders, als mit Ehrerbietung genannt.

Macht der Beredsamkeit.

Attila, der Hunnen König, rückte siegreich in Italien, und gegen Rom vor. Kaum konnte man hoffen, daß auf das rohe, stolze, und allen sanfteren Empfindungen fast unzugängliche Herz dieses Siegers irgend eine Vorstellung Eindruck machen würde. Ja der Versuch, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, konnte schon gefährlich werden. Niemand wollte deswegen von Rom aus, als Gesandter, ihm entgegen gehen. Pabst Leo, der Große genannt, entschloß sich einzig und freywillig dazu. Er wuste auch alles, was die Religion ehrwürdiges, die Klugheit wirksames, und die Sanftmuth einschmeichelndes hat, so gut anzuwenden, daß durch seine Vorstellungen allein bewogen, der Sieger sich von Rom entfernte,

und

und die Gelegenheit zu neuen Verwüstungen, oder Eroberungen aufgab.

Nicht lange nachher hatte der König Genserik sich der Stadt Rom bemächtiget, und es war schon beschlossen, die Stadt in Brand zu stecken, und die Einwohner mit dem Schwerdt auszurotten. Was weder der Anblick der Denkmahle der Baukunst, noch das Jammern der unglücklichen Einwohner in dem Herzen des Barbaren auszurichten vermochte, das erhielt die Ueberredung des Bischofs Leo von dem ketzerisch gesinnten, und folglich dem rechtgläubigen Bischofe selbst aufsätzigen Fürsten. Genserik ward gewonnen, Rom blieb unzerstört, und hundert tausend Menschen erhielten ihr Leben.

Macht der Dichtkunst.

An den König der Hunnen Attila, wurden Priscus und andre Römer, als Gesandten geschickt, und von ihm mit zur Tafel gezogen. Als das Gastmahl vorbey war, naheten sich zween Scyten dem Attila, und sangen ein Gedicht ab, in welchem sie seine Siege und kriegerische Tugenden rühmten. Alle Hunnen richteten mit Aufmerksamkeit ihre Augen auf die beyden Barden. Einige schienen durch die Verse entzükt; andere die sich ihrer eignen Feldschlachten und Heldenthaten erinnerten, frolockten für Freuden. Da inzwischen diejenigen, die ihr Alter entkräftet hatte, in Thränen ausbrachen, die Abnahme ihrer Stärke, und den unthätigen Zustand beweinten, in welchem sie nun gezwungen waren, zu verharren.

Leeres Geschwätz.

Als Sylla in dem mithridatischen Kriege Athen belagerte, schickte Aristion ein grausamer und schwelgerischer Mann, der damals diese Stadt beherrschte, einige seiner Vertrauten mit Friedensvorschlägen an den römischen Feldherrn ab. Als sie Erbaubniß bekommen hatten, ihre Sache vorzutragen, machten sie sehr viel Rühmens von dem alten Glanze der Stadt Athen, sprachen von dem Theseus, Eumolpus, und den medischen Siegen, ohne etwas vernünftiges, das auf die Rettung der Stadt abzielte, vorzubringen.

Sylla fiel ihnen deshalb in die Rede und sagte: Ihr Schwätzer! geht mit eurem Reden, wo ihr hergekommen seyd. Ich bin von den Römern nicht hieher geschickt worden, daß ich die Redekunst lernen, sondern daß ich die Abtrünnigen züchtigen soll.

Leidenschaft macht dumm.

Bajazeth war über einen grossen Theil seiner Officiere mißvergnügt, hielt Kriegsrath, und wollte alle niedersäbeln lassen. Die Minister waren bestürzt, und wußten sich nicht zu helfen. Narruddin Hazza, der Aesopus seiner Zeit, zog sie aus der Verlegenheit. „Sultan, sagte er, laß diese „Verräther nur schnell umbringen, sie verdienen kein „besseres Schicksal! wozu sind sie nütze? Nimm du „die Fahne, und ich will die Trommel anhängen. „Wir allein wollen den Tartarn genug zu schaffen

„mas

„machen.“ — Dieser Scherz machte den Sultan nachdenkend, und er verziehe den Officieren.

Dumdreistigkeit.

Hans Holbein mahlte den König in England, ein Graf wollte ihn mahlen sehen, Holbein ließ sich höflich entschuldigen, der stolze Graf erbrach die Thüre, und Holbein schmiß ihn die Treppe hinunter. Gleich darauf erschienen beyde, Holbein um Schutz, und der Graf um Rache zu bitten, beym Könige. Der Lord war nicht zu besänftigen, bis der König sagte: ich verbiethe euch bey eurem Leben, euch an meinem Mahler zu vergreifen; ihr sollt wissen, daß ich aus sieben Bauern den Augenblick sieben Grafen machen will, aber aus sieben Grafen, wie ihr, würde ich nicht einen einzigen Holbein machen können.

Ein Schneider hatte ein kleines Büchlein drucken lassen, und nach seiner Meinung darinnen gezeigt, was für Verordnungen zum Besten des Staats gemacht werden könnten. Er hatte die Dreistigkeit, es selbst dem Könige, Heinrich dem vierten zu überreichen. Dieser nahm es mit lachender Mine in die Hand, las ein paar Seiten darinnen, und sagte sodann zu einem seiner Kammerdiener: „Hohlet mir doch den Kanz„ler, er soll mir das Maas zu einem Kleide nehmen; denn „mein Schneider macht Verordnungen für den Staat.

Vorwitz.

Ein vorwitziger Mann fragte jemanden, der etwas trug, das er mit einem Tuch bedeckt hatte, was er da trage?

und

und bekam zur Antwort: Es ist eben darum zugedeckt, weil du nicht wissen sollst, was es ist.

Man macht sich durch den Vorwitz nicht blos lächerlich, sondern bisweilen unglücklich. Der König Seleukus hatte eine Schlacht gegen die Galater verlohren, und dabey seine ganze Armee eingebüßt. Er selbst nahm nur von drey oder vier seiner Bedienten begleitet, die Flucht, und hatte, um nicht erkannt zu werden, seinen königlichen Schmuck weggeworfen. Auf der Flucht kam er an einem abgelegenen Orte in ein Bauerhaus, und forderte etwas zu essen. Der Bauer merkte wohl, daß seine Gäste ängstlich waren, und sich fürchteten, entdeckt zu werden. Er erkannte endlich den König, und freute sich innerlich über die Ehre, die er hatte, einen grossen Herren zu bewirthen. Nachdem der König sich etwas ausgeruhet hatte, ließ er sich durch den Bauern auf den Weg bringen, den er nehmen wollte, und nahm hernach von ihm Abschied. Der Bauer konnte seinen Vorwitz, zu zeigen, daß er seine Gäste kannte, nicht bändigen, und sagte: Lebe wohl, Konig Seleukus! hierauf bot ihm der König die Hand, und zog ihn gegen sich, als wenn er ihn umarmen wollte, befahl aber durch einen Wink einem seiner Begleiter, ihn nieder zu hauen, aus Furcht, es möchte ihn auch die Lust ankommen, ihn den Feinden zu verrathen.

Rohe Tugend.

Mahomed der Zweyte bekam von der Beute unter andern eine vollkommene Schönheit, die sich Irene nannte. In

diese

diese verliebte er sich so, daß er die Regierungsgeschäfte ganz vernachläßigte. Die Truppen murreten, und man fand nöthig, den Sultan selbst davon zu benachrichtigen. Dieser, ohne sich etwas merken zu lassen, befahl, man solle den Kriegsrath versammlen, die Truppen anrücken, und Irenen hohlen lassen. Sie kam, und der Sultan wies sie der ganzen Versammlung, und fragte die umstehenden Bassen, ob sie jemals eine vollkommnere Schönheit gesehen hätten. Sie antworteten alle, nein. Hierauf zog er sein Schwerdt, und schlug der Irene mit einem Streich den Kopf ab, der zu den Füßen eines Bacha fiel. Dann schrie er mit einer donnernden Stimme, und drohendem Blick zu der Versammlung und den Truppen: „Dieses Schwerdt zerreißt, wenn ich will, „auch die Fesseln der Liebe.“

Rohe Tugend im Freystaat.

Als die Römer in einem gefährlichen Kriege mit den Lateinern verwickelt waren, einem Volk, das an Sprache, Sitten und Kriegskunst ihnen fast gleich war, machten die Umstände das Verbot von Seiten der römischen Feldherrn T. Manlius und P. Decius nothwendig: es solle kein Römer ohne Geheiß sich in ein Gefecht einlassen. Der Sohn des Consul Manlius ward zum Kundschaften ausgesandt, und stieß auf den Geminius Martius, den berühmtesten Anführer der lateinischen Reiterey. Dieser spottete der Römer, und forderten den Manlius einzeln zum Gefechte aus. Manlius vergaß sich; verließ seinen Trupp Reiter; stritt mit dem Geminius,

nius, erlegte ihn, und kehrte mit der Rüstung des Erschlagenen frölich zu seinem Vater ins Lager zurück. Der Vater ließ sogleich das Heer sich versammlen, und machte im Kraise bekannt was geschehen war. „Du, mein Sohn, sagte er, hast es so gemacht, daß ich entweder der Kriegszucht und unserer Wohlfahrt, die darauf sich gründet, vergessen müßte; oder aber daß mir jetzt ein Sohn, und mein eigner Schmerz nichts gelten muß. So wollen wir denn lieber dein Versehen schwer büssen, als zulassen, das auf den Staat die üble Folgen desselben kommen. Gehe, Henker, binde ihn an den Pfahl.„ Alle waren für Erstaunen über ein so grausames Geboth stumm und starr. Aber sobald das Blut des Jünglings strömte, und der Kopf abgeschagen war, brachen alle Anwesende laut aus; man hörte nichts als Klagen oder Verwünschungen, und die Leiche wurde vom ganzen Heere so feyerlich als möglich zur Erde gestattet; des Vaters Verfahren aber durch die Benennung: Commando nach Manlius Art, auf immer bezeichnet.

Großmüthiges Verzeihen des Fürsten.

Der Prinz von Hessen-Homburg ward vor der Schlacht bey Fehrbellin von Friedrich Wilhelm mit sechszehnhundert Reutern ausgeschickt, um die Schweden auszukundschaften. Er griff die Feldwachen an, trieb sie bis an das Hauptlager, dieses stellte sich sogleich in Schlachtordnung; und nun gerieth der zu muthige Prinz in ein Gefecht, welches einen traurigen Ausgang würde genommen haben, wenn

der

der Churfürst ihm nicht zu Hülfe geeilt wäre. Die Schweden wurden gänzlich geschlagen, und noch auf dem Schlachtfelde ließ der Churfürst den Prinzen, der das Wohl des ganzen Staats mit Leichtsinn der größten Gefahr ausgesetzt hatte, vor sich kommen, und sagte nur so viel zu ihm: „Wenn ich nach der Strenge der Kriegsgesetze mit Ihnen verfahren wollte so hätten Sie den Tod verdient.“ Allein, das wolle Gott nicht, daß ich den Glanz eines so glücklichen Tages durch die Vergiessung des Blutes eines Prinzen verdunkeln sollte, der eines von den vornehmsten Werkzeugen meines Sieges gewesen.

Uneigennützigkeit.

Ein gewisser Perser, der von seinem Könige abgefallen, und mit vielem Gelde nach Athen geflohen war, wurde in dieser Stadt von einigen gewinnsüchtigen Menschen beunruhiget. Er nahm deshalb seine Zuflucht zu Cimon, des Miltiades Sohn, der damals der angesehenste Bürger war, und einen grossen Einfluß auf die Regierung des Staats hatte.

Als er in Cimons Haus gekommen, ließ er in dem Vorhof zwey Schaalen niedersetzen, die eine mit silbernen Dariken, die andere mit goldenen Münzen angefüllt. Als Cimon dieses sahe, lachte er, und sagte zu dem Perser: „Willst du den Cimon lieber zu einem Miethling, oder zu einem Freunde haben?“ Zu einem Freunde, sagte der Perser; worauf Cimon antwortete: „So nimm denn dieses wieder mit dir: denn da ich dein Freund seyn soll; so

werde ich mich deines Geldes bedienen, so bald ich es nöthig haben werde."

Philopömen, der letzte Held den Griechenland hervorgebracht hat, ward sowohl wegen seiner Klugheit und Heldenthaten, als wegen seiner großmüthigen Uneigennützigkeit hochgeschätzt. Als er einsmals den Lacedämoniern einen sehr wichtigen Dienst geleistet hatte, faßte das Volk den Schluß ab, ihm ein großes Geschenk an Gelde zu machen. Sie schickten auch einige Männer ab, die ihm dieses Geld überbringen sollten. Allein die Ehrfurcht, welche man seiner Uneigennützigkeit halber für ihn hatte, war so groß, daß keiner von den abgeschickten Lacedämoniern das Herz hatte, von diesen Geschenken ihm etwas zu sagen. Sie wandten sich endlich an einen gewissen Timolaus, der mit Philopömen in guter Bekanntschaft stand, und trugen ihm auf, das Geschenk zu überbringen. Dieser kam also nach Megalopolis, und kehrte bey dem Philopömen ein. Als er aber jetzt sahe, wie ernsthaft Philopömen in seinem Wesen, wie sparsam im Essen und Trinken, wie einfach in seinen Sitten er sey, und daraus seine Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit erkannte: so that er des Geschenks keine Erwähnung, sondern erdachte einen Vorwand seines Besuchs, und ging wieder davon. Eben dieses wiederfuhr ihm, als er das andere mal wieder abgeschickt wurde. Er reisete nachher das dritte mal zum Philopömen, und that sich recht Gewalt an, seine Sache endlich anzubringen. Philopömen hörte ihn ganz geneigt an, gieng aber hierauf selbst nach Lacedämon, und gab den Spartanern

diesen guten Rath: "Versuchet nicht eure guten Freunde zu „bestechen, da ihr ihre Hülfe umsonst haben könnt! erkaufet „oder gewinnet die Bösen mit Gelde, damit ihr sie ruhig „machet. Es ist besser, daß man die Feinde, als daß man „die Freunde stumm mache."

Anders Aagesen Rouptved, ein arbeitsamer Bauer in Norwegen, hatte in den Jahren, da ein so harter Miswachs in Norwegen war, mehr Korn eingeärndtet, als er zu seiner sparsamen Haushaltung bedurfte. Das Verlangen nach Korn war in diesen Jahren so allgemein, daß man ihm oft ein Ansehnliches für den ganzen Vorrath, den er übrig hatte, anboth. Anstatt aber sich dieser Gelegenheit zu bedienen, um für den höchsten Preis seinen Vorrath anzubringen, behielt er ihn vielmehr zurück, für die Dürftigsten und Nothleidenden in seiner Nachbarschaft, denen er das Korn zu Scheffeln und halben Scheffeln um einen viel geringern Preis verkaufte. Eine so edle Handlung, wie diese, verdiente Belohnung, und erhielt sie. Der König beschenkte ihn mit einer grossen silbernen Schaumünze, welche ihm in einem Schreiben des Erbprinzen übersandt, und in einer feyerlichen Versammlung von dem Amtsmanne des Orts übergeben wurde.

Vergnüglichkeit.

Cajus Fabricius, ein vornehmer Römer, stand, seiner Armuth ungeachtet, in sehr grossem Ansehen. In dem gefährlichen Kriege, den die Römer gegen den Pyrrhus zu füh-

ren hatten, war er erst einer der Gesandten, die an den Pyrrhus abgeschickt worden, um die Kriegsgefangenen loszukaufen; hernach aber führte er in demselben Kriege als Consul das römische Heer an. In beyden Gelegenheiten führte er sich als ein großmüthiger Mann auf, den die Feinde selbst bewundern mußten.

Bey seiner Gesandschaft erweckte er bey dem Könige so viel Hochachtung gegen sich, daß Pyrrhus ihm folgenden Antrag machte: „Bleib bey mir: ich will dich als meinen Freund „und Feldherrn, meiner königlichen Herrschaft theilhaftig „machen. Ich brauche einen tugendhaften Mann, und einen „treuen Freund; du aber brauchst einen König, der durch „seine Freygebigkeit dich in Stand setze, desto mehr Gutes zu „stiften."

Auf diesen Antrag gab Fabricius folgende Antwort: „Da du, wie es scheinet, schon erfahren hast, nach was für „Grundsätzen ich so wohl bey Verwaltung der öffentlichen „Aemter, als bey Besorgung meines Hauswesens, handle; „da du auch schon weißt, daß ich gar nicht reich bin, sondern „nur ein kleines Gut besitze, daneben weder von Zinsen, noch „vom Verdienst meiner Sklaven lebe, so will ich weiter da„von nichts sagen; da ich aber sehe, daß du mich wegen mei„ner Armuth für elend hältst, und dir einbildest, daß ich un„geachtet meiner Tugend und Verdienste blos meiner Armuth „halber verachtet werde, so muß ich dich darüber eines bessern „belehren."

„Ich

„Ich habe mich wegen meiner Armuth niemals für un„glücklich gehalten, und kann mich überhaupt über mein „Glück nicht beschweren, es sey, daß ich mich als ein Glied „des Staats, oder nur als einen Hausvater betrachte."

„Ich verwalte, meiner Armuth ungeachtet, die höch„sten Ehrenstellen, und werde in den wichtigsten Angelegen„heiten um Rath gefragt. Die Reichsten im Staat haben „nichts vor mir voraus, da jedermann mich ehret und hoch„schätzt."

„Eben so glücklich sind meine häußliche Umstände, auch „wenn ich mich mit dem Reichsten vergleiche. Mein kleines „Gut giebt mir das Nothwendige, solange ich es bauen, und „als ein sparsamer Hauswirth leben werde. Damit kann ich „zufrieden seyn; da mir durch Hunger und Durst, welche ich „erarbeite, jede Speise und Trank fürtreflich schmackhaft; „und durch Ermüdung der Schlaf höchst erquickend wird. „Da mein schlechtes Kleid mich für Kälte schützt, und mein „weniges Hausgeräth mir den nöthigen Dienst thut, so kann „ich mich über das Glück nicht beschweren; da mir gar nichts „fehlt: aber nach dem Ueberflüssigen habe ich nicht einmal die „geringste Begierde. Ich habe tausend Gelegenheiten ge„habt, ohne Vorwürfe auf mich zu laden, Schätze zu samm„len. Vor einigen Jahren zog ich als Consul gegen die „Samniter, Lukaner, und Brutier zu Felde. Ich erfocht „viele Siege, eroberte viel reiche Städte, und plünderte ein „grosses Land. dadurch bereicherte ich mein Heer, vergütete „jedem Bürger die Kriegssteuer, die er bezahlt hatte, und

„legte noch nach meinem Triumphe vierhundert Talente in den „öffentlichen Schatz. Da ich von dieser Beute nichts genom„men habe, als es mir frey stund zu nehmen, so viel ich wollte, „warum sollte ich von dir Geschenke nehmen? Warum sollte „ich itzt mit Unehre reich werden, da ich es nicht habe seyn „wollen, als ich es mit Ehren seyn konnte?"

Alexander der Große schickte einmal dem Phocion, hundert Talente zum Geschenke. Dieser fragte diejenigen, welche ihm das Geld überbrachten: „Warum „schenkt Alexander, vor allen Atheniensern, nur mir „allein so viel Geld?" Weil er dich, war die Antwort, allein für einen redlichen und rechtschaffenen Mann hält" Warum will er denn nicht haben, daß ich ein solcher bleibe? versetzte Phocion, und wies sie mit dem Gelde ab. Allein sie liessen sich nicht abweisen, sondern folgten ihm in sein Haus. Daselbst fanden sie zu ihrer Verwunderung alles nach der äussersten Sparsamkeit, und Vergnüglichkeit eingerichtet. Sie sahen seine Gemahlin selbst kneten, ihn aber Wasser vom Brunnen hohlen, um sich die Füße zu waschen. Itzt glaub en sie um so viel mehr darauf dringen zu können, daß er das Geld annehme. „Es ist schimpflich, sagten sie, „daß du, ein Freund des Königs, so armselig leben sollst."

Phocion wies ihnen hierauf einen Mann in einem alten Mantel, der eben dort vorbey gieng, und sagte: Haltet ihr mich für geringer als diesen Mann? „Das sey ferne, antworteten sie." Und gleichwohl, versetzte Phocion, ist Er vergnügt, ob er gleich von wenigerm lebt, als ich.

Also wäre ich unter ihm, wenn ich, da ich mehr als er habe, mich damit nicht begnügen sollte. Wenn ich also, fuhr er fort, nichts mehr brauche, als was ich schon besitze, so wäre es vergeblich dieses Geld anzunehmen; und wenn ich es brauchen wollte, so würde ich dem Alexander, und mir, eine üble Nachrede bey meinen Mitbürgern zuziehen.

Mäßigkeit.

Alexander hatte auf seinem Zuge nach Asien der Ada, Königinn von Carien, verschiedene wichtige Dienste erwiesen, wofür sie sich auf alle mögliche Art gefällig gegen ihn bezeigte. Einsmals schickte sie ihm verschiedene Arten von Erfrischungen, allerhand Leckerbissen, und einige Köche, die für die besten gehalten wurden. Alexander nahm diese Geschenke nicht an, sondern ließ der Königinn sagen: Sein Hofmeister Leonidas habe ihn ehedem schon mit den besten Köchen versehen, indem er ihn gelehret habe, des Morgens ganz früh aufzustehn, und zu arbeiten, um des Mittags mit guten Appetit zu essen; und des Mittags mäßig zu seyn, um sich ein wohlschmeckendes Abendessen zuzubereiten.

Mäßigung des Zorns.

Die gewisseste Probe, daß ein Mensch eine gute Erziehung genossen habe, oder sonst durch Nachdenken zu einem merklichen Grade der Vernunft gekommen sey, ist die Mäßigung seiner Leidenschaften. Je näher man dem Stande der

Wildheit ist, je heftiger sind die Leidenschaften, und je weiter man sich von der Wildheit entfernt, je gemäßigter sind dieselben.

Es ist vielleicht am schwersten, den Zorn zu mäßigen; weil er überaus schnell und heftig wirket. Daß es aber nicht unmöglich sey, beweisen viele Beyspiele. Architas ein vornehmer Tarentiner, welcher die Philosophie in der Pythagorischen Schule gelernt hatte, wurde von einigen seiner Sklaven durch ein grobes Vergehen aufgebracht. Um sich durch den Zorn zu nichts Unanständigem verleiten zu lassen, ging Architas weg, und sagte seinen Sklaven: ihr seyd glücklich, daß ich im Zorn bin, sonst solltet ihr übel wegkommen.

Plato wollte einmal einen seiner Sklaven züchtigen, als eben einer seiner Bekandten dazu kam; zu diesem sagte er: thue mir den Gefallen, diesen zu prügeln; denn ich bin im Zorn.

Heinrich der vierte war von Natur hitzig und leicht aufzubringen, doch wußte er seinen Zorn zu beherrschen. Bey der Belagerung von Rouen thaten die Belagerten einen hitzigen Ausfall, und machten die Laufgraben rein. Der Marschall von Biron schob die Schuld auf den Crillon. Dieser Offizier wollte sich rechtfertigen; er ging zum Könige, welcher von seinen Gründen aber nicht so überzeugt zu seyn schien, als ers gerne gesehn hätte. Von den Entschuldigungen kam er zu Betheurungen, von Betheurungen zu Schwüren und

und Flüchen, welche ihm sehr geläufig waren. Der König den es verdroß, daß Crillon so die Ehrerbietung aus den Augen setzte, befahl ihm wegzugehen. Da aber Crillon alle Augenblick wiederkam; so merkte man, daß der König die Geduld verlohr, wozu er auch wohl Ursach hatte. Endlich ging Crillon fort, und nachdem sich der König wieder gefaßt hatte; sagte er zu den Herrn, die bey ihm waren: „ich bin von Natur zum Zorn geneigt; seitdem ich mich aber kenne, bin ich stets gegen eine Leidenschaft auf meiner Hut gewesen, welche zu hören sehr gefährlich ist. Ich weis dieß aus der Erfahrung und freue mich daß ich so gute Zeugen meiner Mäßigung habe.„

Vergebung der Beleidigungen.

Der spartanische Gesetzgeber Lycurgus, wurde bey einem entstandenen Auflauf, den die Reichen gegen ihn erregt hatten, von einem hitzigen jungen Menschen, Nahmens Alkander, mit einem Stock ins Gesicht geschlagen. Als er sich darauf gegen das Volk umwandte, und die Bürger sein blutiges Gesicht sahen, wurden sie so sehr gegen den Alkander aufgebracht, daß sie ihn dem Lycurgus auslieferten, damit dieser nach seinem Gutdünken sich an ihm rächen könnte.

Er nahm also den Jüngling mit sich nach Hause; doch that und sagte er ihm nichts Böses, sondern befahl ihm nur, daß er ihn anstatt seiner Bedienten, die er deswegen von sich ließ, bedienen sollte. Dieser Jüngling that auch alles willig und stillschweigend, was ihm befohlen wurde; er blieb bey

ihm nnd speisete mit ihm. Indem er nun die Sanftmuth und Großmuth des Lykurgus, seine strenge Lebensart, und sei unermüdeten Fleiß sahe; so bekam er eine große Hochachtung für ihn, und sagte zu seinen Freunden, wie Lykurgus weder hart noch eigensinnig, sondern der freundlichste Mann sey. Das Beyspiel dieses großen Mannes würkte so viel auf den Jüngling, daß er aus einem hitzigen und eigensinnigen Menschen, der artigste uud bescheidenste Mann wurde.

Perikles der mächtigste und angesehnste Mann in Athen, der viele Jahre lang den ganzen Staat allein regieret hat, wurde einsmals von einem liederlichen und groben Menschen einen ganzen Tag durch geschimpft. Er aber ertrug diese Beleidigung mit Stillschweigen, und führte seine Geschäfte vor Gericht aus. Als er gegen Abend nach Hause ging, verfolgte ihn dieser Mensch, und stieß allerhand Lästerungen gegen ihn aus. Perikles schwieg immer stille bis er an sein Haus kam, und da befahl er einem seiner Bedienten, weil es finster war, daß er ein Licht nehmen, und diesen Menschen nach Hause begleiten sollte.

In dem zweyten punischen Kriege, da Fabius Maximus das römische Heer gegen Hannibal anführte, wurde ihm ein gewisser Minucius zugesellet, der bey dem Heere gleiche Macht mit ihm haben sollte. Dieser war ein verwegener Mann, und ließ sich, gegen die Vermahnungen des Fabius, mit einem Theil des Heeres in ein Gefecht ein, worinn er von Hannibals Völkern umringt wurde, und Gefahr lief, mit seinem

ganzen

ganzen Heere umzukommen. Fabius aber vergaß alle Beleidigungen, die ihm Minucius angethan hatte, eilte mit dem andern Theil des Heeres ihm zu Hülfe, schlug die Carthaginenser in die Flucht, rettete das umringte Heer, und zog darauf, ohne dem Minucius ein einziges bitteres Wort zu sagen, oder ihm den geringsten Verweis zu geben, wieder in sein Lager zurück. Minucius aber ward von dieser Großmuth so sehr gerühret, daß er sich mit seinem Heer in des Fabius Lager begab. Als er daselbst angekommen war, gieng er gerades Weges auf das Hauptquartier zu. Sobald Fabius aus seinem Zelte hervorkam, legte Minucius die Fahnen zu dessen Füßen nieder, und nannte ihn mit lauter Stimme seinen Vater. Seine Soldaten hießen ihre unter dem Fabius stehende Cameraden ihre Patrone. Bey erfolgter Stille hielt Minucius folgende Rede an den Fabius:

„Diktator! heute hast du zween Siege erfochten, den „einen durch deine Tapferkeit über die Feinde; den andern „durch deine Klugheit und Leutseeligkeit über deinen Collegen. „Durch den einen hast du uns errettet, und durch den andern „hast du mich gelehret, daß es mir so heilsam ist, von dir „überwunden zu seyn, als schändlich es mir ist, daß mich „Hannibal überwunden hat. Ich nenne dich deswegen meinen Vater, weil ich keinen ehrerbietigern Nahmen weiß.“

Nach dieser Abrede umarmte und küßte Minucius den Fabius; seine Soldaten umarmten und küßten ihre Cameraden; und im ganzen Lager sah man nichts, als Freude und Freudenthränen.

Die durch die Wachsamkeit Ludwigs des XII. in ihren Räubereyen und Unterdrückungen gehinderten Großen in Frankreich, bestachen die Komödianten, den König in einem Possenspiele vorzustellen, wie er mit hagerm Angesicht seine Blicke auf einen Geldkasten hefte. Der König erkannte sich, und sagte: ich sehe lieber den Hof über meinen Geiz spotten; als das ganze Land über meine Verschwendung seufzen. Sie sollen aber wissen, daß sie die gute Zeit, die sie geniessen, mir zu verdanken haben. Ich verzeihe ihnen gern, allein sollten sie die Königinn, oder die Ehre irgend einer Dame angreifen, so sage ich ihnen, daß ich sie sogleich werde aufhängen lassen.

Als dem Phocion der Gifttrank gereicht wurde, fragte man ihm, ob er noch vorher seinem Sohn, der eben gegenwärtig war, etwas zu sagen hätte: Mein Sohn, sagte er, ich befehle dir, ja ich bitte dich, daß du wegen dieses Unrechts dich niemals an den Atheniensern rächen mögest.

Vernünftiges Nachgeben.

Cäsar Augustus hatte gegen den Asinius Pollio, einen vornehmen Römer, beissende Verse geschrieben. Seine Freunde vermahnten ihn, es nicht auf sich sitzen zu lassen; sondern ihm in gleichem Tone zu antworten. Das thue ich nicht, sagte Pollio, denn ich finde, daß es eine grosse Thorheit wäre, gegen den die Feder zu ergreifen, dessen Feder

der mich Vogelfrey machen kann. In eum scribere, qui potest proscribere.

Der Philosoph Favorinus stritt mit dem Kayser Adrian über die Bedeutung eines Wortes, und gab bald nach. Seinen Freunden, die ihm deshalb tadelten, sagte er: Ihr habt es nicht gut überlegt, wenn ihr verlangt, daß ich gelehrter scheinen soll, als er, der über dreyssig Legionen zu befehlen hat.

So klug dachte der Poet Philoxenus nicht. Er lebte an dem Hofe des Dionysius von Syrakusa. Einsmals ließ der Tyrann beym Abendessen ein Gedicht, das er gemacht hatte, vorlesen und fragte hernach die Gäste, was sie davon urtheilten? Philoxen fand es sehr schlecht, und sagte es gerade heraus; kam aber auch dafür in das Gefängniß, wohin Missethäter zu harter Arbeit verdammt waren.

Es ist freylich sträflich die Wahrheit zu verleugnen, aber in gleichgültigen, oder doch sehr unwichtigen Dingen, auch gegen die, welche die Macht in Händen haben, eigensinnig und grob zu seyn, ist Thorheit.

Wie man sich bey Feindschaften verhalten soll.

Cleomenes, ein spartanischer König sagte oft: es sey königlich seinen Freunden Gutes, und seinen Feinden Böses zu thun. Noch viel königlicher, sagte Aristion, ist es, seine Feinde sich zu Freunden zu machen.

Thor-

Thorheit der Neider.

Man sagte dem Agis, König in Sparta: Die von dem andern königlichen Hause beneiden ihn. So tragen sie, antwortete er, eine doppelte Last. Ihr eigenes Unglück würde ihnen schon Sorge genug machen; itzt quälet sie auch mein, und der meinigen Glück.

Zudringliches, bescheidenes Verdienst.

Vor dem Richtstuhl des Julius Cäsar, da er schon Diktator war, erschien als Beklagter ein alter Soldat, der ehemals unter ihm gedient, nun aber unter seinen Nachbarn um sich gegriffen, und wohl nicht die beste Sache hatte. „Feldherr, fragte dieser, erinnerst du dich, daß du in Spanien bey „Sucro einst den Fuß verrenkt? „als Cäsar dieses bejahet fuhr er fort: „erinnerst du dich auch, daß du in der brennendsten „Sonnenhitze auf einen rauhen Fels, dich unter dem einzigen „Baum, der weit umher zu sehen war, und noch dazu nur „wenig Schatten gab, setzen wolltest, und daß da einer deiner „Soldaten seinen Mantel unter dir ausgespreitet?“

Cäsar. Wie sollte ich dessen mich nicht erinnern; von Durst ausgemergelt wollte ich, da ich auf den Fuß nicht treten konnte, zur nächsten Quelle hinkriechen: aber ein Soldat, ein rüstiger, braver Kerl, brachte mir Wasser in seinem Helm.

Soldat. Feldherr, möchtest du diesen Soldaten, oder seinen Helm wohl wieder erkennen?

Cäsar. Den Helm wohl nicht, den Soldaten gewiß: aber fügte er etwas unwillig, weil der Soldat so ganz vom Prozeß abkam, hinzu, du bist doch sicher nicht dieser Soldat?

Soldat. Es ist dir nicht zu verdenken, daß du mich nicht kennest, denn da dies geschahe, war ich noch unverletzt. Nachher habe ich in der Schlacht bey Munda durch einen Stich ein Auge verlohren, und in meinem Kopf konnte man Knochen, wie in einem Todtentopf auflesen. Den Helm, wenn du ihn auch sähest, würdest du doch nicht wieder erkennen. Denn der Hieb eines spanischen Säbels hat ihn gespalten.

Cäsar hörte dies nicht sobald, als er den Anspruch that, man sollte nicht weiter gerichtlich gegen den Soldaten verfahren; und mit den Ländereyen, über welche der Streit gewesen war, machte er ihm auch ein Geschenk.

Der Generallieutenant Graf von Mariveaux, ein Mann von so rauhem Character, daß selbst der artigste Hof Ludwigs des XIV. ihn nicht hatte mildern können, hatte im Krieg einen Arm verlohren, und beklagte sich gegen den König, der ihm doch schon reichlich Gnade erwiesen hatte: „ich wollte,“ sagte er, „daß ich den andern Arm auch verlohren hätte, um „Euer Majestät nicht weiter dienen zu können.“ Das wollte ich nun eben nicht, antwortete der König, sowohl um meinet als um ihrentwillen. Er begleitete diese Worte mit einer neuen Wohlthat.

Ludwigs

Ludwig der vierzehnte hatte dem Generaladvocaten Talon einen Gehalt von sechstausend Livres gegeben. Lamoignon, der auch Generaladvocat war, bat, daß ihm der König eben diese Gnade wiederfahren laßen möchte. Der König versprach es ihm. Sechs Monathe vergiengen, während denen Lamoignon den König öfters sahe, ohne ihn weiter zu erinnern. Endlich sagte der König von selbst zu ihm, Sie sagen mir ja nichts mehr von ihrer Pension? „Sire, antwortete dieser ich erwarte, bis ich sie verdient habe. „Ey, wenn sie es von dieser Seite nehmen, erwiederte der König, so habe ich ihnen viel nachzuzahlen. In der That ließ ihm auch der König die Pension von dem Tag an bezahlen, da er darum gebeten hatte.

Als Le Brun die Gallerie des Herrn Lambert de Thorigny ausmahlte, arbeitete Le Sueur in einem daran stossenden Cabinet an einigen kleinen Figuren von schlechtem Belang. Der damalige päbstliche Nuncius kam die Gallerie zu sehen. Le Brun, der dem Prälaten von Person unbekannt war, eilte ihm sogleich entgegen, und führte ihm die Schönheiten derselben gehörig zu Gemüthe. Der Nuncius wollte nun auch sehen, was in dem Cabinet gemahl würde. Le Sueur der da in ziemlich armer Gestalt saß, und arbeitete, begnügte sich seine schmutzige Kappe vor dem Prälaten abzunehmen, und fuhr fort zu arbeiten; ohne sich dessen zu kümmern, was neben und um ihn vorgieng. Der Prälat, nachdem er einen Blick auf Le Sueurs Figuren geworfen, sagte zu Le Brun, den er für einen Aufseher hielt; „man hätte die grossen Stücke, „dir

„die wir dort gesehen haben, durch diesen Mann da (auf Le „Sueur deutend) ausführen lassen sollen, und diese kleinere „Figuren hier dem Andern überlassen sollen, der die Gallerie „gemahlt hat.“

Kindliche Dankbarkeit.

Epaminondas, den einige Weltweise für den größten Mann halten den Griechenland hervorgebracht hat; durch dessen Weisheit und Thaten, die vorher geringe Stadt Theben, eine Zeit lang die mächtigste Stadt in Griechenland geworden ist; der die vorher unüberwindliche Lacedämonier gedemüthiget, und den höchsten Gipfel des Ruhms erreicht hat; dieser Mann sagte oft zu seinen Freunden: „daß ihn von „allem Guten und Glücklichen, so ihn begegnet, nichts so „sehr freue, als daß er die Spartaner zu einer Zeit überwunden habe, da sein Vater und Mutter noch am Leben waren.“ Diese Empfindung macht ihm eben so viel Ehre, als sein Sieg bey Leuktra.

Ehrfurcht für das Alter.

Alle gesittete Völker haben das Gefühl gehabt, daß das Alter Ehrfurcht verdiene; aber die Spartaner haben, so wie in manchen andern Tugenden, also anch iu dieser, alle Völker übertroffen. In Athen kam einsmals ein sehr alter, aber ganz gemeiner Mann, in die Komödie, da schon alle Plätze besetzt waren. Er sah sich überall nach einem Platze um, ohne daß jemand so viel Achtung für ihn bezeugte, ihm Platz zu

machen. Es befanden sich aber einige Spartaner bey dem Schauspiele, die damals als Gesandte sich in Athen aufhielten. Als der Alte dahin kam, wo sie sassen, standen sie, nach den Sitten ihrer Stadt, ehrerbietig vor ihm auf, und gaben ihm die beste und oberste von den Stellen, die ihnen angewiesen waren. Das Volk sahe dieses, und gab, durch ein allgemeines Händeklatschen, dieser schönen That Beyfall, welches einen der Gesandten veranlaßte, zu sagen: **Die Athenienser wissen, was recht ist, wir aber thun es.**

Brüderliches Betragen.

Nachdem Eumenes von dem Perseus auf das engste eingeschlossen war; so hielt ihn jedermann für verlohren, und das Gerücht von seinem Tode kam selbst bis an seinen Hof, nach Pergamus. Attalus, sein Bruder, nahm alsbald das Diadem, vermählte sich mit der Königinn, und regierte an seines Bruders Stelle. Nicht lange hernach hies es, Eumenes lebe noch, und er sey auf dem Wege in seine Lande zurückzukehren. Attalus legte zufrieden die Krone von sich, und gieng, wie er sonst gewohnt war, vor der Leibwache des Königes her, seinem Bruder entgegen. Man bemerkte nicht die geringste Kaltsinnigkeit zwischen diesen zween Brüdern; im Gegentheil hinterließ Eumenes sein Reich und seine Gemahlinn dem Attalus, ob er schon selbst Kinder hatte, und Attalus beförderte Eumenens Kinder zum Throne, da es ihm doch an eigenen Söhnen nicht fehlte.

Robert, Herzog der Normandie, schickte seinem Bruder Heinrich, der in der belagerten Stadt schon den äussersten Mangel an Wasser litte, Wasser, und auch etwas Wein in die Festung. Sein anderer Bruder, Wilhelm von England, machte ihm deswegen Vorwürfe: Robert aber: **Was? soll ich meinen Bruder vor Durst umkommen lassen? Wenn er dahin ist, wo nehmen wir einen andern her?**

Als Knud Lavard, Herzog in Schleswig, die Wenden vertrieben hatte, griff er sie in ihrem eignen Lande an. Ihr Herzog Heinrich zog sich zurück, und Knud rückte mit starken Schritten ihm nach; so daß, ehe Heinrich es vermuthete, Knud mit seinem ganzen Kriegesheere vor einer Festung stand, worinn Heinrich mit wenig Mannschaft lag. Itzt hatte Knud Gelegenheit ihn in dieser Festung zu überfallen, und ihn zu tödten, oder zum Gefangenen zu machen. Allein Heinrich war mit Knud Geschwister Kind. Zwar hatte er das Land mit Krieg überzogen, allein die Ursache war, weil sein Oheim König Niels, ihm sein mütterlich Erbtheil vorenthalten, welches er zu verlangen, Recht hatte. Alles dies erwog Knud Er ließ es sich daher genug seyn, seinem Herzogthume Ruhe verschaft zu haben, und wollte die Uebermacht nicht gebrauchen, einen gedemüthigten Feind zu unterdrücken. Anstatt also die Festung anzugreifen, nahm er einige wenige Reiter mit sich, ritt an das Stadtthor, und ließ Heinrichen sagen, er sey da, und böte ihm Frieden an. Heinrich saß gerade zu Tische, als der Bote kam, und ihm Knuds Anerbieten, so

wie dessen Gegenwart mit gesammter Macht, verkündigte. Er konnte nicht anders glauben, als daß der Friedensantrag nur der Spott eines Feindes sey, der ihn in seiner Gewalt hatte. Er war daher so erschrocken, daß er auf den Tisch hinfiel, und kaum zu reden vermochte. Aber bald wurde er überzeugt, daß seine Furcht vergeblich gewesen. Knud kam, nannte ihn seinen Freund, umarmte ihn, und gab ihm aus eignen Mitteln, das ganze mütterliche Erbe, das er gefordert hatte. Heinrich konnte sich nicht der Thränen erwehren, und both ihm sogleich den Besitz seines Reichs an, wenn er ihn überlebte. Knud wollte sich dieses Anerbiethens nicht bedienen, um Heinrichs beyde Söhne nicht zu beeinträchtigen. Gleichwohl blieb Heinrich dabey, und ernannte ihn zum Thronfolger. Einige Zeit darauf starb Heinrich. Knud machte keinen Anspruch auf das Reich, sondern ließ die Söhne im Genuß ihrer Rechte. Aber diese waren beyde gleich unfähig zum Regieren; sie ergriffen die Waffen gegen einander, und kamen ums Leben. Nun erst, als keiner mehr von Heinrichs Stamme da war, bestieg Knud den Thron.

Billigkeit.

Smicythus verklagte den Nikanor oft beym Philippus, dem Vater Alexander des Grossen, er thue nichts als den König verkleinern. Alle Minister waren der Meinung, Philippus sollte den Nikanor hohlen, und ihn nach Verdienst abstrafen lassen. „Aber Nikanor! sagte der König, einen von „den wackern Männern in Macedonien? überlegt ihr wohl,

„was

„was ihr mir rathet? wäre es nicht besser, wenn wir untersuchten, woher dieses Mißvergnügen des Nikanors komme, „ob wir nicht etwa ihm dazu Ursach gegeben?“ Man untersuchte, und es fand sich, daß Nikanor in der äussersten Dürftigkeit lebte, und daß niemand so menschlich war, ihm in seiner Noth beyzustehen. Der König sendete ihm ein schönes Geschenk, und Nikanor lobte nun die Güte des Königs eben so sehr, als er ihn vorher getadelt hatte.

Eine dürftige Alte, trat diesen König Philippus an, und bat, daß er ihren Prozeß anhören, und entscheiden möchte; sie wiederholte mit Ungestüm ihre Bitte sehr oft, und Philippus sagte endlich: Er habe nicht Zeit. „So sey auch nicht „König!“ schrie die Alte ganz unwillig. Philippus ganz betreten, verhörte nicht nur diese, sondern auch alle Anwesende.

Die gefällige Tugend.

Bernhard, der Stifter des von ihm sogenannten Ordens, der die Mässigkeit selbst war, aß mit ankommenden Fremden wider seine Ordnung zu Abend. Seine Jünger schalten ihn darüber, „nicht ich,“ so entschuldigte sich der liebenswürdige Alte, „nicht ich aß, und trank mit ihnen, sondern „die Liebe that es.“

Fenelon gieng oft ganz allein und zu Fuße in den Gegenden von Cambrai spatzieren, und bey den Besuchen seines Kirchsprengels, gieng er in die Hütten der Bauern, setzte sich zu ihnen, sprach ihnen zu, und tröstete sie. Die Greise,

die das Glück gehabt haben, ihn zu sehen, reden noch mit der zärtlichsten Ehrerbietnng von ihm. „Da," sagen sie, „ist „noch der hölzerne Stuhl, worauf sich unser guter Erzbischof „mitten unter uns setzte."

Der Held und der Mensch.

Der dänische Held Tordenskiold hatte die Stadt Marstrand erobert, und that von da aus, einen Angriff auf die Festung Karlsstein. Der Kommendant dieser Festung, der entschlossen war, sich aufs äusserste zu vertheidigen, richtete seine Kanonen auf die Stadt, und machte ein heftiges Feuer, um die Dänen wieder herauszutreiben. Die marstrandischen Bürger geriethen dadurch in zwiefache Angst; sie hatten Feinde in der Stadt, und wurden zugleich aus ihrer eignen Festung beschossen. Schrecken und Jammer verbreiteten sich demnach überall, verwirret zogen sie von einem Orte zum andern herum, ohne Sicherheit zu finden. Als Tordenskiold dies sah, gab er zuförderst seinen Leuten strenge Befehle, daß sich keiner unterstehn solle, das mindeste von dem wegzunehmen, was den Bürgern gehörte. Dies beruhigte diese in etwas. Hernach, als er damit umgieng, einen Hauptangriff auf die Festung zu thun, und der Kommendant sich hatte verlauten lassen, daß er in solchem Falle sogleich die Stadt an verschiedenen Orten in Brand stecken wollte; so erlaubte Tordenskiold, daß die Bürger das Ihrige auf Klöver, einem kleinen Eilande draussen im Hafen, hinausbringen durften. Er gab ihnen selbst Böte und Leute, sie hinüber zu bringen, ja er schrieb

sogar

sogar dem Kommendanten; meldete ihm die Zeit, da diese Ueberbringung vor sich gehn würde; und bat ihn, so lange mit dem Schiessen inne zu halten, wenigstens auf dieser Seite. Die Bürger erkannten solche ungewöhnliche Wohlthaten, und sahen es mit desto wenigerm Verdrusse, als kurz nachher die Festung übergeben ward.

Türenne spatzierte oft ohne Bedienten, und ohne einiges Unterscheidungszeichen. Eines Tages gieng er vor einer Gesellschaft Handwerker vorbey, welche Kegel spielten. — Da sie über einen Wurf uneinig waren, rufen sie ihn, weil er einen Stock hatte, zum Richter an. Er maß mit seinem Stock, und gab den Ausschlag. Derjenige, den er verurtheilte, schimpfte ihn; der Marschall lächelte, und maß noch einmal; über diesem Geschäfte fanden ihn einige Offiziere, die ihn suchten. Die Handwerker wurden bestürzt, da sie hörten, daß dieser Mann der große Türenne wäre; der Schimpfende that einen Fußfall: „mein guter Freund, sagte „ihm Türenne, ihr hattet unrecht zu glauben, daß ich euch „betrügen wollte,“ und verfolgte seinen Spatziergang.

Freundschaft.

Damon und Pythias, welche beyde in den Grundsätzen der pythagorischen Sekte erzogen, und durch das geheiligte Band der zärtlichen Freundschaft, miteinander verbunden waren, hatten sich eine unverletzliche Treue geschworen. Dieselbe ward aber auf eine harte Probe gesetzt. Einer von ihnen, da er von dem syrakusanischen Tyrannen Dionysius zum Tode

verdammet worden, bat sich zur Gnade aus, daß man ihm erlauben möchte, eine Reise in sein Vaterland zu thun, um einige Angelegenheiten daselbst in Ordnung zu bringen. Er versprach, binnen einer gewissen Zeit wieder zu kommen; wogegen sich der andere großmüthig zum Bürgen stellete. Die Hofleute, und besonders Dionysius warteten mit Ungeduld, wie eine so ausserordentliche Begebenheit ablaufen würde. Der bestimmte Tag rückte heran, und da er gleichwohl noch nicht wiederkommen war, so tadelte ein jeder den unbesonnenen Eifer dessen, der sich zum Bürgen gestellet hatte. Dieser, anstatt Furcht und Unruhe blicken zu lassen, antwortete mit einem unveränderten Gesicht, er wäre gewiß genug, daß sein Freund wieder käme. Und in der That langte er auch an dem gesetzten Tag, uud zur bestimmten Stunde an. Dionysius, voll Verwunderung über eine so seltene Treue, wurde dadurch so gerührt, daß er ihm das Leben schenkte, und sie ersuchte, ihn als den dritten Mann in ihre Freundschaft aufzunehmen.

Verschwiegenheit.

So wichtig die Verschwiegenheit ist, so sind doch wenige Menschen, welche diese Tugend besitzen; man entdeket bey den meisten eine Begierde, das, was sie heimlich halten sollten, auszuschwatzen; dadurch hat sich mancher in das größte Unglück gestürzt. Ein Römer, der sich vorgenommen hatte, die Welt von dem abscheulichen Tyrannen Nero zu befreyen, verrieth sich selbst, weil er seine Zunge nicht im Zaum halten konnte. Er gieng den Abend vorher, ehe er seinen Anschlag

aus

ausführen wollte, bey dem Theater vorbey, und sahe da einen Gefangenen, der sein Unglück bejammerte; weil er den wilden Thieren sollte vorgeworfen werden. Diesem sagte er ins Ohr: Suche nur heute noch durchzukommen, morgen wird keine Gefahr mehr für dich seyn. Der Gefangene schloß hieraus, daß der andere gegen den Kayser etwas vorhaben mußte, und bediente sich dieser Entdeckung zu seiner Errettung. Er zeigte die Sache an, und bekam dadurch sein Leben zum Geschenk; da der andere es durch die Unenthaltsamkeit seiner Zunge verlohr.

Der Kayser Augustus hatte in den letzten Jahren seiner Regierung den Verdruß, niemand von den Seinigen um sich zu sehen, dem er das Reich überlassen könnte. Einsmals beklagte er sich deshalb gegen den Fulvius, seinen Vertrauten, und entdeckte ihm, daß er oft mit sich selbst berathschlage, ob er nicht seinen Enkel, den er verbannet hatte, zurück rufen, und ihn anstatt seines Stiefsohnes des Tiberius, zu seinem Nachfolger ernennen sollte. Fulvius vertraute dieses Geheimniß seiner Frau, und diese erzählte es der Livia, des Kaysers Gemahlinn, wieder, welche darüber den alten Augustus zur Rede stellte. Als den andern Tag Fulvius wieder zum Kayser kam, und ihn mit dem gewöhnlichen Gruß: Die Götter erhalten dich! angeredet hatte, antwortete Augustus: Und dich Fluvins machen sie klüger. Fulvius merkte sogleich, worauf dieses zielte, gieng nach Hause, ließ seine Fran rufen, und sagte ihr: Der Kayser weiß, daß ich seine Vertraulichkeit gemißbrauchet, und seine Heimlichkeiten ausgeschwatzt

geschwatzt habe, und darum bin ich entschlossen, mir das Leben zu nehmen. „Du thust wohl daran,“ versetzte die Frau, „und verdienst dieses, denn du hast lange „genug mit mir gelebt, um zu wissen, daß ich gar nicht verschwiegen bin, und hast dein Geheimniß für dich behalten „sollen; aber, da ich gleichwohl auch Schuld habe, so will ich „mich zuerst strafen.“ Darauf nahm sie einen Degen, und erstach sich selbst, worauf ihr Mann sich gleichfalls entleibte.

Was sich schicket.

Der Dichter Simonides verlangte von dem Themistokles, als dieser Archon in Athen war, etwas Unrechtes, als eine Gefälligkeit. Themistokles wies ihn mit dieser Antwort ab. Wenn du gegen die Regeln der Poesie fehltest, so würdest du dich als einen schlechten Dichter zeigen; und ich wäre ein schlechter Regent, wenn ich dir wider die Gesetze etwas zu gefallen thäte.

Nachdem Alexander den Darius schon in zwey Schlachten überwunden hatte, bekam er ein Schreiben von dem persischen Könige, in welchem dieser ihm zehntausend Talente, eine von seinen Töchtern zur Gemahlinn, und alle diesseits des Euphrates gelegene Länder anboth, und auf diese Bedingung Frieden mit ihm machen wollte. In der Rathsversammlung, wo diese Bedingungen erwogen wurden, sagte Parmenio: Ich würde es thun, wenn ich Alexander wäre. Worauf Alexander antwortete: Ich auch, wenn ich Parmenio wäre.

Warum bittet sie nun für ihren Sohn, da sie sich doch geweigert hatte, desgleichen für ihren Mann zu thun, sagte der Prinz von Oranien zu der Wittwe des Barnevelt, die ihn um das Leben ihres Sohnes flehete. „Mein „Mann war unschuldig, versetzte die Dame; aber mein „Sohn ist strafbar.“

Falsche Scham.

Man schämet sich zuweilen solcher Dinge, die gar nichts schändliches haben, und läßt sich durch die falsche Scham oft zum Bösen verleiten. Vernunft vertreibet sie. Ein Spieler warf jemanden vor, er hätte kein Herz, weil er sich nicht getrauete, mit Würfeln mit ihm zu spielen. Ich gestehe es, antwortete jener, daß ich sehr furchtsam bin, unanständige und schändliche Dinge zu thun.

Seneka besuchte noch in seinem Alter die Lehrstunden der Weltweisen, und war doch selbst einer der weisesten Männer. Als ihm nun jemand sagte, daß er sich dadurch zu den Jünglingen herunter setzte; so antwortete er: Glücklich bin ich, wenn dies das einzige ist, wodurch ich mein Alter beschimpfe. Es ist ja für einen Greis keine Schande, in die Komödie zu gehen; warum sollte er sich schämen, in die Hörsäle der Weltweisen zu gehen? Man muß so lange lernen, als man noch etwas nicht weiß; und so lange das Leben dauert, muß man lernen, wie man gut und glücklich leben soll.

Lucull

Lucullus bewirthete einige Griechen viele Tage hintereinander auf eine sehr prächtige Art; sie machten endlich lange Entschuldigungen, und wollten weggehen, damit sie ihm nicht zu viel Unkosten verursachen möchten. Lucullus gab ihnen lächelnd zur Antwort: „Ihr lieben Griechen, es geschieht freylich eurentwegen etwas, das meiste aber des Lucullus wegen.

List.

Ein Sterndeuter sagte einem Frauenzimmer, welches Ludwig der eilfte liebte, ihren Tod vorher. Und du, sagte der König, du der du alles weissest, wenn wirst du sterben? „Drey Tage vor Ew. Majestät.“

Schmeicheley.

Der Herzog von Autin gab Ludwig dem vierzehnten, und der Herzoginn von Burgund zu Fontainebleau eine ausserordentliche Probe der Schmeicheley. Der König hatte geäussert, daß er es gerne sähe, wenn man einen kleinen Wald, der die Aussicht hinderte, einst ganz niederhauen liesse. Der Herzog von Autin, ließ alle Bäume unten bey der Wurzel durchsägen, so daß sie keine Haltung mehr hatten; an jeden dieser Bäume wurden Stricke gebunden, und mehr als zwölfhundert Menschen waren dazu bestellt. Der Herzog wußte welchen Tag der König, mit dem ganzen Hofe in dieser Gegend spatzieren fahren würde. Der König ermangelte nicht, es nochmahls zu wiederhohlen: wie sehr ihm das Stück Wald mißfiele. Sire, sagte der Herzog, es soll niedergehauen

werden,

werden, sobald es Ew. Majestät nur im Ernst befehlen. — „Nun, wenn es nur daran liegt, antwortete „der König, so befehle ich es, und wollte daß es schon weg „wäre.“ Der Herzog pfiff, und der ganze Wald fiel über den Haufen. Ach Mes Dames, rief die Herzogin von Burgund, ich glaube der Herzog von Autin liesse unsere Köpfe eben so abhauen, wenn es der König verlangte.

Wahrer Ruhm, und wahres Glück der Reichen.

Es sagte jemand einem sehr reichen und angesehenen Mann: man wunderte sich in der Stadt, warum er als ein gemeiner Mann lebte, da er so reich sey. Ich thue dieses, sprach er, weil es rühmlich ist, bey Ueberfluß mäßig und eingezogen zu seyn, und alsdann seinen Lüsten nicht nachzuhängen, wenn man es am leichtesten thun könnte.

Feraules ein Perser, der erst arm gewesen, hatte sich grossen Reichthum erworben. Er fand sich aber dadurch wenig gebessert. Vielmehr war ihm viel Arbeit zugewachsen, und er sah sich jezt den Angriffen seiner Feinde und Neider nur mehr ausgesetzt. Ein junger Mann, sein Feind, ließ es sich sehr sauer werden, um auch ein so ansehnliches Vermögen zu erwerben. Weißt du was? sagte Feraules einsmals zu ihm: nimm alles, was ich habe, mein Vermögen, mein Amt und das damit verbundene Ansehen, und die Gunst des Cyrus, und gieb mir dafür nur einen ehrlichen Unterhalt.

Der

Der junge Mann umarmte seinen Freund, und nahm das Anerbieten mit grossen Freuden an. Feraules lebte und starb glücklich, und sein nun älter gewordner Freund folgte, so bald er konnte, dem Beyspiel des Verstorbenen.

Socrates wurde gefragt: ob er den persischen König, der damals an Macht, Hoheit und Reichthum, alle Regenten übertraf, nicht für glücklich hielte. Dieses kann ich nicht sagen, antwortete jener, denn ich weiß ja nicht, wie weise und tugendhaft er ist.

Königliche Gesinnungen.

Der persische König Artaxerxes mit der langen Hand, hatte einen Liebling, Nahmens Satibarzanes, welcher ihm hart anlag, etwas zu thun, was er für unrecht hielt. Der König erfuhr, daß Satibarzanes deswegen diese Sache so ernstlich betrieb; weil ihm eine sehr grosse Summe Geldes versprochen worden, wenn er sie erhalten würde. Der König befahl also seinem Schatzmeister, ihm diese Summe zu bezahlen, und sagte zugleich! Nimm dieses Geld, Satibarzanes, das ich dir geben kann, ohne arm zu werden; das andere was du verlangtest, konnte ich dir nicht bewilligen, ohne ungerecht zu werden.

Karl Emanul, Herzog von Savoyen, war mit einem sichern Geleite an den Hof Heinrichs des vierten gekommen. Zween alte Staatsräthe gaben dem König den Rath, sein gegebenes Versprechen nicht zu halten; da der Herzog oft sein

Wort

Wort gebrochen habe, wenn er seinen Vortheil dabey ersehen. Durch dieses Mittel könne der König das Marquisat Saluzzo leicht wieder bekommen, und Zeit, Geld, und das Leben der Soldaten dabey ersparen. Heinrich aber gab ihnen darauf zur Antwort. „Ich fühle es, und ich habe von denen, die „mich erzogen, es gehört, daß die Beobachtung des Verspre„chens weit nützlicher sey, als alles, was die Untreue ver„heißt. Ich habe das Beyspiel des Königs Franciscus vor „mir, der, wenn er ein Betrüger werden wollte, einen weit „fettern Bissen erschnappen können, nehmlich den Kayser „Karl den fünften. Hat der Herzog von Savoyen sein Wort „nicht gehalten, so ist man deswegen nicht unschuldig, wenn „man den Fehler des andern nachahmt, und ein König macht „sich die Untreue seiner Feinde genug zu Nutze, wenn er da„durch seiner Redlichkeit einen höhern Glanz verschaft.“

Ludwig der vierzehnte fand Verse schön, die Boileau schlecht fand. Man tadelte den letztern, daß er dem Könige darinn widerspräche. „Ey,“ sagte er, „es kann ja wohl „seyn, daß sich der König auf die Poesie nicht so gut versteht, „als ich. Er kann ein grosser Held, ein grosser Staatsmann, „ein weiser Regent seyn, und niemand wird ihm diese Ei„genschaft streitig machen; aber, daß er von Versen zu ur„theilen wisse, ist ein Talent, daß ich ihm streitig mache.“ Die Feinde des Boileau wollten ihm deswegen Verdruß beym Könige zuziehen, aber der König antwortete: Boileau hat recht, und ihr seyd nicht klug, wenn ihr mich bereden

wollt,

wollt, daß ich die Regeln der Poesie besser verstehe, als ein Mann, der sich darauf legt.

Derselbe König erzählte einst einigen seiner Hofleute eine kleine Geschichte, von der er selbst gesagt hatte, sie würden die Erzählung sehr lustig finden. Man fand sie aber nicht so, und kein Mensch lachte darüber. Der Prinz von Armagnac gieng unterdessen weg, und der König sagte nun zu denen, die noch da waren: „Sie haben meine Erzählung abgeschmakt gefunden, und Sie haben recht; aber ich bemerkte während der Erzählung, daß der Herr von Armagnac einen Umstand auf sich hätte deuten, und darüber roth „werden können; ich ließ ihn daher lieber weg. Nun da er „nicht mehr zugegen ist, will ich die Geschichte noch einmal „erzählen. Und nun fand ein jeder die Erzählung sehr unterhaltend.

Rühmliche Bescheidenheit.

Der Philosoph Antisthenes wurde einsmals von seinen Schülern über verschiedene Dinge gefragt. Laßt uns, antwortete er, allerseis zum Sokrates gehen; er versteht diese Materie am besten; und da werde ich so gut als ihr ein Schüler seyn.

Thätiges Mitleid.

Im Jahr 1774 strandete ein Schiff zwischen dem Fischerlagern Hornebeck und Villingebeck im Amte Cronborg. Der Schiffer Thomas Bruun, uud ausser ihm noch fünf Mann befanden sich auf demselben. Es war im späten Herbste in

einer finstern, stürmischen Nacht, als dies Unglück wiederfuhr. Als der Tag kam, und sie sich nahe bey Lande sahen; so riefen sie um Hülfe. Unter diesem kläglichen Rufen, versammleten sich die Bauern von Hornebeck, und Villingebeck, am Strande. Sie legten Böte aus, um an das Schiff zu rudern; der Sturm aber hielt mit solcher Wuth an, daß es nicht möglich war durchzudringen, so oft sie es auch versuchten. Mittlerweile verlohren die armen Schiffbrüchigen auf dem Wrak, die schon von der Arbeit der vorigen Nacht ermüdet, von Kälte Hunger und Angst mitgenommen waren, allmählich die letzten Kräfte, und stürzten einer nach dem andern todt nieder. Den Nachmittag waren nur der Schiffer und der Steuermann allein übrig. Dieser beschloß die letzten ihm übrigen Kräfte anzuwenden, um ans Land zu schwimmen. Er umarmte den Schiffer, sagte ihm das Lebewohl, und sprang heraus. Kaum aber war er einige Klafter vom Wracke entfernt; so stieß ein Stück treibendes Holz auf ihn, und zerschmetterte ihm den Kopf; er sank umher. Dieser lezte jammervolle Anblick brachte die Fischer, welche Zuschauer davon abgaben, so in Bewegung, das fünfe derselben sich verbanden, das Aeusserste zu wagen. Sie setzten sich in ein Bot, legten die Ruder aus; strengten alle Kräfte an; arbeiteten sich durch die Wellen; erreichten endlich das Wrak, nahmen den Schiffer ins Bot, und brachten ihn zur allgemeiner Freude ans Land. Als er zu sich selbst gekommen war, und diese guten Menschen sah, die ihr Leben gewagt hatten, um das seinige zu retten, both er ihnen einen beträchtlichen

Theil des Geldes an, was er gerettet hatte. Aber so muthig sie zuvor gewesen, der Gefahr entgegen zu gehn, eben so uneigennützig waren sie itzt. Sie verlangten keine Belohnung. Einige Zeit nachher bestimmte ein reicher Däne, einem jeden der fünf Männer einen Jahrgehalt, von fünf und zwanzig Thaler, auf ihre Lebenszeit. Im Jahr 1779 genossen sie noch dieses Geschenk. Stirbt einer von ihnen, so wird sein Antheil unter die überlebenden getheilt, und der längstlebende genießt alle die einhundert fünf und zwanzig Thaler.

Gleichmüthigkeit.

Der grosse Turenne, lag einsmals bey warmen Wetter, ganz schlecht und leicht gekleidet am Fenster. Einer seiner Bedienten trat herein, und sah ihn wegen seiner schlechten Kleidung für einen seiner Kameraden an, mit dem er sehr vertraut lebte. Er schlich ganz sachte auf ihn zu, und gab ihm einen derben Schlag auf den Hintern. Turenne wandte sich um, und der Bediente erkannte mit Zittern seinen Herrn, fiel ihm zu Füssen. — „Herr, ich dachte, es wäre Georg,“ sagte er; und Turenne versezte ganz gelassen: „auch den „solltest du nicht so stark geschlagen haben.

Gleichmüthigkeit in Gefahr, Tapferkeit.

Als im Jahr 1710 die dänische Flotte, deren Mannschaft durch Krankheit sehr geschwächt war, in der Kiöger Bucht lag, so legte sich die schwedische Flotte vor der Bucht und that den Angriff. Das dänische Schiff Dannebroge

lag

lag im Vordertreffen. Der Kommandeur, der es führte, Huitfeld vertheidigte sich tapfer. Unterdessen trug sich das Unglück zu, daß das Schiff von seinem eignen Feuer in Brand gerieth; das Feuer nahm überhand, und alle Bemühung, es zu löschen, war vergebens. Huitfeld sah jetzt nur ein einziges mögliches Mittel, sich und die Mannschaft zu retten; nähmlich die Anker zu kappen, und das Schiff an den Strand treiben zu lassen. Er sah aber zugleich, wenn er dies thäte, so würde der Wind sein Schiff auf die andern, die zuhinderst in der Bucht lagen, treiben; und dann sowohl diese, als vielleicht gar die Stadt Kiöge in Gefahr setzen, in Brand zu gerathen. Er verbot deswegen die Anker zu kappen; ließ von den vordersten Kanonen unausgesetzt gegen den Feind feuern, indessen das Schiff hinten in Feuer stand; er blieb auf dem Verdeck, und unter stetem Commando erwartete er den entsetzlichen Augenblick, da das Feuer die Pulverkammer erreichen würde; das Schiff flog auch wirklich auf, und von allen Matrosen, entkamen nur sechs Matrosen, die sich kurz zuvor in ein kleines Bot geworfen, und von dem Schiffe entfernt hatten.

Christian der vierte, König von Dännemark, nunmehr sieben und sechzig Jahr alt, lieferte mit seiner Flotte der Schwedischen im Jahr 1644 eine Schlacht. Während des Treffens war des Königs Schiff immer im stärksten Feuer, dem ohngeachtet stand er doch selbst auf dem Verdecke mit dem Degen in der Hand, gab Befehle, und ermunterte zum Gefecht. Eine

Kanonenkugel tödtete seinen Nebenmann, und riß Stücken von der Schiffswand los. Diese trafen den König im Gesichte, schlugen ihm ein Auge aus, und einige Zähne in den Mund hinein, und warfen ihn mit Blut bedeckt aufs Verdeck nieder. Als das Volk dies gewahr wurde, vergaß es sich selbst, und das Gefecht. „Der König ist erschossen! war der allgemeine Ausruf. Der König stand sogleich wieder auf: „Nein, sagte er, „Gott hat mir noch Leben, Kraft, und Muth ge„nug erhalten, meinem Volke beyzustehen, so lange ein jeder „gleichfalls seine Pflicht thun will.“ Er ergriff darauf wieder seinen Degen, nahm die vorige Stellung wieder an, ließ sich in aller Beyseyn abtrocknen und verbinden; und blieb sodann mit verbundenem Haupte und dem Degen in der Faust stehen, bis die Schlacht geendigt, und der Feind verjagt war.

Großmuth.

Als Alexander der Große erfuhr, daß verschiedene seiner Generale sehr unzufrieden waren, über ihn murreten, ja laut von ihm übel redeten, sagte er: Es ist königlich, andern gutes zu thun, und sich Böses nachreden zu lassen.

Aristides hatte einsmals als Richter einen Streit, zwischen zwey athenienſischen Bürgern, zu richten. Der eine suchte ihn gegen seinen Gegner dadurch einzunehmen, daß er erzählte, wie viel Schaden sein Gegner dem Aristides zugefügt habe. Allein Aristides fertigte ihn mit dieser Antwort ab: Mein Freund, sage nur, was dieser dir Leid gethan hat, weil ich izt deine, und nicht meine Sache richte.

Nach-

Nachdem Timoleon die Stadt Syrakusa von der Tyranney des Dionysius befreyet, und den beynahe ganz zu Grunde gerichteten Staat wieder hergestellt hatte; wurde er von dem Volke, als sein Erretter in höchsten Ehren gehalten. Ein böser Bürger aber scheuete sich nicht diesen grossen Mann einsmals öffentlich anzuschwärzen, und nicht nur eine gerichtliche Klage gegen ihn anzubringen; sondern zu verlangen, daß er Bürgschaft stellen sollte. Das Volk wurde über diese Unverschämtheit dergestalt aufgebracht, daß es sich an diesem Menschen vergreifen wollte: aber Timoleon verhinderte es, indem er sagte: Ich habe so viel Arbeit und so manche Gefahr freywillig nur deswegen übernommen, damit sich jeder Syrakuser der Gesetze und der Freyheit bedienen möge.

Der Graf von Mansfeld, der sich durch seine Kriegsthaten in dem dreyssigjährigen Kriege einen unsterblichen Nahmen gemacht hat, verdienet auch wegen seiner Großmuth das höchste Lob. Beyspiele davon giebt folgende Geschichte. Er hatte entdeckt, daß sein Secretair verrätherisch an ihm handelte und mit dem kayserlichen General, Grafen Buquoi, einen Briefwechsel unterhalte; hierauf zahlte er ihm dreyhundert Thaler und ließ ihn mit einem Empfehlungsschreiben an den Grafen von sich. Als er zu einer andern Zeit inne ward, daß man seinen Apotheker bestochen habe, um ihn zu vergiften; gab er ihm eine Summe Geld, damit er nicht mehr durch Armuth verleitet werden möchte, sich zu Verbrechen brauchen zu lassen.

Als im Italiänischen Kriege, zwischen Karl dem fünften und Franciscus dem ersten, sich eine französische Parthey als Bauern verkleidet hatte, um desto leichter nach Piemont zu kommen; so ward dieselbe von den Truppen des Kaysers entdeckt, und gefangen genommen. Unter dem Vorwand, daß man diese Parthey nicht als Soldaten bekommen habe, wurden alle auf spanische Galeren gebracht. Dreyhundert Deutsche waren fast eben zu selber Zeit auf der Insul Hiera, wohin sie durch Sturm waren verschlagen worden, denen Franzosen in die Hände gefallen. Diese Soldaten wurden als Kriegsgefangene angesehen, und der König, dem man vorstellte, daß er jetzt Gelegenheit habe sich zu rächen, antwortete: „ich werde es aber nicht thun; ich würde dadurch eine Gele„genheit verlieren, Karln an Tugenden zu überwinden, dem „ich an Glücke weichen muß.“

Großmuth im Unglück.

Darius der lezte persische König, welcher von Alexandern überwunden, und seines Reichs beraubet worden, äusserte in dem grossen Ung ück, das ihm betroffen hatte, Gesinnungen eines sehr edlen Herzens. Als man ihm erzählt hatte, wie großmüthig sich Alexander gegen die gefangene Königinn, und die Prinzeßinnen bezeugt, streckte Darius seine Hände gen Himmel, und that folgendes Gebeth:

„Ihr Götter des Vaterlandes und der Könige! helfet „mir den persischen Staat wieder aufrichten, damit ich dem „Alexander die Wohlthaten vergelten könne, die er bey mei„nem

„nem Unglück, denen, die mir am liebsten sind, erwiesen hat. „Sollte aber in der allgemeinen Veränderlichkeit der menschli„chen Dinge die Zeit gekommen seyn, daß sich das Reich der „Perser endigen soll; so lasset wenigstens keinen andern Men„schen den Thron des Cyrus besteigen, als den Alexander."

Als er nach der letzten Schlacht tödlich verwundet auf einem Wagen flüchtete, wurde er von einigen Griechen eingeholt, da er eben den Geist aufgeben wollte, und sich noch etwas zu trinken ausbat. Da ihm ein Grieche frisches Wasser gebracht, sagte er er zu ihm:

„Freund! dieses ist das volle Maas meines Unglücks, daß „ich dir diese Wohlthat nicht vergelten kann. Alexander wird „sie dir vergelten, und die Götter werden dem Alexander, „dem ich durch dich meine rechte Hand reiche, die Großmuth „vergelten, die er gegen meine Mutter, meine Gemahlinn „und meine Kinder, bewiesen hat." Nachdem er diese Worte gesprochen, fiel er dem Griechen in die Arme, und starb.

Als Carl der fünfte den Moriz von Sachsen in die Churwürde seinen unglücklichen Vetters zu Augspurg feyerlich einsetzte; wurde der letztere, der dahin als Gefangener hatte mitgehen müssen, durch das Lermen und Getöse bey dieser Feyerlichkeit, die nicht weit von seiner Wohnung vorgieng, ans Fenster gezogen. „was für ein Frolocken! sagte er, da „freuen sie sich nun über eine Würde, die sie mir wider Recht „und Billigkeit geraubet haben. Gebe Gott, daß Mori„zens Kinder sie in Zukunft so ruhig geniessen, um meiner „und der meinigen Beystand niemals nöthig zu haben."

Gefühl des Unglücks.

Gelimer, König der Vandalen, war mit seinem Heere auf einem Berge, durch die Römer eingeschlossen, die ihn an dieser von allen Bedürfnissen des Lebens entblösten Gegend durch Hunger zur Uebergabe zwingen wollten. Der Mangel wurde so groß, daß des Königs Verwandten selbst Gefahr liefen, Hungers zu sterben. Nachdem Gelimer bey einem blutigen Streit zugegen gewesen war, der sich zwischen einem Prinzen, und einem Mauren über ein noch heisses, übel gebackenes und ganz mit Asche bedecktes Brod erhob; so wurde er von diesem Anblick so gerührt, daß er von diesem Augenblick an, den Vorsatz faßte, mit den Römern in Unterhandlung zu treten. Er trat seine ganze Herrschaft ab, gab sich gefangen, und begehrte von dem Sieger bloß ein Brod seinen Hunger zu stillen; einen Schwamm, um seine von häufigen Thränen aufgeschwollenen Auge zu trocknen; und eine Zither um ein Klagelied darauf anzustimmen, das er über seine Unglücksfälle verfasset hatte.

Edler Stolz.

Chatem Thai wurde gefragt, ob er jemanden in der ganzen Welt gesehen, und gehört hätte, der edler und freymüthiger wäre, als er selbst. Ich ließ einsmals, antwortete er, auf einem Tag vierzig Kamele zum Opfer schlachten, und alle, die nur kommen wollten, dazu einladen. Als ich aber zur selbigen Zeit mit etlichen arabischen Herren aufs Feld spazieren gegangen, begegnete mir ein

Mensch

Mensch, der Dornen und Disteln gesammlet hatte, welche er an die Oerter, wo wenig Holz ist, anstatt Brennholz zu Markte tragen wollte. Zu dem sagte ich: Warum gehest du nicht in das Chatem Thai Haus, wo alles Volk jetzt eine Mahlzeit hält? Er antwortete mir aber: Wer sein Brod mit seiner Arbeit erwerben und für sich essen kann, der hat nicht nöthig, daß er des Chatem Thai Tafel besuche, und hernach deswegen Vorwurf leide. Dieser, sagte Chatem Thai, war viel freymüthiger, und edler gesinnet als ich bin.

Als die Armee Franz des ersten sich aus Italien zurückziehen mußte; ward sie von der Kayserlichen und der mit derselben verbundenen Armee des Herzogs Carl von Bourbon und andrer mißvergnügten Unterthanen Franz des ersten angegriffen. Der Ritter Bayard, der allemal zu den beschwerlichsten und wichtigsten Posten berufen ward, bekam auch hier die Anführung der Nachtruppen der französischen Armee. Er stellte sich an die Spitze der Gens d'armen, und belebte sie mit seiner Gegenwart, und mit seinem Exempel, den Anfall aller feindlichen Truppen auszuhalten; und dadurch gewann er für seine übrige Landsleute Zeit, daß sie sich ordentlich zurückziehen konnten. Aber in diesem Dienste bekam er eine Wunde, und fühlte sogleich daß sie tödtlich war: da er nicht länger vermögend war, auf dem Pferde zu sitzen, befahl er, man sollte ihn mit dem Gesichte dem Feinde zugekehrt, unter einem Baum setzen; darauf heftete er seine Augen auf das Gefäß seines Degens, den er anstatt eines Kreutzes in die Höhe

hielt; wandte sich mit seinem Gebete zu Gott, und erwartete in dieser Stellung, die seinem Charakter, als Held und Christ gemäß war, ruhig die Annäherung des Todes. Bourbon, der die vordersten feindlichen Truppen anführte, sahe ihn in diesem Zustande, und bezeigte, bey diesem Anblick, Betrübniß und Mitleiden. Haben Sie nicht Mitleiden mit mir, rief der sterbende edelmüthige Ritter, ich sterbe, als einem Manne von Ehre gebührt, in der Erfüllung meiner Pflicht: aber die sind Gegenstände des Mitleidens, die gegen ihren König, ihr Vaterland, ihren Eyd fechten.

Freymüthigkeit.

Die größten Männer aller Zeiten, haben die Verstellung unter die niedrigsten Laster, und die Freymüthigkeit unter die höchsten Tugenden gesetzt.

Der Philosoph Apollonius pflegte zu sagen: Sklaven komme es zu, zu lügen; freyen Menschen aber, die Wahrheit zu sagen. Wie sehr edle Gemüther von der Freymüthigkeit gerührt werden, beweiset folgende Geschichte.

Pompejus war entschlossen, die Einwohner der Stadt Himera mit Feuer und Schwerdt zu bestrafen; weil sie es mit dem Marius gegen den Sylla gehalten hatten. Als er im Begriff war, die Strafe vollziehen zu lassen, bat Sthenius einer der Regenten der Stadt um Erlaubniß zu reden, und sagte, nachdem er sie erhalten: Du wirst sehr Unrecht thun, wenn du so viel Unschuldige strafest, und hin-

gegen

gegen den Schuldigen allein los lässest. Wer ist denn der Schuldige? fragte Pompejus, Ich selbst, gab Sthenius zur Antwort; denn ich habe meine Mitbürger theils durch Ueberredung, und theils durch Zwang dahin gebracht, die Parthey des Marius zu nehmen. Pompejus bewunderte die Freymüthigkeit dieses Mannes, und sprach deswegen sowohl ihn selbst, als die Stadt von aller Schuld frey.

Der König Pyrrhus war den Tarentinern gegen die Römer zu Hülfe gezogen, und da er sahe, daß das Volk, anstatt sich zu einer tapfern Gegenwehr zu rüsten, in seiner gewöhnlichen Gemächlichkeit und Ueppigkeit fortlebte; ließ er die öffentlichen Spatziergänge zuschliessen, und untersagte ihnen ihre unzeitige Schmausereyen und Lustbarkeiten. Dieses brachte sie gegen den Pyrrhus auf, und einige Bürger vergaßen sich beym Schmaus soweit, daß sie die heftigsten Schmähungen gegen ihn ausstiessen. Den folgenden Tag ließ sie der König vor sich kommen, hielt ihnen ihr Vergehen vor, und fragte sie: ob sie dergleichen Reden von ihm geführet hätten? worauf einer von ihnen antwortete: Ja, das haben wir gethan, und hätten wir mehr Wein gehabt, so würden wir noch weit mehr gesagt haben. Pyrrhus begnügte sich, sie mit einem Verweise nach Hause zu schicken.

Im Jahr 1588, da der Herzog von Guise den König durch einen Aufruhr, aus Paris zu weichen genöthiget hatte; wollte der Herzog den Präsident Harlay besuchen. Dieser gieng

eben

ebert in seinem Garten spatzieren, ließ sich aber durch die Ankunft des Herzogs, und seines Gefolges so wenig stöhren, daß er bis an das Ende der Allee gieng, und den Guise nachkommen ließ. Da er endlich umkehren, und dem Guise begegnen mußte, sagte er kurz zu ihm: es ist eine klägliche Sache, wenn der Diener den Herrn verjagt, übrigens gehört Gott meine Seele, mein Herz dem Könige, und mein Körper ist in der Gewalt aller bösen Buben; man mache damit was man will.

Edles Vertrauen.

Eudamidas ein Korinthier, hatte zween Freunde, den Charixenus von Sicyon, und den Aretheus von Korinth; diese beyde waren reich, und er sehr arm. Er starb, und hinterließ nichts als eine arme Mutter, und eine mannbare aber noch unverheyrathete Tochter. Man fand ein Testament auf seinem Bette, welches er kurz vor seinem Ende geschrieben hatte, dessen Inhalt vielen ungereimt schien. „Ich hinterlasse dem Aretheus meine Mutter, sie zu ernähren, und „ihre Stütze in ihrem Alter zu seyn; dem Charixenus meine „Tochter, um für sie einen Mann zu suchen, und eine anständige Aussteuer zu geben. Sollte einer von ihnen sterben, so „setze ich den andern an seine Stelle.“ Diese seine beyden Erben aber nahmen diese Vermächtnisse mit der größten Zufriedenheit an. Charixenus starb fünf Tage hernach selber; und Aretheus trat nach dem lezten Willen seines Freundes, in des Verstorbenen Stelle, er ernährte die Mutter, war ihr

Freund

Freund in ihrem Alter, theilte seine fünf Talente unter seine leibliche, und seine ererbte Tochter, und verheyrathete beyde an einem Tage.

Kleine und furchtsame Gemüther sind insgemein argwöhnisch, und deswegen auch mißtrauisch. Aber grosse und freydenkende Seelen, die selbst keiner Niederträchtigkeit fähig sind, vermuthen dergleichen auch nicht leicht von andern. Sie sind ohne Besorgniß, wo andere zittern.

Alexander der Große war auf seinem Zuge nach Persien in eine gefährliche Krankheit gefallen, daß seine Aerzte die Hofnung ihn zu retten, aufgaben: nur Philippus, für den der König jederzeit viel Freundschaft gehabt hatte, wagte es bey der augenscheinlichen Lebensgefahr seines Wohlthäters, das äusserste zu versuchen. Er verfertigte einen Trunk, und bat den König ihn einzunehmen.

Es war aber zu eben der Zeit ein Brief vom Parmenio gekommen, in welchem dieser den König für den Philippus warnte, und vorgab, daß ihn Darius durch grosse Geschenke und noch größere Verheissungen gewonnen, und zu der Verrätherey verleitet hätte, seinen König aus dem Wege zu räumen. Diesen Brief legte Alexander unter sein Kopfküssen, ohne jemanden etwas davon zu offenbahren. Als hernach Philippus mit der Arzeney gekommen war, und dem Alexander den Becher überreichte, nahm ihn der König, und trank ihn unerschrocken, indem er dagegen dem Philippus den Brief zu lesen gab. Alexander sah den Arzt mit einem freudigen und muntern Blick an, aus welchem Freundschaft und Vertrauen her-

hervorleuchtete; dieser hingegen ward wegen dieser Verläumdung ganz bestürzt, doch sprach er dem Alexander zu, gutes Muths zu seyn, und sich auf seine Treue zu verlassen. Es war höchst merkwürdig zu sehen, mit was für Gebehrden der eine den Trank nahm, und der andere während der Zeit den Brief las, und wie sie sich hernach beyde ansahen. Die Arzeney griff den König sehr an, so daß er alle Sinne verlohr. Aber der Arzt stärkte ihn bald wieder, und brachte ihn in kurzen zu völliger Gesundheit.

Unter den Männern, die der sächsische August der erste, König von Pohlen, vorzüglich liebte, war auch sein Leibchirurgus, mit Namen Johann Friedrich Weisse, aus Kallen in Schwaben. Er hatte fünf Jahre lang auf königliche Kosten auswärtige Spitäler besucht; und der berühmte Petit, ein grosser französischer Wundarzt, war vornehmlich sein Lehrer gewesen. Endlich kam er an den Hof seines Herrn zurück; fand den Monarchen geneigt gegen sich, aber auch an den übrigen Leibärzten so kräftige Gegner, daß er nur selten mit seinen Vorschlägen gehört wurde. Nun belästigte den König schon seit langen Zeiten ein kleiner Schaden an einer Zehe, der durch Vernachlässigung immer bösartiger ward; bis endlich der Brand sich in ihm zu zeigen anfing. Man berief sogleich die Leibärzte und den Chirurchus. Der lezte stimmt auf die schleunigste Hülfe, durch den Schnitt; aber die Aerzte widersprachen; seine Gründe wurden überstimmt, ohne widerlegt zu werden; und man beschloß endlich, den schon genannten berühmten Petit, durch schleunigste Staffeten, von

Frank-

Frankreich aus bis nach Bialostock, einem Gute des Fürst Czartorisky, wo eben der König sich aufhielt, kommen zu lassen. — Die weite Entfernung verursachte nothwendig, trotz der größten Eile, einen zu langen Verzug; und der treue, seinen König liebende Chirurgus war in seinem Herzen fest überzeugt, daß das Leben seines Herrn bey so verkehrten Maßregeln, in die äusserste Gefahr gerathen müsse.

Er blieb einige Sunden lang in den peinlichsten Zweifeln, endlich entschloß er sich zu einer That, die bey der lautersten Absicht, für ihn die gefährlichsten Folgen haben konnte. Er wachte nehmlich in der nächsten Nacht allein mit des Königs treustem Kammerdiener beym Bette des Fürsten; ein heimlich ihm eingegebenes Schlafpulver, sollte den Schlaf desselben verstärken. Kaum sah er Augusten einschlummern, als er seine Instrumente hervor langte, die Thüre des Gemachs inwendig verschloß, und so dem Bette, wo der König schlief, sich näherte.

Der erstaunte Kammerdiener, unwissend, was alle diese Zurüstungen bedeuten sollten, ward zu schweigen bedräut. Weisse ergriff den schadhaften Fuß, legte ihn auf einem am Bette stehenden Stuhl, und versicherte den König, der in etwas sich ermunterte, und sich über die ungelegene Zeit des Verbands beschwerte, daß er ruhig fortschlafen könne; weil er alle Vorsicht ihn nicht weiter zu stören, anwenden würde.

August that's, und sein Chirurchus ließ ihn ohnangerührt liegen, bis er ihn in festesten Schlaf zu seyn glaubte; dann aber lößte er schnell mit eben so viel Geschicklichkeit, als Muth, die

die ganze Zehe ab. Natürlich, fuhr durch den Schmerz erweckt, der Monarch von neuem auf, aber auch jetzt besänftigt ihn Weisse durch das Vorgeben, als ob er blos von ohngefähr ihn mit der Heftnadel, geritzt hätte, und nur noch der darauf gegossene Balsam so schmerzte. Die Kraft des Pulvers verschafte dem Könige bald von neuen Schlaf. — So gieng die Nacht hin, und August war weit entfernt, auf die wahre Ursach des heftigen Schmerzes zu fallen. Indes drang er doch sofort auf einen neuen Verband, und befahl seinem Kammerdiener, ihm einen Hohlspiegel, in welchem er seinen Fuß vergrössert sehen könnte, hinzusetzen, — Man kann die Unruhe des Wundarztes, und das Erstaunen des Königs sich leicht vorstellen, als er beym ersten Blick seine Zehe vermißte. „Wer hat das gethan?“ fieng er mit einem Tone an, der wohl den Herzhaftesten zu erschüttern vermochte.

„Ich, Ew. Majestät:“ antwortete Weisse, und langte sich seiner guten Sache bewußt, die abgelöste Zehe aus seiner Tasche hervor. „Hier ist sie.“ „Und wie hast du das ohne „mein Wissen und Willen wagen können?“

„Verzeihen Ew. Majestät, wenn der Mann, der Sie „in der drohendsten Todesgefahr sieht, alles wagt, um Ihr „theures Leben zu erhalten. Gieng es nach dem Willen der „Leibärzte; ward, ehe der Schnitt geschah, Petits so weit „noch entfernte Anherkunft erwartet; so nahm ganz gewiß „indeß der tödliche Brand den Fuß ein, und menschliche Rettung war verschwunden. „Und es wäre gar kein anderes „Mittel, ausser Ablösung übrig gewesen?“

„Kei-

„Keines! — Das wird Petit bezeugen, und auch ich „bürge mit meinem Kopf dafür.“

„Und wer war beym Schnitt zugegen?“ fuhr der Monarch in einem Ton fort, der schon gelinder zu werden anfing.

„Niemand als ich, und dieser Ihr Kammerdiener.“

„Wohl! so beobachtet auch beyde so lang', als ich's euch befehle, das unverlezlichste Stillschweigen! Und du, indem er seine Tobacksdose hervorzog, den Toback ausschüttete, und die abgeschnittene Zehe hineinlegte, du behalt indeß dies zum Andenken.“

Niemand muthmaßte nur das Geringste von dem vorgegangenem, uud ohngefähr zwölf Tage nachher kam Petit an. Er ward zu einem sogenannten Consilio Medico berufen, und ihm der ganze Zustand der Sache, wie er zur Zeit gewesen, als man nach ihm gesendet, und wie man, sonderbar genug! ihn noch jetzt zu seyn glaubte, vorgelegt. Voll Erstaunen rief er aus, daß blos ein Wunder, bey so bewandten Umständen, den Monarchen, bis jezt erhalten haben könne; daß er sich höchlich wundere, wie man, in einem so wenig Aufschub vertragenden Falle, sich nach so weit hergeholtem Rathe hätte umsehen können, und daß kein Mittel, ausser dem schleunigsten Schnitt übrig sey.

Man wird leicht erachten, wie beschämt die Gegner des Leibchirurgus niederblikten; aber ihre Beschämung ward zur Bestürzung; als dieser vortrat, und indem er die Dose herauslangte, zu Petit sich also wandte:

„Ein Mittel das ich bereits gewagt habe! Hier ist die schadhafte Zehe, mit allen Merkmahlen eines unheilbaren Brandes.“

Die gerechtesten Lobeserhebungen des französischen Wundarztes, sein wiederholtes Geständniß, daß seine Majestät sich bereits in den besten Umständen befänden, und seines Raths forthin nicht einmal bedürften, bestätigten das Verdienst des getreuen Wundarztes; und sein König belohnte ihn nachher königlich.

Zutrauen wirkt Edelmuth.

Der persische König, Jezdegerd der erste, hatte dem griechischen Kayser Arkadius, einen so hohen Begriff von seinen königlichen Tugenden eingeflösset; daß dieser kein Bedenken trug, den ehemaligen Feind des griechischen Reiches zum Vormund seines Sohnes, Theodosius des zweyten, zu erwählen. Jezdegerd übernahm die Vormundschaft; hielt den sonst so oft unterbrochenen Frieden heilig und unverbrüchlich; und schonte der Länder seines Mündels. Wararanes, der Sohn des Jezdegerd, that nach dem Tode des Vaters einen Einfall in die griechische Provinz Mesopotamien, um die Griechen zu zwingen, das Land des Lesgier zu räumen; worüber schon längst zwischen den Persern und Griechen war gestritten worden. Sobald Theodosius, der wenig gerüstet, und den Persern vielleicht nicht gewachsen war, von diesem Einfall hörte; sezte er ein so grosses Vertrauen in die Großmuth des Sohnes seines Vormunds, daß er, anstatt ihm ein Heer entgegen zu senden,

senden, ihm blos den Anatolius seinen Heerführer mit Vorstellungen entgegen schickte. Der König zeigte sich auch wirklich so edelmüthig, als Theodosius es ihm zugetrauet hatte. Kaum erblickte er den Abgeordneten, so wandte er sein Pferd um, und mit ihm kehrten alle Perser zurück. Sobald er in seinem eignem Gebiete angelangt war; gab er dem Anatolius Gehör, und ohne sich der Schwäche der Griechen zu seinem Vortheil zu bedienen; oder die Beschämung, daß er einen Kriegzug umsonst unternommen, oder den Unwillen seiner Soldaten zu fürchten; erneuerte er den Frieden, und forderte nichts, als daß die Griechen keine neue Festung an den Grenzen anlegen sollten; so wie er seiner Seits dasselbe verspräche.

Macht der Tugend.

Nach der Niederlage des jungen Prätendenten bey Culloden, irrte dieser unglückliche Prinz hin und her, ohne sich offenbaren zu dürfen. Einst hatte er zehn englische Meilen in einem Tag zu Fuß zurückgelegt, und sahe sich genöthiget, für Müdigkeit bey einem Landedelmann einzukehren. „Der „Sohn eures Königs, sagte er zu ihm, kommt, euch um „Brod und Kleider anzusprechen. Ich weiß, daß ihr mein „Feind seyd; allein ich traue euch so viel Rechtschaffenheit zu, „daß ihr meine Offenherzigkeit und Unglück nicht mißbrauchen „werdet.“ Des Stillschweigens des Edelmanns ungeachtet kam es doch aus, daß er den Prätendenten beherberget habe, er wurde vors Parlament gefordert. „Man erlaube mir,

„fing er sogleich an, ehe ich die vorgelegten Fragen beant„worte, auch eine zu thun.“ Da es erlaubt wurde, sagte er: „Wer unter euch wäre unbarmherzig und niederträchtig genug „gewesen, den Sohn des Prätendenten zu verrathen, und „auszuliefern, wenn er sich in sein Haus geflüchtet hätte?“ Alle schwiegen, und der Edelmann wurde ohne weitere Prozedur entlassen.

Der Wolf und der Hund.

Ein abgezehrter Wolf, ein Bild der Dürftigkeit,
Sah' einen feisten Hund bey Nacht umher spatzieren:
Zwar stand sein Wanst ihm an, doch hielt ers für gescheidt,
Bey diesem Fremden sich manierlich aufzuführen.
Er schien, vor grosser Lust, ganz ausser sich zu seyn,
Gesellschaft solcher Art im Felde vorzufinden,
Und sprach: Wann wird auch mich ein kleines Glück erfreun?
Und ach! wie könnte mich ein guter Rath verbinden!
An Gönnern fehlt es nur; die Zeiten sind nicht gut.
Kein Blutsfreund ladet uns mit andern lieben Gästen.
Wir kämpfen um ein Mahl; wenn mit vergnügtem Muth,
Die frohen Hunde sich in vollen Küchen mästen.

Melamp erwiedert drauf: Freund! wir beklagen dich,
Wir glaubens, dort im Wald ist oft nicht viel zu fressen.
Doch willst du mit mir gehn; so wirst du so wie ich,
Nach Wunsch verpfleget seyn, und aller Noth vergessen.

Mich

Mich liebet Herr und Frau; mein Amt fällt gar nicht
schwer;
Ich hüte Haus und Hof, und halte nächtlich Wache.
Auch du scheinst mir geschickt zur Hut und Gegenwehr;
Und mehr bedarf es nicht, daß man dich glücklich mache.
Der Wolf umhalset ihn, und als er hurtig trabt,
Der Stelle vorzustehn, die man ihm angetragen;
Sieht er des Hundes Hals enthaart und abgeschabt,
Und wird aus Vorwitz kühn, ihn deshalb zu befragen.
Mich dünkt, versezt sein Freund, mir fällt die Ursach
ein:
Des Tages legt man mich mit Schmeicheln an die Kette;
Aus Furcht, ich möchte sonst falsch oder beissig seyn;
Dafern ein Held, wie ich, stets seinen Willen hätte.
Was aber schadet dies? ich liege warm und still,
Mein Herr besuchet mich; der Knecht bringt Trank und
Speise. –
Der Wolf, der weiter nicht den Hund begleiten will,
Sucht seinen Rückweg bald, und dankt ihm für die Reise.
Nein! ruft er: auf der Welt ist nichts der Freyheit
gleich.
Sollt ich mir einen Stand, den sie nicht ziert, erwählen?
Dem Weisen gilt sie mehr, als Thron und Königreich!
Wenn ihm die Freyheit fehlt, so wird ihm alles fehlen.

Philippus, König in Macedonien und Aster.

Oft ist der Witz ein scharfes Schwerdt,
Das plötzlich aus der Scheide fährt,
Und den es schützen soll, verletzet.
Der Einfalt offnes Maul bleibt, ihr zum Vortheil, stumm;
Ihr Schweigen nutzet und ergötzet;
Und jener Amme Wunsch wird billig hochgeschätzet,
Die zu dem Säugling sprach: Mein liebstes Kind sey dumm!

Philippus Beyspiel macht den Satz der Klugheit wahr:
Zu sinnreich seyn bringt oft Gefahr.
Wie strafte diesen grossen König
Ein Scherz, der ihm zu schnell entfiel!
Ein einz'ger Feind ist schon zu viel,
Und hundert Freunde sind zu wenig.

Philippus war bemüht, in Thracien zu dringen
Und in dem Hinzug noch Methone zu bezwingen,
Als Aster, den man dort, den besten Schützen hieß,
Sich diesem Könige zum Dienst erbieten ließ.
Ihm rühmte Hof und Land; von allen ward erzählet,
Nur dieser habe nie, der Schüsse Ziel verfehlet,
Weil sein geschwinder Pfeil, dem er die Kraft ertheilt,
Oft Vögel in der Luft, im stärksten Flug ereilt.
Wohl! sprach Amyntas Sohn, wenn wir mit Staaren streiten,
So soll er ganz gewiß, beym Angeiff uns begleiten.

Das

Das scheint fürtreflich schön; denn wer bewundert nicht
Den göttlichen Verstand, so oft ein Grosser spricht?

Der Schütze, seine Kunst nicht mehr verhöhnt zu sehen,
Eilt, den Belagerten rachsüchtig beyzustehen.
Er flieht in ihre Stadt, verstärkt die Gegenwehr,
Und machet Sturm und Sieg dem stolzen Heere schwer.
Das plötzlich sich gescheucht, und voll Bestürzung fühlet:
Weil Asters scharfer Pfeil, der auf den König zielet,
Den ihm bestimmten Flug mit dieser Aufschrift nimmt,
Philippus rechtem Aug' ist dieser Schuß bestimmt.

Der König, der ihn nicht so fürchterlich geglaubet,
Bereut den Hechelscherz, der ihm sein Auge raubet,
Und schießt den Pfeil zurück mit dieser Gegenschrift:
Du, Aster, kommst ans Kreutz, so bald man dich betrift.
Kaum war der Friede drauf, der frohen Stadt versprochen,
So ward auch Asters Scherz durch seinen Tod gerochen.

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich treflich umgesehen,
Kam endlich heim von seiner Reise,
Die Freunde liefen Schaarenweise,
Und grüßten ihren Freund; so pflegt es zu geschehen.
Da hieß es allemal: Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu sehn, und nun: Erzähle!

Was ward da nicht erzählt? Hört, sprach er einst, ihr wißt,
Wie weit von unsrer Stadt, zu den Huronen ist.
Eilfhundert Meilen hinter ihnen,
Sind Menschen die mir seltsam schienen,
Sie sitzen oft bis in die Nacht,
Beysammen fest auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht;
Es könnten um sie her, die Donnerkeile blitzen;
Zwey Heer' im Kampfe stehen; sollt auch der Himmel schon,
Mit Krachen, seinen Einfall drohn;
Sie bleiben ungestöret sitzen.
Denn sie sind taub und stumm. Doch läßt sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut, aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann.
Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Geberden,
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen sah; Verzweiflung, Raserey,
Boshafte Freud, und Angst dabey,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.
Allein, was ist ihr Zweck? so fragen hier die Freunde,
Vielleicht besorgten sie die Wohlfahrt der Gemeinde?

„Ach nein!“ So suchen sie der Weisen Stein? „Ihr irrt,“
So wollen sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?
„Nein! so bereun sie alte Sünden?
„Das ist es alles nicht“ So sind sie gar verwirrt,
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie denn? „Sie spielen.“

Der Vater und die drey Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt einst ein Vater sein Vermögen,
Und den mit Müh erworbnen Segen
Selbst, unter die drey Söhne gleich.
Ein Diamant ists, sprach der Alte,
Den ich für den von euch behalte.
Der mittelst einer edlen That,
Dazu den größten Anspruch hat.
Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun;
Drey Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.
Drauf sprach der älteste der Brüder:
Hört! es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' eingen Schein mir an,
Dem gab ich es getreulich wieder;
Sagt, war die That nicht lobenswerth?
„Du thatest, Sohn! wie sichs gehört.“

Ließ sich der Vater hier vernehmen,
„Wer anders thut, der muß sich schämen."
„Denn ehrlich seyn, heißt uns die Pflicht,"
„Die That ist gut, doch edel nicht.

Der andre sprach: auf meiner Reise,
Fiel einst ganz unachtsamer Weise,
Ein armes Kind in einen See,
Ich aber zog es in die Höh,
Und rettete dem Kind das Leben;
Ein Dorf kann davon Zeugniß geben.
„Du thatest, sprach der Greis, mein Kind!"
„Was wir als Menschen schuldig sind."

Der jüngste sprach: bey seinen Schafen,
War einst mein Feind fest eingeschlafen,
An eine tiefen Abgrunds Rand,
Sein Leben stund in meiner Hand.
Ich weckt ihn, und zog ihn zurücke.
„O!" rief der Greis mit holdem Blicke,
„Der Ring ist dein, welch edler Muth!
„Wenn man dem Feinde Gutes thut."

Palemon und sein Sohn.

Mit tiefdenkender Miene sahe der junge Palemon das fallende Laub, und den entblätterten Baum. Sein alter Vater lauschte mit stiller Freude dem Tiefsinn des Sohnes, und segnete den frommen Gedanken des Knaben. Leise schlich

er sich zu ihm, bis ihn der Gefühlvolle Knabe umarmte, und mit Thränen im Auge sprach: O mein Vater! siehe das fallende Blatt, und den entblätterten Baum! Dies betrübt dich mein Sohn? fragte Palemon, kannst du die Ordnung der Natur ändern, oder die rastlose Sonne aufhalten? — Ach das kann ich zwar nicht, mein Vater, sprach der ernste Knabe; aber der Baum blühte so schön, seine Früchte waren so golden, seine Blätter so schatticht — aber siehe nun! — Hat dich dies alles am Baum entzücket mein Sohn, fragte Palemon? Ach ja mein Vater. — Wohlan denn, sprach der zärtliche Greis, der Baum hat seine jährliche Pflicht erfüllet, und seine Früchte getragen, gönn' ihm nunmehr auch seine Ruhe. — Merke dir aber mein Sohn: der Herbst deines Lebens kommt nur einmal; ist dein Lenz Blüthenleer, und dein Herbst Früchtelos gewesen, auch dann verblühst du nicht so edel, so bedauernswerth als dieser Baum. — Da schmiegte der empfindsame Jüngling seine Wange an die Wange des Vaters; und seine Lehre drang tief in die Seele des Knaben. — von nun an besahe er keinen blühenden, Früchtetragenden, oder Blätter verliehrenden Baum, der ihn nicht zu den erhabensten Entschliessungen des Lebens aufgefordert hätte. —

* * *

Jedes Haar, hat seine Röhren und Kanäle.

Ein Sandkorn ist bewohnt.

Raupen fressen in vier und zwanzig Stunden drey bis viermal so viel, als sie schwer sind.

Es

Es giebt Mücken, die zweytausend Junge lebendig gebähren.

Einige Insekten erleben in vier und zwanzig Stunden, Kinder, Enkel und Urenkel.

Lionet wandte fast neun ganze Jahre, auf die Betrachtung der Weidenraupen. Er fand in dem kleinen Körperchen derselben über vier tausend Muskeln.

Die Insekten sind uns auf mancherley weise beschwerlich; aber weit beschwerlicher würde der Geruch, und der Anblick von allen faulenden Pflanzen, und Thieren seyn. Diese würden die ganze Oberfläche bedecken; wenn die Insekten sie nicht so verminderten, oder ganz aufzehrten.

Mit blossen Augen sehen wir zweytausend sechshundert und vier Fixsterne.

Ich erschrecke über meine Kleinheit in der unermeßlichen Natur, und gegen die noch unermeßlichere Gottheit. Dieses Sandkorn, diese Erde ist ein Staub, ein Punkt. Und ich auf dieser Erde? was bin ich? Nur das macht mich noch zu etwas, daß ich die Ordnung empfinde, und in derselben bis zu dem Anfange aller Ordnung hinaufsteigen kann.

Arbeit und Mangel, gehören zu den Hauptwohlthaten des Schöpfers.

Die Wahrheit, sonderlich in den grossen Lehren, zu erforschen, welche die Moral betreffen, erfodert nicht so nothwen-

wendig einen scharfen Verstand; als ein aufrichtiges und redliches Herz.

Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
Die Würden, die dir Menschen gaben?
Der Reichthum? Nein! das Glück der Welt genützt zu haben
Drum sey vergnügt, wenn du dir dies erwirbst.

Kein wahres Uebel ists, den Ueberfluß entbehren,
Ein wahres ists, vergebens ihn begehren.

O selig, wen sein gut Geschicke,
Bewahrt vor grossem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt, verlacht,
Der frey vom Joche der Geschäfte,
Des Leibes und der Seele Kräfte,
Zum Werkzeug für die Tugend macht.

Beglückte goldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daß der Himmel dich, so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt im steten Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt.
Nicht, weil freywillig Korn die falben Felder deckte,
Und Honig mit der Milch in dicken Ströhmen lief;
Nicht weil kein kühner Löw' die schwachen Heerden schreckte,
Und ein verirrtes Lamm bey Wölfen sicher schlief;
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluß nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum Sorgen fehlte.

Die

Die ganze Schöpfung zeigt von weiser Güte Händen,
Mit Schönheit pranget unsre Welt.
Muß nur der Mensch die Schöpfung schänden,
Der sich so gern für ihre Zierde hält?

Der Mensch darf sich nur sehn, damit er sich nicht brüste,
Wie, an der Thorheit Brust gesäugt,
Er sich im Taumel wilder Lüste,
Bald lächerlich, und bald abscheulich zeigt.

Um Tand und Puppenwerk vertauscht er seine Rechte
Zu glänzender Unsterblichkeit,
Erniedriegt sich und sein Geschlechte,
Sucht kurze Lust, und findet ewig Leid.

Ein denkendes Geschöpf kann so verderblich wählen,
Als wär es nur zum Thier bestimmt?
Herrscht solche Finsterniß bey Seelen,
In welchen doch der Gottheit Funke glimmt?

Vergebens; dieser Strahl, der ewig Weisen funkelt,
Wird oft von Leidenschaft und Wahn
In tausend Sterblichen verdunkelt,
Noch eh' er sich halb schimmernd kund gethan.

O schäme dich nicht, der Kinder des Mitleids,
Laß sie mit milder Fluth sich ergiessen, ihr Quell ist vom Schöpfer.

Gott

Gott hat die Menschen bey ihrer Geburt mit Banden der Liebe,
Mit gleichstimmigen Saiten der Freundschaft zusammengebunden,
Untereinander die Menschen und alle Geschöpfe mit ihnen.
Wolltest du streben, das Band, das Menschen mit Menschen verknüpfet,
Aufzulösen, daß du und jeder von deinem Geschlechte,
Um ein Elend, das nicht ihr eigenes wäre, weinten?
Nein! die Schmerzen, die wir dann leiden, wann andere leiden,
Unsre Verwandten und Gleichen, sin nicht so schwer zu ertragen,
Daß du gern das Band der natürlichen Liebe zerrissest.
O! der verrieth' ein feiges, zum Leiden schwaches Gemüthe,
Der sich entzöge, die menschliche Mitbürde zu tragen.
Freundschaft für jeden Menschen bezeichnet die Söhne der Großmuth,
Und ihr schönstes Gefühl ist der Mensch für den Menschen geschaffen;
Etwas süsses, das sich zu den Thränen des Mitleids gesellet,
Das es mit Anmuth durchwürzt, hat für sie die holdesten Reize.

O wie beglückt ist der, auf dessen reine Schätze
Nicht Fluch noch Schande fällt, noch Vorwurf der Gesetze,
Der

Der aus dem Ueberfluß, den er mit Recht besitzt,
Der Armen Blösse deckt, und ihre Häuser stützt;
Die Künstler kennt und hegt, mit seinem Beystand eilet,
Und mit gewohnter Hand des Kummers Wunden heilet:
Vor ihm verlieren sich die Zähren banger Noth.
Die Milde seiner Huld entfernt der Greise Tod,
Zieht ihre Kinder auf, die Väter zu verpflegen,
Und wird ein Gegenstand, von ihrem lezten Segen.
Die Lust an aller Wohl beseelet, was er thut,
Es ist sein Eigenthum ein allgemeines Gut;
Es überfliest sein Herz, der innre Freund der Armen,
Vor reger Zärtlichkeit, von göttlichen Erbarmen.
Ja! Titus irrte nicht. Der Tag ist zu bereun,
An welchem wir durch nichts ein leidend Herz erfreun.
Als Bürger einer Welt, sind wir dazu verbunden;
Verlohren ist der Tag, und schändlich sind die Stunden,
Die, wenn wir fähig sind, Bedrängten beyzustehn,
Beym Anblick ihres Harms, uns unempfindlich sehn.

Vergleichungen.

Plato hat gesagt: der Mensch gleiche einem Wagen, vor welchem ein wildes, und ein stetiges Pferd gespannet sind, die ein Kutscher zu regieren hat. Das wilde Pferd stellt die Begierden, das stetige, die verabscheuende Leidenschaften, der Kutscher aber, die Vernunft vor.

Dioges

Diogenes hat gesagt: diejenigen, welche von Tugend und Rechtschaffenheit gut reden, aber dabey schlecht leben, gleichen einer Zither, die harmonische Töne hören läßt, selbst aber nichts davon fühlt.

Man stelle sich die wirbelnde Wallung vor, die der Fall eines Steines auf der Oberfläche eines klaren und stillen Wassers verursachet. Die Bewegung des Mittelpunkts theilt sich derselben mit, und macht eine Menge beweglicher Wirbel deren Eindruck immer schwächer ist, so wie ihr Umkreis grösser wird; biß daß endlich die letzten unsern Augen gar nicht mehr kenntlich bleiben. Das ist das Bild unserer Neigung — von der Eigenliebe, bis zur Menschenliebe, bis zur Liebe des gräßlichen Hottentotten. Aus dieser unterschiednen Zuneigung entstehen die Pflichten der Menschen, die auch sehr deutlich mit diesem Bildniß abgemahlet werden können.

Beschreibungen.

Wilhelm Pen, ein ehrlicher Quacker, erhielt von dem englischen Hofe, dem sein Vater große Dienste gleistet hatte, eine der blühendsten Landschaften, welche die Engländer in Amerika besitzen, und die nach ihm Pensilvanien genannt wurde. Hier legte er eine Stadt an, die er Philadelphia nannte. Durch eine berühmte Urkunde, wodurch er alle zu freyen Leuten erklärte, die sich daselbst niderlaßen wollten sie möchten seyn von welchem Volke und Glauben sie wollten, lockte er eine Menge Menschen aus allen Landen hin; gab Kosten zu ihrer Reise her; versorgte sie mit den nöthigen

Lebensmitteln; theilet ihnen Ländereyen aus; unterstützte sie in ihrem Gewerbe und machte die weisesten Gesetze und Einrichtungen, zur Ruhe, zur Eintracht, zur Glückseeligkeit, so daß Philadelphia eine der reichsten und schönsten Städte in Amerika ward; und durch den erstaunenden Handel, den es mit den Engländischen, Französischen, Spanischen und Holländischen Colonien, ja mit England, Holland, Spanien und Portugall selbst unterhält, sich immer mehr verschönert, bereichert und bevölkert hat. Das Bewundernswürdigste aber ist nicht so wohl die unglaubliche Verschiedenheit der Völker, Religionen und Sprachen, die man hier findet; als vielmehr die Einigkeit, worinn diese leben. Jedes hat seine Kirchen und Bethhäuser: und man findet nicht, daß Pen und seine Glaubensbrüder, die Quacker, die doch alle Gewalt in Händen hatten, theils weil sie die Zahlreichsten, theils auch die Stifter dieser Colonie waren, ihr Ansehen gemißbrauchet; und die andern Religionen zurückgesetzet haben. Wer ein höchstes Wesen bekennt, nichts wider die Gesetze, und den Staat unternimmt, war hier willkommen, und fand Mittel, durch seinen Fleiß groß und reich zu werden. Den Wilden, seinen Nachbaren, entriß Pen nicht ihr Land durch Gewalt und List; sondern er kaufte ihnen dasjenige ab, wo er sich niederlassen wollte, machte mit den Eingebohrnen Verträge, die auch heilig beobachtet wurden, und war mitten unter ihnen, ohne Soldaten und Verschanzungen gesichert. So gab ein einziger rechtschaffener Mann einer weitläuftigen Landschaft seinen Namen; bildete aus einer im ersten Ursprunge geringen Anzahl vertrie-

ner und Nothleidender einer Republik, die in einem halben Jahrhunderte eine volkreiche und blühende Nation wurde; verwandelte eine ungeheuere Wüsteney in ein wohlgebautes Land; erfüllte es mit einer Menge reicher, bevölkerter und im Ueberfluß lebender Städte; erwarb sich mitten unter Wilden und ungesitteten, bloß durch Mäßigung und Gerechtigkeit, Liebe und Hochachtung; machte Menschen frey, zufrieden und glücklich.

Damit man von den Vortheilen, welche die Brandenburgische Staaten durch die Colonien erhalten haben, recht urtheilen könne, so wird es nöthig seyn, den Zustand der Manufakturen zu beschreiben, wie er vor dem dreyßigjährigen Kriege war.

Unsere Handlung bestund in alten Zeiten in der Verkaufung unsers Getreydes, unseres Weins, und unserer Wolle. Es waren zwar noch einige Tuchmanufakturen vorhanden; allein sie waren von keiner Wichtigkeit. Zu den Zeiten Johannes des Cicero, waren in dem ganzen Lande nur siebenhundert Tuchmacher. Unter der Regierung Joachims des zweyten, unterdrückte der Herzog von Alba die Freyheit der Flanderer, auf eine tyrannische Weise. Die kluge Königinn von Engelland, Elisabeth, machte sich die Thorheit ihrer Nachbarn zu nutze, und zog in ihre Staaten die Handwerker aus Gent, und Brugge. Sie verarbeiteten daselbst flanderische Wolle, und erhielten, daß man die Ausführung derselben verboth.

Unsere Handwerker hatten bisher nur durch die Vermischung der englischen, mit unserer Wolle, gute Tücher zuwege gebracht. Da nun die englische Wolle nicht mehr zu haben war, so geriethen unsere Tücher in Verfall. Die Churfürsten von Sachsen, August, und Christian, folgten dem Beyspiel der Königinn Elisabeth, und zogen flanderische Handwerker in ihr Land, welche die Manufakturen daselbst blühend machten. Der Mangel an fremder Wolle, der Verfall unserer Manufakturen, und der Anwachs derselben bey unsern Nachbaren, bewog den brandenburgischen Adel, seine Wolle an die Ausländer zu verkaufen; und dadurch wurden unsere Fabriken fast gänzlich zu Grunde gerichtet. Johann Sigismund suchte sie wieder empor zu bringen; und verboth daher die Einführung fremder Tücher in seine Staaten. Allein dieses Verboth gereichte dem Lande zum Nachtheil; weil die brandenburgische Fabriken nicht so viel Tücher liefern konnten, als das Land nöthig hatte; und man daher gezwungen wurde, seine Zuflucht zu dem Fleisse der Nachbarn zu nehmen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man glücklichere Anschläge getroffen haben würde; allein der dreyssigjährige Krieg kam dazwischen, und richtete die Anschläge, die Manufakturen, und den Staat zu Grunde.

Da Friedrich Wilhelm zur Regierung gelangte; so verfertigte man in diesem Lande weder Hüte, noch Strümpfe, noch Sarsche, noch sonst wollene Zeuge. Die erste Colonie, die

die sich in dem Churfürstenthum niederließ, bestand aus Holländern. Diese erneuerten die Handwerke und Künste, und machten Anschläge, wie man das hochstämmige Holz verkaufen könnte, welches sich hier in großem Ueberfluß fand; weil der dreyßigjährige Krieg aus dem ganzen Lande einen grossen Wald gemacht hatte. In dem Verkauf dieses Holzes bestand hernach einer von den vornehmsten Theilen unserer Handlung. Der Churfürst gestattete auch einigen jüdischen Geschlechtern, sich in seinen Staaten nieder zu lassen. Nachgehends trug sich eine günstige Begebenheit zu, wodurch die Entwürfe des großen Churfürsten sehr merklich befördert wurden. Ludwig XIV. widerrief das Edict von Nantes im Jahr 1684. Und hierauf zogen wenigstens vier mahl hundert tausend Franzosen aus dem Königreiche. Die Reichsten giengen nach Engelland und Holland; und von den Aermsten, die aber auch die fleißigsten waren, nahmen ohngefähr zwanzigtausend ihre Zuflucht in das Brandenburgische. Sie halfen uns unsere wüsten Städte bevölkern, und ihr Fleiß bereicherte uns durch alle Gattungen der Manufakturen. Sie errichteten Fabriken von Tuch, Sarsche, Etamin, Zeuch, Drognet, Grieset, Krep, gewürkten Mützen, Strümpfen, Hüten von Biber- Caninichen- und Hasenhaaren, und alle Arten von Färbereyen. Einige von den neu angekommenen Flüchtlingen wurden Kaufleute, und verhandelten dasjenige einzeln, was von den übrigen verfertiget wurde. Berlin bekam also Goldschmiede, Juveliret, Uhrmacher, und Bildhauer. Die Fran-

zosen, die sich auf dem platten Lande niedergelassen hatten, baueten daselbst Taback; und brachten es dahin, daß aus sandigen Gegenden, durch ihre Bemühungen herrliche Küchengärten wurden, welche vortrefliches Obst und Hülsenfrüchte hervorbrachten. Damit der Churfürst eine so nützliche Colonie noch mehr aufmuntern möchte; so bestimmte er für sie ein jährliches Gehalt von vierzigtausend Thaler, und diese genießt sie noch jetzo. Gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms befand sich also das Churfürstenthum in einem blühendern Zustande, als unter keinem von seinen Vorfahren. Durch die grosse Vermehrung der Manufakturen wurde die Handlung erweitert, welche nachgehends mit Getreide, Holz, Zeugen, Tuch, und Salz getrieben wurde. Die Posten, von denen man bisher in Deutschland nichts gewußt hatte, wurden von dem grossen Churfürsten in allen seinen Staaten, von Emmerich bis nach Memel eingeführet. Die Städte hatten sonst willkührliche Auflagen bezahlen müssen; diese wurden nunmehro abgeschaft: und dafür wurde die Accise eingeführet. Die Städte fingen an, gesitteter zu werden. Man pflasterte die Gassen, und setzte in gewissen Entfernungen Laternen, um sie zu erleuchten. Diese Polizey war auch unumgänglich nöthig; denn bishero waren die Hofleute, wegen des vielen Kothes auf den Gassen, gezwungen gewesen, in das Schloß zu Potsdam, wenn der Hof sich daselbst aufhielt, auf Stelzen zu gehen. Alle die neuen Colonien, welche der große Churfürst eingeführet hatte, kamen nicht ehender in

einen

einen wahrhaft blühenden Zustand, als unter Friedrich dem ersten. Dieser Fürst genoß die Bemühungen seines Vaters. Wir bekamen damahls eine Tapetenmanufaktur, die der Brüsselischen beykam. Unsere Tressen gaben den Französischen nichts nach. Unsere Neustädtischen Spiegel übertreffen noch an Weisse die Venetianischen. Das Kriegsheer wurde von unsern eigenen Tüchern gekleidet. Die Hauptstadt ward durch eben so prächtige als geschmackreiche Gebäude verschönert, der Hof zahlreich und prächtig, und die schönen Künste, die Kinder des Ueberflusses, fingen an zu blühen.

*

* *

Es war eine kleine Malerey, bey welcher mich ein Zufall nöthigte auszusteigen; umgeben von ohngefähr eben so viel Kornlande, — und dichte am Hause, lagen Küchengärten von etwan anderthalb Morgen; bepflanzt und besäet mit alle dem, was in einem französischen Bauerhause zum Ueberflusse gehört. — Und an der andern Seite war ein kleiner Wald, welcher das Holz hergab, um es gar auf den Tisch zu liefern. Ich gieng gerade zu ins Haus. Die Familie bestand aus einem Mann von grauen Haaren, und seiner Frau, mit fünf oder sechs Söhnen, und Schwiegersöhnen, und deren verschiedenen Frauen, nebst einer muntern Zucht von Kindern.

Sie sassen alle um ihr Linsengericht herum; ein grosses Waitzenbrod lag mitten auf dem Tische, und ein Wein-

krug, an jedem Ende desselben, versprach Freude, alle Absätze der Mahlzeit hindurch. — Es war ein Liebesmahl.

Der alte Mann stand auf, mich zu empfangen, und nöthigte mich mit einer ehrerbietigen Vertraulichkeit, mich an den Tisch zu setzen. Mein Herz hatte sich schon den Augenblick, da ich ins Zimmer trat, bey ihnen niedergelassen: also nahm ich sogleich meinen Platz, wie ein Kind vom Hause; und, um sobald als möglich von diesem Charakter Besitz zu nehmen, borgte ich gleich des alten Vaters Messer, faßte das Brod, und schnitt mir eine tüchtige Scheibe herunter; und wie ichs that, sah ich in aller Augen umher ein Zeugniß, nicht allein, daß mirs von Herzen gegönnt, sondern auch, daß dieses Gönnen mit Dank dafür vermischt sey, weil ich nicht daran zu zweifeln geschienen.

War es dies, oder sage mir, Natur was war es sonst, das mir diesen Bissen so schmackhaft machte? — und welcher übernatürlichen Kraft hatt' ichs zu verdanken, daß der Zug, den ich aus dem Kruge dazu that, so vortreflich schmeckte, daß ich beydes bis diese Stunde auf der Zunge habe?

War die Mahlzeit nach meinem Geschmacke, — so war es das darauf folgende Gratias noch mehr.

Als die Mahlzeit geendigt, schlug der alte Mann mit dem Hefte seines Messers auf den Tisch. —

Es war das Zeichen sich zum Tanze zu bereiten. So bald das Signal gegeben war, liefen Frauen und Mädchen nach einem Hinterzimmer, ihr Haar aufzubinden, — und die jungen Männer nach der Thür, um ihre Gesichter zu waschen, und ihre hölzerne Schuhe mit andern zu vertauschen; und in drey Minuten waren sie alle auf einem kleinen grünen Platze vor dem Hause bereit, anzufangen. — Der alte Mann und seine Frau kamen zuletzt heraus, und setzten sich, indem sie mich zwischen sich nahmen, auf einem Sopha von Rasen an der Thür nieder.

Ehemals, vor ungefähr funfzig Jahren war der alte Mann ziemlich stark auf der Leyer gewesen. — Und noch jetzt bey seinem Alter, spielet er seinen Tanz noch recht gut. Zuweilen sang seine Frau mit hinein — Dann ließ sie die Leyer ein wenig allein gehen, — fiel mit ihrer Stimme wieder ein, und ihre Kinder und Enkel tanzten vor ihnen herum.

Erst in der Mitte des zweyten Tanzes kam mirs vor, als ob ich bey verschiedenen Pausen, — während welchen sie alle gen Himmel zu sehen schienen, eine Erhebung des Herzens bemerken konnte, die von jener unterschieden wäre, welche die Ursache, oder die Wirkung einer blossen Fröhlichkeit ist; — mit einem Wort, ich dachte, ich sähe, daß die Religion sich mit in den Tanz mischte. — Da ich sie aber noch nie in solcher Gesellschaft gefunden, würde ichs angesehen haben, als eine von den Täuschungen einer Imagination,

die

die mir ohn Unterlaß mißlinget; wenn nicht der alte Mann, sobald der Tanz vorüber war, gesagt hätte, daß dieses ihre beständige Gewohnheit wäre; und daß er sein Lebelang zu einer Regel gemacht, so bald sie des Abends gegessen, alle die Seinigen zum Tanze und zur Freude zusammen zu rufen; weil er glaubte, sagte er, daß ein fröliches und zufriedenes Gemüth, der beste Dank wäre, damit ein ungelehrter Bauer danken könnte. — Oder auch ein gelehrter Prälat, sagte ich.

Ende des zweyten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sulzer, Johann Georg,

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens

Bd.: 2

Berlin 1780

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 2527
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235186-2
VD18 90657691-ddd